Das Leben und Wirken

Friedrichs des Großen

Königs von Preußen.



Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1854.


C. Geyer sc.

Das Leben und Wirken

Friedrichs des Großen

Königs von Preussen.

Vornämlich

mit Rücksicht auf die reifere Jugend

geschildert

von

Carl Weidinger.

Mit zwölf Stahlstichen.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1854.

Manneswerth.

Ein Mann! Ein Mann! Ein Kaiserthum für einen Mann! So hallte der Ruf von einem Ende Deutschlands bis zum andern, als der Strom der Zeit seine Ufer wild durchbrochen und sich mehr zerstörend, als befruchtend über die Gefilde des Vaterlandes ergossen hatte. Das überraschende Ereigniß spaltete die ganze Nation in vielfache Parteien und man forschte vergebens nach der festen, sichern Hand, welche den Begebenheiten Richtung und Ziel anweisen und die grenzenlose Verwirrung zu schöner Harmonie gestalten sollte.

Der feste Kern, an den die regellos sich umtreibenden Elemente wie Krystalle anschießen und nach naturgemäßen Gesetzen dauerbare Gestalt gewinnen konnten, schien allerwärts zu fehlen, und bei der allgemeinen Zerfahrenheit wurde nichts schmerzlicher vermißt, als ein großer Mann.

In den Jahrzehnten, welche diesen erschütternden Ereignissen vorangingen, war die Meinung weit verbreitet, daß die Zeit vorüber sei, in der bedeutende Persönlichkeiten sich vorherrschende Geltung verschaffen könnten. Es hieß: der Einzelne vermag nichts mehr auszurichten; die Macht ist in die Hände der Massen übergegangen; die Völker sind reif geworden, um über ihre Schicksale und ihre Zukunft selbst zu bestimmen; für große Persönlichkeiten giebt es keinen Raum mehr, sich auszubreiten.

Die Erfahrung der letzten Jahre hat viele Täuschungen und Irrthümer zerstört, keinen aber rascher und gründlicher, als diesen. Weder in Deutschland, noch in unsern Nachbarländern Italien und Frankreich ist aus der Bewegung der Massen eine

neue Ordnung der Dinge hervorgegangen. Wenn der Sturm sich in der Wüste erhebt, treibt er den Sand ungestüm vor sich; erstirbt aber sein Wehen, dann sieht das Auge nichts, als starr- gewordene Hügel, die in der weiten Fläche ohne deutlichen Zweck aufgeführt sind und die der nächste Hauch eben so will- kürlich zerstreut. Keinen andern Anblick hat dieser Völker- sturm zurückgelassen, als leicht bewegliche Hügel ohne feste Be- deckung mit fruchtbarem Boden. Diese Wahrnehmung ist nir- gend so nackt und bloß hervorgetreten, als in Frankreich. Bei den früheren Staatsumwälzungen waren es jederzeit hervor- ragende Gestalten, welche an der Spitze der Begebenheiten standen und sich an der Lösung der Aufgaben versuchten; erst die Revolution von 1848 machte das Recht, über die wichtigsten Fragen des Staatslebens zu entscheiden, zu einem Gemeingut des ganzen Volkes, und welchen andern Gebrauch wußte das- selbe hiervon zu machen, als daß es die uneingeschränkte Gewalt den Händen eines Einzigen übertrug, dem es seine Wohlfahrt vertraute.

Der Ausspruch Schillers:

„Millionen beschäftigen sich, damit die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort!"

ist das Ergebniß einer philosophischen Weltbetrachtung und hat sich als solches aufs Neue bewahrheitet. In allen Zweigen der Wissenschaften und Künste, in Gewerben und Ackerbau waren es von jeher begabte Geister, deren Scharfsinn wichtige und nutz- bringende Entdeckungen machte, und auf welchen Bahnen auch das Menschengeschlecht fortgeschritten ist, so folgte es doch über- all nur großen Persönlichkeiten nach, die ihm die Fackel des Lichts vorantrugen. Der einzige Vorzug, dessen sich die Neuzeit rühmen darf, besteht darin, daß ihre Augen schärfer geworden sind. Während in vergangenen Tagen bevorzugte Geister ihrem Ge- schlechte oft um ein Jahrhundert voraus waren und ihr Licht, das wie aus weiter Ferne herüberdrang, kaum als ein matter

Funke erkannt wurde, erhellt jede fruchtbare Wahrheit jetzt mit Schnelligkeit die ganze Erde. Freilich fehlt es auch an Irrlichtern nicht, doch sind sie ja immer nur in der Nähe des Sumpfes zu treffen, aus dem sie entstanden; ihr unsauberer Ursprung wird bald erkannt, und ihr vergängliches Flämmchen verlischt bei Zeiten.

In dieser Erfahrung liegt für Euch, deutsche Jünglinge, zu denen ich spreche, die dringende Aufforderung, Euch zu Männern auszubilden, die ihrem Volke als Leuchte und Wegweiser dienen können. Je mehr solcher begabter Wesen ein Land besitzt, um so sicherer ist für seine Wohlfahrt gesorgt. Auf Euch beruht die Hoffnung, die Zukunft des Vaterlandes. Nicht von dem trägen Teige der Massen erwarte ich gesundes und schmackhaftes Brod, sondern von Euch, die Ihr der Sauerteig seid, der den schwerfälligen Körper hebt und lockert. Ich weise Euch nicht etwa blos auf den politischen Tummelplatz hin, wo so viel vergebliches Ringen ist, sondern in alle Bahnen, auf denen menschliche Erkenntniß und Fortschritt gefördert werden können. Wo Unwissenheit und Vorurtheil bekämpft wird, da wird zugleich auch eine Fessel des Geistes zerbrochen, denn die Dummheit ist die eigentliche Sklaverei.

Ein regsames Volk, das alle Schätze der Natur auszubeuten, alle Kräfte derselben sich dienstbar zu machen versteht; ein Volk, das in allen Dingen zu richtigen und klaren Einsichten gelangt, in Gesittung und Wohlstand zunimmt, wird sich jederzeit hohe Achtung erwerben und Niemand es wagen, ihm unziemliche Fesseln anzulegen: eine Tochter des Lichtes ist die Freiheit.

Denjenigen aber, welchen der schöpferische Funke des Genius nicht verliehen worden ist, rathe ich Bescheidenheit an. Möchten solche doch nicht in thörichte Selbstüberschätzung gerathen und sich nicht einbilden, Sonnen zu sein, während sie nur Planeten oder Trabanten sind. Ihre Weisheit bestehe darin, sich wie die Himmelskörper über uns einem Systeme einzufügen, in dessen ge-

ordneten Bahnen sie ihre Stelle und damit Licht und Leben finden. „Immer strebe zum Ganzen und kannst Du selber kein Ganzes werden, schließe als dienendes Glied an ein Ganzes Dich an.“

Den würdigen Mittelpunkt eines solchen Kreises findet oft ein ganzes Zeitalter nicht, und eben in dieser Seltenheit liegt die Hochschätzung, welche wir solchen Wesen widmen, die uns zuweilen erscheinen, um die Welt auf überraschende Weise vorwärts zu treiben.

Zu diesen Gestirnen, deren Glanz, wie Aetherschein, zurückbleibt, auch wenn sie selbst unsern Augen längst verschwunden sind, gehört Friedrich der Einzige, dessen strahlender Lauf fast ein halbes Jahrhundert lang währte. Die Erschütterungen, welche bald nach seinem Tode losbrachen, entrückten sein Bild der allgemeinen Betrachtung. Napoleons Siegeslauf schien die Kriege Friedrichs zu verdunkeln. Erst nachdem alles, was jener schuf, hinter ihm zusammenbrach, mehr noch nachdem sein Bahrtuch vor unsern Augen ausgeschüttelt und der Moder der Vergangenheit mit täuschendem Leben umkleidet wird, fühlen wir uns durch dieses Zerrbild zu einem Vergleiche mit dem Leben und Wirken Friedrichs aufgefordert. Es fällt uns dabei zuvörderst auf, daß die Schöpfungen des großen Preußenkönigs kein vorübergehendes, sondern ein unvergängliches Werk waren; noch mehr aber bewundern wir das Ursprüngliche in den Gedanken des gewaltigen Fürsten. Es ist unmöglich, das, was er bildete, grade so wieder herzustellen. Alles war für seine Zeit und die Bedürfnisse derselben berechnet, allein die Früchte, die er erzog, enthielten zugleich so reichen, fruchtbaren und veredelten Samen, daß er nur mit vollen Händen ausgestreut werden durfte, um in einem besser aufgelockerten, durcharbeiteten und tragbarer gemachten Boden weit üppigere Ernten daraus zu erziehen. Wir bemerken endlich, wie richtig und vollständig der König seine Zeit begriff. Nichts riß er nieder, was zu dem damaligen Bau noch paßte;

nichts übereilte er, wozu die Möglichkeit des Gedeihens und der Reife noch fehlte; nichts trieb ihn aus den Schranken einer weisen Mäßigung heraus und während seine Gegner ihn als einen Neuerer und Weltenstürmer verschrieen und verfolgten, steckte er vorsichtig die Grenzen ab, über die hinaus ihn keine Verlockung zu treten vermochte. Wenn er dem Feldherrntalente Karls XII. von Schweden Anerkennung zollte, so sprach er sich doch jederzeit mit verwerfendem Tadel über die Unbesonnenheit und den Ungestüm dieses Kriegesfürsten aus, wogegen Gustav Adolph, ihm in vielem so unähnlich, das Vorbild blieb, dem er in andern Dingen nachstrebte. Dieses weise Maßhalten ist es, was Friedrichs Schöpfungen Dauer verliehen und ihn zum Muster eines kriegskundigen Fürsten gemacht hat. Ueberhaupt ist Friedrich der Regent noch größer als Friedrich der Feldherr, und die Segnungen seiner friedlichen Herrschaft überstrahlen den Glanz seiner Siege. Durch diese machte er seinen Staat groß, durch jene ihn glücklich und wurde der Urheber einer neuen Zeit. Seine Bildung war fremdländisch und unmittelbar hat ihm die deutsche Wissenschaft wenig zu verdanken, aber indem er den geistigen Druck entfernte, der alle Triebe niedergehalten hatte, schoß sie von selbst freudig und üppig empor. Diese Wohlthat kam nicht blos seinem Lande zu statten, vielmehr breitete sich das Licht, das er anzündete, über ganz Deutschland aus, und es ist gewiß kein Zufall, daß von seinem Regierungsantritte die Blüthe der deutschen Literatur datirt. Ihm selbst blieb dieser Geisterfrühling größtentheils unbekannt, nichts desto weniger ist er der Schöpfer desselben gewesen, denn ohne Friedrich den Großen und die Gesinnungen, die er verbreitete, würden in kalter, feuchter Nacht die schönsten Blüthen des deutschen Geistes keine Gelegenheit zu ihrer Entwicklung gefunden haben. Gaben denn nicht seine Thaten Dichtern und Geschichtschreibern den reichsten Stoff zu begeisterten Werken? und sagt nicht selbst Goethe, daß seine Seele die lebhafteste Anregung durch das Wirken des großen Königs

empfangen habe? Wie viel ist doch in Gesetzgebung, Rechtspflege, Verwaltung und auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in und außerhalb Preußens während Friedrichs Regierung anders und besser geworden, und wenn wir alles, was als mittelbarer Ausfluß seines Geistes der Welt zu gute gekommen ist, in Anschlag bringen, so wächst der Zoll des Dankes, den wir ihm schulden, unendlich an.

Wer Friedrichs Geschichte aufmerksam liest, kann sich auch der Betrachtung nicht verschließen, daß grade das Unglück die beste Schule der Weisheit und der Größe sei. Wohl mag die harte und trübe Jugend des Königs dazu gehört haben, um das aus ihm zu machen, was aus ihm geworden ist. Auch in der Folgezeit strahlt sein Stern immer dann am hellsten, wenn die härtesten Schläge des Schicksals auf ihn niederfallen. Dieses plötzliche Aufraffen, so oft seine Feinde ihn vernichtet zu haben glaubten; diese geistigen Blitze, die um so heller flammten, je dunkler die Nacht um ihn her geworden war; dieses kühne Ringen gegen übermächtige Schicksale, bietet das bewunderungswürdigste Schauspiel dar. Mit welchem Trost, mit welchem Muth durchdringt dieser Anblick das Herz jedes Leidenden! wie richtet sich das Selbstgefühl deutscher Jünglinge daran auf! Friedrichs Thaten rufen ihnen wie Goethes Worte ermunternd zu:

„Allen Gewalten
Zum Trutz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kräftig sich zeigen,
Rufet die Arme der Götter herbei!“

Das Studium der Geschichte Friedrichs des Großen ist daher auch nach allen Seiten so erfrischend und erhebend, daß es der deutschen Jugend nicht genug empfohlen werden kann. Es erweckt sie zu Kraft und Selbstvertrauen; es lehrt sie unverzagt im Leiden und mäßig im Glück zu sein; nicht ins Schrankenlose hinaus sich zu verlieren, sondern nach erreichbaren Zielen zu stre-

ben; es bringt sie dahin, nicht in Zerfahrenheit die Kraft zu vergeuden, sondern einem erhabenen Geiste sich willig unterzuordnen und sich zu überzeugen, daß nicht die zersplitterte Kraft des Einzelnen, sondern die gesammelte Kraft des Ganzen Erfolge erzielt.

Freilich fehlt es an Lebensbeschreibungen des großen Fürsten nicht, dennoch halte ich es nicht für überflüssig, die Blicke der deutschen Jugend neuerdings auf diese Heroengestalt hinzulenken. Dasselbe Schauspiel macht zu verschiedenen Zeiten einen verschiedenen Eindruck auf die menschliche Seele, und mich bedünkt es, als ob grade unsere Zeit, an der so viele täuschende Erscheinungen vorüber gegangen sind, vorzugsweise geeignet wäre, einen prüfenden Blick auf die Tage zurückzuwerfen, die wir als die Quelle nachfolgender Ereignisse erkennen müssen. Wie ganz anders ist doch jetzt die Betrachtungsweise des vorigen Jahrhunderts geworden, als dies noch vor einigen Jahren der Fall war. Die Seelen unserer Jugend sind nüchterner, gesammelter, zu einer ruhigen, vergleichenden Anschauung geeigneter geworden. Das, was groß und edel war, wird ihre Begeisterung wecken und ohne die Vergangenheit zu überschätzen, werden sie die Gegenwart richtiger würdigen. Während unsere Zeit alles zu verflachen strebte, ist es nützlich, die Heldengestalt des großen Königs wieder vor unsern Blicken empor steigen zu sehen. Freilich gehörte die Feder eines Plutarch dazu, um in Zügen der Schrift ein Gemälde zu entwerfen, das eben so glanzvoll wäre, als das Kunstwerk, das Rauchs Meisterhände dem Beschauer in Erz vorgeführt haben. Ich vermag meinen Lesern nur ein anspruchsloses Bild zu liefern; wenn es aber fähig wäre, in die Seele manches Knaben und Jünglings einen Widerschein zu werfen, der, wie der Schatten am Morgen, sich lang hin ausstreckt und Hoffnung, Liebe, Begeisterung weckt; wenn echte Mannesgröße Streben und Zielpunkt jugendlicher Herzen würden, so wäre meine Mühe reich belohnt.

Indem ich Hand an dieses wichtige Unternehmen lege, ist es nicht meine Absicht, den unbedingten Lobredner des Weisen von Sanssouci zu machen. War ihm doch Schmeichelei im Leben schon zuwider, und sein Geist würde mir dafür auch jetzt nicht Dank wissen. Wo viel Licht ist, fehlt auch der Schatten nicht; Unfehlbarkeit ist keines Sterblichen Antheil, und der Fürst, der selbst die Schmähung lächelnd ertrug und der Wahrheit Bahn brach, wird auf würdigere Weise geehrt, wenn man ihn schildert, wie er wirklich war, als wenn man mit ungeschickter Hand die Stellen übertüncht, die uns zeigen, daß es ein menschliches Wesen war, mit dem wir es hier zu thun haben; nicht frei von Irrthum, aber sich davon losringend und nach bester Ueberzeugung das vollbringend, was er für gut hielt.

Geschichtlicher Rückblick auf die drei vorangegangenen Regierungen.

Ein Jahrhundert hatte Friedrich dem Großen vorarbeiten müssen, um ihm die Mittel zur Ausführung seiner Pläne zu bereiten, und zwar hatte jede der drei vorangegangenen Regierungen auf verschiedene Weise das Ihrige dazu beigetragen. Hundert Jahre vor ihm bestieg der große Kurfürst Friedrich Wilhelm im Alter von zwanzig Jahren den brandenburgischen Thron, allein welcher Art war die Herrschaft, die der fürstliche Jüngling ererbte! Sein schwacher und unfähiger Vater würde selbst in friedlichen Zeiten eine ruhmlose Regierung geführt haben; unglücklicher Weise fiel sie aber in die Greuel des dreißigjährigen Krieges hinein, und diese Ereignisse überwältigten den waffenlosen Fürsten dermaßen, daß sein Land der beständige Tummelplatz der Schweden und Kaiserlichen blieb. Seinem Sohne vermochte er wenig mehr als einen Titel zu hinterlassen; es waren Schutt- und Aschenhaufen, ein entvölkertes, bis aufs Blut ausgesogenes Land, eine

mißachtete Gewalt, leere Kassen und eine unscheinbare Kriegsmacht, was ihm zufiel. Der erste Minister, Graf von Schwartzenberg, hatte mehr im Namen des Kaisers, als seines Landesherrn regiert. Friedrich Wilhelm entsetzte ihn und er starb in demselben Jahre zu Wien, aber selbst der Name des Todten übte noch eine solche Herrschaft aus, daß der Commandant Rochow von Spandau sich weigerte, die Befehle des Kurfürsten zu vollziehen und die Siegel an den Nachlaß des Verstorbenen zu legen. Durch List aus seiner Festung gelockt, wurde Rochow enthauptet, und dieses Beispiel der Strenge hatte erst die Wirkung, daß die übrigen Befehlshaber sich unterwarfen. Von dem König Ladislaus von Polen erhielt Friedrich Wilhelm die Belehnung von Preußen nur gegen einen jährlichen Tribut von 120000 Fl. und gegen das Versprechen, weder Frieden noch Vertrag mit den Feinden der polnischen Krone zu schließen. Nur mit schwerem Gelde konnte er den Abzug der Schweden erkaufen; eben so gelang es ihm mit Mühe, die Räumung von Kleve Seitens der Hessen und Holländer zu bewirken; dennoch wurde er im westphälischen Frieden genöthigt, an Schweden Vorpommern, die Inseln Rügen und Wollin, die Städte Stettin, Gartz und Gollnow, die drei Mündungen der Oder nebst dem Erbrechte auf ganz Pommern und der Neumark, falls das kurfürstliche Haus aussterben sollte, abzutreten, wogegen ihm die säkularisirten Bisthümer Halberstadt, Minden und Camin, die Grafschaften Hohenstein und Reichenstein, sowie die Anwartschaft auf das Erzbisthum Magdeburg zufielen.

Sobald seine Länder vom Feinde geräumt waren, fand dieser Fürst in seinem großen Geiste die Hülfsmittel, ihre tiefen Wunden zu heilen. Eine in jenen Tagen anderwärts unbekannte Finanzwirthschaft, die sparsamste Haushaltung, verbunden mit weisen Anordnungen setzten ihn in den Stand, diese von der Natur so stiefmütterlich behandelten Landstriche in kurzer Zeit wieder emporzubringen und sich zugleich waffentüchtig zu machen. Sehr

bald vermochte er als Beschützer der bedrückten Protestanten in Jülich gegen den Herzog von Neuburg aufzutreten, ja selbst den Schweden Trotz zu bieten, als Karl Gustav, der nach der Abdankung der Königin Christine den Thron bestiegen hatte, das empörende Ansinnen stellte, daß ihm die Häfen von Pillau und Memel überlassen würden, um sich ihrer als Stützpunkte bei seinen Unternehmungen gegen Polen zu bedienen.

Die Schweden änderten ihre Sprache, kamen dem Kurfürsten mit vortheilhaften Bedingungen entgegen und diese, verbunden mit den siegreichen Fortschritten Karl Gustavs, bewogen ihn zu einem Bündnisse mit diesem kriegerischen Fürsten, das 1756 geschlossen wurde. Friedrich Wilhelm vereinigte sich an der Weichsel mit dem Heere des Königs und erfocht vom 28. bis 30. Juli einen entscheidenden Sieg bei Warschau über das weit überlegene polnische Heer. Die darauf folgenden Verträge von Liebau und Wehlau verschafften dem Kurfürsten als Preis seiner erfolgreichen Hülfe die volle Souveränetät über das Herzogthum Preußen, ein Umstand der für die künftige Größe des Staats von den wichtigsten Folgen war. Dem schwedischen Bündnisse entsagte er zeitig und stand zwei Jahre darauf im Bunde mit dem Kaiser den von den Schweden bedrängten Dänen bei. Holstein, Schleswig, Jütland wurden erobert; auch in Pommern und Preußen wüthete der Krieg, dem der Tod Karl Gustavs und der Friede zu Oliva 1660 ein Ende machte. Diesen Frieden benützte der Kurfürst, um Städte und Dörfer zu bauen, Ackerbau, Viehzucht und Gewerbe zu beleben und sich in allen diesen Künsten des Friedens noch größer als auf dem Schlachtfelde zu erweisen. Eine durchaus friedliche Regierung war ihm jedoch nicht beschieden. In dem gefährlichen Türkenkriege von 1665 schickte er dem Kaiser 20000 Mann zu Hülfe, unterstützte auch die gleichzeitig angegriffenen Polen, besetzte Magdeburg, das ihm vorläufig huldigte, und schloß im Haag eine Quadrupelallianz mit Dänemark, Holland und Braunschweig, der auch der Kaiser beitrat.

Der Zweck dieser Verbindung war die Zügelung der ehrgeizigen Pläne Ludwigs XIV., der, nachdem er 1667 die Spanier in Flandern angegriffen hatte, drei Jahre später seine Augen auf Holland warf. Vergebens suchte Ludwig XIV. den Kurfürsten zu sich herüber zu ziehen; treu seinen Zusagen, verband sich dieser vielmehr noch mit dem Erzbischof von Köln, dem Herzog von Neuburg und dem Bischof von Münster zum Schutz der Republik Holland, doch gingen die ersteren beiden bald, später auch der dritte in das feindliche Lager über. Der Angriff erfolgte 1772 wirklich; von allen seinen Verbündeten verlassen, fand Holland nur bei dem Kurfürsten Hülfe, doch folgte auch Kaiser Leopold seinem großmüthigen Beispiele. Die Schuld der Kriegsdrangsale wälzte das niederländische Volk auf den Großpensionär Johann de Wit und besudelte sich mit seinem Blute. Der neunzehnjährige Prinz Wilhelm von Oranien wurde zum Statthalter ausgerufen und in ihm fand Ludwig XIV. seinen unermüdlichsten Feind. Der Kurfürst, in dessen Verhältnissen zur Republik sich dadurch nichts änderte, wurde jedoch durch den kaiserlichen Feldherrn Montecuccoli, der ihm ein Hülfskorps zugeführt, aber den Befehl hatte, nicht angriffsweise zu verfahren, von wirksamer Hülfe abgehalten. Während das verbündete Heer sich in Märschen ermüdete, eroberte Turenne Kleve, die Grafschaft Mark und drang in Westphalen vor. Da auch die versprochenen Subsidien Hollands ausblieben, weder der Kaiser noch Spanien sich regten, sah sich Friedrich Wilhelm 1673 zu dem Vergleiche von Vossem, den Ludwig XIV. in Mastricht bestätigte, gezwungen. Die Städte Metz und Wesel blieben diesem Vertrage zufolge bis zum Frieden mit Holland in französischem Besitz. Der Kurfürst hatte sich inzwischen vorbehalten, im Fall eines ausbrechenden Reichskrieges dem Kaiser den schuldigen Beistand zu leisten. Dieser Fall trat nur zu bald ein; die Franzosen verwüsteten die Pfalz, der Kaiser erklärte den Krieg, und Brandenburg stellte dazu 16000 Mann. Das Verfahren in diesem neuen Feldzuge war dem oben beschrie-

denen ähnlich; Turenne besiegte den kaiserlichen General Bournonville, und der Kurfürst führte seine Truppen, mit denen er bei Colmar gestanden hatte, über den Rhein zurück. Frankreich, um sich dieses Gegners zu entledigen, regte die Schweden, ohngeachtet dieselben 1673 ein Schutzbündniß mit Brandenburg geschlossen hatten, zu einem Einfall in die Staaten des Kurfürsten an, und Wrangel erschien im Mai 1675 an der Spitze eines schwedischen Heeres in der Mark. Das Land war von Truppen entblößt, allein die ihrem Kurfürsten mit Leib und Seele ergebenen Bauern bildeten einen Landsturm und schrieben auf ihre Fahnen:

„Wir sind Bauern von geringem Gut
Und dienen unserm gnädigsten Kurfürsten mit unserm Blut."

Dieser unerwartete Widerstand reizte den Feind nur noch mehr, der sich die ärgsten Grausamkeiten erlaubte. In Franken hört der Kurfürst den Nothruf seines Landes und eilt zu seiner Hülfe herbei. Am 11. Juni erreicht er Magdeburg und läßt die Thore der Festung schließen, um den Schweden seine Annäherung zu verheimlichen. Gegen Abend übersetzt er mit seinen Truppen die Elbe, erscheint in der folgenden Nacht vor Ratenow und überrascht dort ein schwedisches Regiment, das zusammengehauen oder gefangen wird. Ohne das Fußvolk zu erwarten, fliegt er mit der Reiterei nach Nauen, wodurch er beide schwedischen Korps, von denen das eine in Brandenburg, das andere in Havelberg steht, trennt. Das Erstere hatte Nauen eine Stunde vor der Ankunft des Kurfürsten verlassen; es wird auf dem Wege nach Fehrbellin, wo alle schwedischen Truppen sich vereinigen sollten, lebhaft verfolgt. Obgleich der Kurfürst nicht mehr als 5600 Reiter nebst 12 Kanonen bei sich hat, beschließt er mit seinem tapfern General Dörffling dennoch den Angriff des überlegenen Feindes, der zehn Regimenter Infanterie besaß. Ein vollständiger Sieg krönt das verwegene Unternehmen; die Schweden verlieren 3000 Mann, 10 Fahnen und acht Kanonen. Dörffling treibt sie in den nächsten Tagen nach Mecklenburg, das der

Feind mit nur 4000 Mann erreicht. Dieser glänzende Sieg über die bis dahin so kriegsberühmten Schweden war ein unerhörtes Ereigniß, das zugleich das moralische Ansehen des brandenburgischen Staats, das Selbstgefühl des Heeres und den kriegerischen Eifer des Volks erhob. Der Glückliche findet sogleich Bundesgenossen; kaiserliche und dänische Truppen zogen zu Hülfe, und die Schweden sahen sich nun in dem ihnen gehörigen Theile von Pommern angegriffen. Holland schickte den Admiral Tromp in die Ostsee, der die Schweden verhinderte, Verstärkungen nach Pommern zu werfen; Wolgast, Wollin und Anklam werden genommen; im Jahr 1677 die schwedische Flotte von den Dänen geschlagen, und von dem Kurfürsten Stettin erobert. Mit gleich glänzendem Erfolge wird der Krieg in Preußen geführt, wohin die Schweden einen Einfall unternommen hatten. Die über die Schweden errungenen Vortheile raubte der Frieden von St. Germain (1679) größtentheils wieder, da die Franzosen, welche in die westphälischen Staaten eingefallen waren, ihren nordischen Verbündeten nicht im Stiche ließen, allein der Ruhm, den der Kurfürst gewonnen, drang bis nach Asien, und Murad Gheray, Khan der Tartaren, schickte Gesandte nach Berlin, um sich die Freundschaft des Heldenfürsten zu erbitten.

In den letzten neun Jahren seiner Regierung bis zu seinem am 29. April 1688 erfolgten Tode erschien er nicht wieder im Felde, allein er machte nützlichere Eroberungen daheim.

Der Kurfürst hatte Forderungen an Spanien, welche diese Macht ihm vorenthielt; er schickte neun kleine Fahrzeuge nach Guinea, die ein spanisches Kriegsschiff auffingen und nach Königsberg brachten. Das Herzogthum Magdeburg wurde dem Staate einverleibt und Ostfriesland, worauf ihm das Heimfallsrecht zustand, theilweise besetzt. In Emden gründete er eine afrikanische Handelsgesellschaft, durch welche an den Küsten von Guinea das Fort Friedrichsburg errichtet ward. Bei den Bedrängnissen des Kaiserhauses und der Belagerung Wiens durch die

Türken ließ der Kurfürst 2000 Mann zu dem Heere des Polenkönigs Johann Sobiesky stoßen, schickte auch 1686 dem Kaiser ein Hülfskorps von 8000 Mann, das sich in diesem Kriege, namentlich bei der Erstürmung von Ofen, glänzend auszeichnete. Nach der Aufhebung des Edikts von Nantes, wodurch die französischen Protestanten zur Auswanderung sich gezwungen sahen, nahm Friedrich Wilhelm 20000 dieser gewerbfleißigen Leute in seine Staaten auf, welche zur Hebung der Fabriken und Handwerke wesentlich beitrugen. Hamburg, welches von den Dänen belagert ward, fand seine Rettung durch brandenburgische Hülfe. Nach einer achtundvierzigjährigen Regierung hinterließ der große Kurfürst seinem Sohne einen Staat, den er im elendesten Zustande, beraubt von allen Hülfsquellen, übernommen, mit erweiterten Grenzen, mit steigendem Wohlstande, fest geordnet im Innern, voll Ansehen und Macht nach außen und geschützt durch ein Heer, das in allen Feldzügen ruhmvoll gekämpft, voll Muth und Selbstgefühl, taktisch durchgebildet und ein Kernpunkt war, aus dem Preußens Größe sich zu entwickeln vermochte.

Diese blühende Macht gelangte in die Hände Friedrichs III., der damals 31 Jahr alt, aber schwächlich, entstellt, in seiner Erziehung vernachlässigt war. Von seiner Stiefmutter gehaßt und verfolgt, besaß er auch die Liebe des Vaters so wenig, daß dieser vielmehr gewünscht hätte, die Nachfolge seinem zweiten Sohne Philipp zuwenden zu können.

Prachtliebe und Eitelkeit waren hervorstechende Eigenschaften in dem Charakter Friedrichs III., allein grade diese Fehler sind die Ursachen eines folgenreichen Ereignisses geworden. Wilhelm von Oranien bestieg den englischen Thron, Friedrichs Schwager, Herzog Ernst von Hannover, erlangte die Kurwürde, August von Sachsen unternahm den erfolgreichen Versuch, König von Polen zu werden: das alles stachelte den Ehrgeiz des Kurfürsten von Brandenburg an, auch sein Haupt mit der königlichen Krone zu schmücken. Da er hierzu vornämlich der Beistimmung des Kai-

sers bedurfte, so bot er alles auf, sich diesem gefällig zu erweisen. In dem neu ausbrechenden Kriege gegen Frankreich war Friedrich des Kaisers thätigster Bundesgenosse, wohnte den Feldzügen von 1689 und 1690 persönlich bei, und zahlreiche Korps zogen beständig, sowohl gegen Frankreich als gegen die Türken, dem Kaiser zu Hülfe; auch entsagte er dem Schwiebuser Kreise, den Brandenburg als Ersatz für dessen Ansprüche auf mehrere schlesische Herzogthümer — worauf ich später weiter zu sprechen komme — erhalten hatte. Dennoch fanden selbst die treuen und einsichtigen Räthe des Kurfürsten, v. Danckelmann und Fuchs, das Streben nach dem Königsthrone so chimärisch, daß sie nachdrücklich von Verfolgung dieses Planes abriethen. Sie fielen deshalb in Ungnade, und Baron Colbe, später zum Grafen von Wartemberg erhoben, ein seichter Kopf, aber geschmeidiger Hofmann, wurde Minister des Auswärtigen. Kaum hatte der Frieden von Ryswick Europa beruhigt, als der Streit über die spanische Erbfolge mit größeren Gefahren drohte. Diese Lage der Dinge war den Absichten des Kurfürsten günstig; Kaiser Leopold bedurfte Brandenburgs Hülfe, dennoch widerriethen alle kaiserlichen Minister dieses Zugeständniß. Graf Kinski lehnte selbst das Angebot von 100000 Gulden für seine Verwendung ab, und der brandenburgische Unterhändler verließ Wien. Sein Gesandtschaftssekretär Bartholdi, der zurückgeblieben war, bot die von Kinski ausgeschlagene Summe dem Beichtvater des Kaisers, dem Jesuiten Wolf, an und dieser, dadurch geschmeichelt, entlockte seinem kaiserlichen Beichtkinde die zeither versagte Genehmigung. Der Kaiser versprach die Anerkennung Friedrichs als Königs von Preußen unter folgenden Bedingungen: der neue König stellt auf seine Kosten ein Hülfsheer von 10000 Mann während des ganzen Laufes des Krieges mit Frankreich, schützt Philippsburg durch eine Besatzung, geht in allen Reichsangelegenheiten mit dem Kaiser Hand in Hand, entsagt den Geldforderungen, die er an Oesterreich hat, wird seine Wahlstimme zur deutschen Kaiser-

krone den Söhnen Josephs geben und in Betreff seiner deutschen Staaten nichts in dem Verhältnisse derselben zum deutschen Reiche ändern. Der Pabst schrie laut auf, und der deutsche Ritterorden, der seinen Ansprüchen auf Preußen nie entsagt hatte, protestirte; allein der Kaiser bewog die Reichsstände, seinem Entschlusse beizutreten und von den auswärtigen Mächten waren es zunächst England, Polen und Dänemark, welche die Anerkennung aussprachen.

Gleich im Anfange des folgenden Jahres, am 18. Januar 1701, setzte Friedrich sich die Krone eigenhändig in Königsberg auf und begleitete diese Handlung mit der Stiftung des schwarzen Adlerordens. Welche Zukunft dieser Tag in seinem Schooße barg, ahnete damals Niemand. Nicht blos das Volk, sondern auch die höher stehenden Klassen, fanden diese Vermehrung der Würde ohne gleichzeitige Vermehrung der Macht lächerlich, und sogar die hochgebildete Gemahlin Friedrichs, Sophie Charlotte von Hannover, Schwester des nachmaligen König Georgs I. von England, schrieb an Leibnitz, mit dem sie in freundschaftlichem Briefwechsel stand: „Ich bin in Verzweiflung, daß ich genöthigt werde nach Königsberg zu gehen, um dort an der Seite meines Aesops die Theaterkönigin zu spielen. Glauben Sie ja nicht, daß ich diese Größe und diese Krone, von der man jetzt hier so viel Wesen macht, den Reizen der philosophischen Gespräche vorziehe, die wir mit einander in Charlottenburg pflegen.“

Diese gelehrte Frau benützte jedoch die Gelegenheit, um einen Plan zu fördern, der ihr näher lag als die Krone. Friedrich der Große sagt darüber in seinen „Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Brandenburg“: „Man wußte Friedrich I. zu überreden, daß es seiner königlichen Würde angemessen sei, eine Akademie der Wissenschaften zu gründen, grade wie man einem Neugeadelten vorstellt, daß es für ihn unerläßlich sei, sich nunmehr eine Meute Jagdhunde anzuschaffen.“

Den dringenden Zureden der Königin gelang es, die k. Akademie der Wissenschaften mit der Hülfe von Leibnitz, welcher der erste Präsident derselben wurde, ins Leben zu rufen. Leider starb diese erlauchte Fürstin bereits 1705, was ihrer jugendlichen Schöpfung zum großen Nachtheil gereichte.

Schon vorher hatte Friedrich in Halle eine Universität errichtet.

Die Reihe glänzender Feste, welche der Krönung folgten, wurden durch die Siege Karls XII. von Schweden unterbrochen. Diesem Sturme wich der König durch ein Schutzbündniß mit Schweden, das mit dem Sterne des nordischen Alexanders unterging, vorsichtig aus.

Der Anfall der Fürstenthümer Oranien und Meurs nach Wilhelm I. Tode führten einen Streit mit dem Prinzen von Nassau herbei, den Wilhelm ungehöriger Weise zu seinem Erben eingesetzt und die Republik Holland verpflichtet hatte, diese Verfügung aufrecht zu halten. Der König drohte, seine Truppen, die sich am Rhein, in Italien, in Flandern, überall, mit Ruhm bedeckten, zurückzuziehen, wenn die Holländer seine Rechte kränken würden. Mit einem werthvollen Diamanten ließ sich jedoch der eitle Monarch beschwichtigen und genehmigte zugleich, daß vorläufig das Erbe in zwei gleiche Theile getheilt würde.

Einige friedliche Eroberungen gelangen dem Könige besser. Er kaufte die Grafschaft Tecklenburg, und die Stände von Neufchatel entschieden nach dem Tode der Fürstin von Nemours zwischen den Erbansprüchen des Hauses Longueville und denen des Königs von Preußen, zu Gunsten des Letztern.

Noch bevor der Frieden von Utrecht, durch welchen Preußen die Provinz Geldern und die Bestätigung seiner Rechte über Neufchatel erlangte, geschlossen war, starb Friedrich am 25. Februar 1715, und ein ihm gänzlich unähnlicher Sohn, Friedrich Wilhelm I., bestieg den Thron. Da seiner in der Jugendgeschichte seines großen Sohnes noch mehrfach gedacht werden wird, mögen hier

wenige Züge hinreichen. In dem kraftvollen Alter von 24 Jahren gelangte der rüstige Prinz, dessen entschiedener Charakter sich früh entwickelt hatte, zur Regierung. Seine geistige Bildung war schwer vernachlässigt worden. Der Franzose Rebeur, ein unwissender Pedant, sollte ihn in den Wissenschaften unterrichten, erfüllte aber diesen Beruf so schlecht, daß er dem Jünglinge alle Neigung zu gelehrten Kenntnissen raubte. Weit mehr fühlte sich der Prinz zu dem Grafen Alexander v. Dohna hingezogen, der seit 1702 sein militärischer Führer war. Dieser rauhe Krieger flößte ihm jene Liebe zum Soldatenstande und jene spartanische Einfachheit der Sitten ein, welche diesen König besonders auszeichnen.

Ohne Feldherrntalente und das Verlangen nach Kriegsruhm zu besitzen, war das hauptsächlichste Augenmerk des Königs auf die Vermehrung seines Heeres gerichtet. Um die größten und schönsten Rekruten zu bekommen, scheute er, der sparsame Haushälter, kein Geld und er, der fried- und rechtliebende Fürst keine Gewaltthat. War er nicht dazu geschaffen, Armeen auf dem Schlachtfelde zu kommandiren, so war er doch ein vorzüglicher Exerzirmeister und so taktisch durchgebildete Truppen, wie damals die preußischen, besaß kein anderer Staat. In der Hand eines unkriegerischen Fürsten schien dieses schöne zahlreiche und kostspielige Heer zwecklos, und die Neigung des Königs für das Militärwesen sah die Welt eben so für eine Soldatenspielerei an, wie sie die Krönung Friedrichs I. als ein Theaterposse verspottet hatte. Selbst seine nächsten Anverwandten lachten über den König und der Spottname „des heiligen römischen Reiches Unteroffizier" wurde ihm beigelegt. Dennoch waren es diese beiden verhöhnten Monarchen, welche mehr ahnend als mit deutlichem Bewußtsein die Grundpfeiler zu dem Tempel der Ehre und Macht Preußens aufführten, zumal Friedrich Wilhelm nicht blos für ein Heer, sondern zugleich für die Mittel zu seiner Benützung sorgte und, während er selbst kaum wie ein bemittelter Privatmann lebte, einen reichen Staatsschatz aufsammelte. Allem Schaugepränge

Feind, verschwand der üppige Hofstaat seines Vaters, sobald er den Thron bestieg, und eine Sittenstrenge und Einfachheit traten an dessen Stelle, die bis zur Verletzung der königlichen Würde getrieben wurden. Ein rüstiger und thätiger Arbeiter, fehlte es ihm nur an Größe des Geistes, um Großes zu schaffen, doch dienten viele seiner Anordnungen dazu, den materiellen Wohlstand des Landes zu befördern; umfassende und weit aussehende Unternehmungen lagen aber nicht in seinem Geschmack, und die Schöpfungen seines erleuchteten Großvaters gingen unter seinen Händen zu Grunde. Unter seinem würdigen Justizminister Samuel Frhrn. von Cocceji erlangte die Rechtspflege manche vortheilhafte Umgestaltung, und der Sinn für Gerechtigkeit, der den König selbst beseelte, würde noch edlere Früchte getragen haben, hätten ihm klare Einsichten zu Gebote gestanden. Sein zufahrendes Wesen schadete oft da, wo er helfen wollte, und er ward hart, wenn er gerecht zu sein strebte.

Den Bau nützlicher öffentlichen Gebäude, der Festungen, so wie die Erweiterung der Städte ließ er sich angelegen sein, zog Kolonisten in das Land und nahm ganz besonders 18000 der aus Salzburg vertriebenen Protestanten in seine Staaten auf, die hier Unterstützung und einen sichern Zufluchtsort fanden. Es gereicht ihm dabei zur besonderen Ehre, daß er, obwohl strenger Protestant, andere Religionsgenossenschaften mit großer Duldung behandelte,

Daß die Gelehrsamkeit an Friedrich Wilhelm keinen Gönner und Förderer fand, kann nach dem wenigen, was ich schon von ihm sagte, nicht Wunder nehmen. Der höhere Unterricht wurde vernachlässigt, und was aus der k. Akademie der Wissenschaften, dieser Schöpfung seiner geistvollen Mutter und Leibnitzens, unter seiner Regierung geworden war, davon mag folgender Auszug aus der Dienstinstruktion für den am 19. Januar 1732 zum Vizepräsidenten der Akademie ernannten Grafen von Stein Kunde geben: Nach einer Belobung des Herrn v. Stein über seine Ge-

lehrsamkeit in der Caballa, der Prüfung und Erkenntniß der guten und bösen Geister, deren Nutzen, Gebrauch und Mißbrauch, heißt es weiter:

„Dafern auch der Vizepräsident besondere Veränderungen anmerken sollte, z. B. daß der Mars einen feindlichen Blick auf die Sonne geworfen habe, oder daß er mit dem Saturno, Venere oder Merkurio im Quadrat stünde, oder auch daß der Zodiakus, wie bereits zu des Campanellä Zeiten, sich noch weiter aus dem Gleise geben und vorrücken, oder auch, daß ein Wirbel des Himmels, nach des Cartesii principiis abschleifen und verschlingen sollte, und daher eine unmäßige Anzahl von Cometen und Schwanzsternen zu vermuthen wäre, so hat der Vizepräsident ohne den geringsten Zeitverlust mit den übrigen Sociis daraus zu konferieren, auch nicht allein auf die Ergründung solcher Unordnungen, sondern auch auf die Mittel und Wege, wie denselben am besten abzuhelfen, bedacht zu sein.

Und ob gleich durch den Unglauben der Menschen dahin gediehen, daß die Kobolte, Gespenster und Nachtgeister dergestalt aus der Mode gekommen, daß sie sich kaum mehr sehen lassen dürfen, so ist dem Vizepräsidenten doch aus dem Praetorio bekannt, wie es an Nachtmehren, Bergmännlein, Drachenkindern, Irrwischen, Nixen, Währwölfen, verwünschten Leuten und anderer dergleichen Satansgesellschaft nicht ermangele, sondern deren Dinge eine große Anzahl in den Seeen, Pfühlen, Morästen, Haiden, Gruben und Höhlen, auch heiligen Bäumen verborgen liegen, welche nichts als Schaden und Unheil anrichten, und wird er also nicht ermangeln, sein Aeußerstes zu thun, um dieselben, so gut er kann, auszurotten, und soll ihm ein jedes von diesen Unthieren, welches er lebendig oder todt liefern wird, mit 6 Thalern bezahlt werden.

All die weil auch eine beständige Tradition ist, daß allhier in der Churmark, sonderlich in der Gegend von Lennin, Wilsnek und Lebus konsiderable Schätze vergraben sind, zu deren Besichti-

gung, um zu wissen, ob sie noch vorhanden, gewiße Ordensleute, Jesuiten und ander dergleichen Geschmeiße und Ungeziefer von Rom kommen, so muß der Vizepräsident diesem Pfaffenpack fleißig auf den Dienst passen u. s. w., auch keinen Fleiß sparen, daß er vermittelst der Wünschelruthe, durch Segensprechen, Allrunken, oder auf andere Art, wo solche Schätze vergraben, ausfindig machen möge, und sollen ihm zu solchem Ende auf sein Verlangen die Zauberbücher, so in unserm geheimen Archiv vorhanden, nebst dem Speculo Salomonis verabfolgt werden &c."

Konnte solcher Unsinn der höchsten gelehrten Körperschaft des Staats geboten werden, so läßt sich auf den Zustand der Wissenschaften im Allgemeinen schließen.

Im Jahr 1735 ließ der König die Professoren der Universität Frankfurt durch Unteroffiziere zusammen treiben und befahl ihnen, vor ihm eine Disputation über das Thema zu halten: „Die alten Schriftsteller sind blos alte Saalbader und Narren." Der Vizekanzler Morgenstern, der den Satz zu vertheidigen hatte, erschien auf dem Katheder in einem mit silbernen Hasen gestickten Mantel und hatte, statt des Degens, einen Fuchsschwanz an der Seite.

Der berühmte Mathematiker und Philosoph Christian Wolf mußte bei Strafe des Galgens binnen 24 Stunden Halle verlassen, weil sein Kollege, der Theolog Lange, ausgewittert haben wollte, daß nach Wolfs Lehre von der Vorherbestimmung kein Soldat wegen Eidbruch und Fahnenflucht rechtlich zu bestrafen sei, da der liebe Gott ihn von Ewigkeit her schon zum Ausreißer bestimmt haben konnte. So grob die Entstellung der Wolfschen Lehre auch war, so konnte ein Fürst, der in solchen Dingen kein Urtheil besaß, leicht gemißbraucht werden, um den Feinden Wolfs als Werkzeug zur Befriedigung ihres Neides und Hasses zu dienen.

Die Holländer ersuchten den König, ihnen den berühmten Rechtslehrer Heineccius aus Halle zu überlassen; der König, auf

die Holländer erbittert, weil sie seine gewaltsamen Werbungen nicht duldeten, antwortete: „Habt ihr für mich keine Flügelleute, habe ich für euch keine Professoren." Gegen einen Flügelmann würde er Heineccius ausgetauscht haben.

Während der Blick des Königs nicht auf die Höhen der Wissenschaft reichte, entzog er ihn doch den Niederungen, wo er sich heimisch fühlte, keineswegs. Die Volksschule erfreute sich bei ihm großer Gunst und er veranlaßte die Stiftung von mehr als tausend neuen Schulen. Auch für die Gymnasien geschah manches, besonders aber beförderte er den Militärunterricht und die Kadettenschulen.

Einfach und praktisch war der Gang der Verwaltung, die Zahl der Angestellten nicht groß und der Staatshaushalt dennoch wohlgeordnet. Eben so einfach waren auch die Genüsse und Freuden des Monarchen, zu denen besonders das historisch gewordene Tabackskollegium gehörte. In diesen Abendgesellschaften, denen die Mitglieder der königlichen Familie, die Minister, Generale, höhere Staatsbeamte und ziemlich geschmacklose Gelehrte beiwohnten, herrschte eine zwanglose Unterhaltung, der es aber an Geist und Anmuth fehlte. Aus holländischen Thonpfeifen wurde wacker geraucht und Bier dazu getrunken. Wurden die Herren lustig, so walzte der König sogar mit seinen Generalen im Saale herum, und die Possenreißereien, womit die Gesellschaft sich ergötzte, waren nicht selten höchst plumper Art. Kostbare Lustbarkeiten verschwanden gänzlich, das Theater nahm eine sehr niedere Stufe ein, selbst der Tanz war dem König zuwider, und ein Tanzmeister, dem er zufällig begegnete, wurde als unnützer Müßiggänger angehalten, den Schutt von dem eingestürzten Thurme der Petrikirche mit der Karre wegzuschaffen.

Das Exerziren seiner Potsdammer Leibgarde, welche die größten und schönsten Männer Europas in sich schloß, blieb sein Lieblingsvergnügen. Diese Leute, von denen der einzelne Mann dem König oft bis 6000 Thlr. kostete, genossen viele Gunst-

bezeigungen, und wer eine solche Truppe gut exerziren konnte, schien dem Monarchen zu allem befähigt, daher er seinen Generalen und Offizieren häufig Aufträge in Verwaltungsangelegenheiten ertheilte, für die sie sich selbst nicht gewachsen fühlten. Widerspruch ertrug jedoch das hitzige Temperament des Königs nicht, und hatte er einen solchen Befehl ertheilt, so hieß es: „Das thue er sonder raisonniren." In seiner äußern Politik hielt er fest an Oesterreich, und der kaiserliche Gesandte Graf v. Seckendorf, so wie der Feldmarschall Fürst Leopold von Dessau, ein warmer Verehrer des Kaiserhauses, übten den wichtigsten Einfluß auf ihn aus.

Seine Regierung war friedlich und nur gegen das Ende des nordischen Krieges nahm er an den Unternehmungen gegen Schweden Theil, wodurch er im Frieden von Stockholm (21. Januar 1720) einen Gebietsantheil Vorpommerns von 81 Geviertmeilen mit Stettin, den Inseln Usedom und Wollin, dem frischen Haff, den Odermündungen, nebst den Städten Golnow und Damm gegen Bezahlung von 2,600,000 Thlr. erwarb.

So war der Vater beschaffen, welchem der Himmel mit einem bewunderungswürdigen Sohne ein so reiches und so unerkanntes Geschenk machte. Rauh und streng gegen sich selbst wie gegen andere, ein Muster ehelicher Treue und altdeutscher Sitte, fromm und bieder und erfüllt von redlichem Willen, aber ohne jene höhern Anlagen, welche das Schicksal seinem Nachkommen vorbehalten hatte.

Friedrichs des Großen Geburt und Jugendjahre.

Friedrich gehört zu den ängstlich erwarteten Fürstenkindern, denn zwei vor ihm geborene Prinzen waren bald gestorben und an dem preußischen Stamme wenig Zweige vorhanden. Groß war daher die Freude, als am 24. Januar 1712 ein kräftiges

Sonntagskind das Licht der Welt erblickte. Diese Geburt glich einem Sonnenblicke, welcher den Abendhimmel Friedrichs I. warm und lieblich erleuchtete. Während der Vater das Kind so herzhaft küßte, daß der Hebamme bange wurde, er könne es ersticken, eilte der Großvater mit Stern und Band des schwarzen Adlerordens herbei, um den Neugeborenen damit zu zieren. Noch einmal konnte dieser prachtliebende Fürst den Glanz seines Hofes bei dem Tauffeste entfalten, das am 31. Januar statt fand. Keine buntere Versammlung konnte es geben, als die sich, durch Vertreter, am Taufbecken des Prinzen zusammen fand. Kaiser Karl VI., die Kaiserin Wittwe, Zaar Peter I., der Kurfürst von Hannover und seine Mutter Sophie, die Herzogin Eleonore von Braunschweig, die verwittwete Herzogin von Mecklenburg, die Generalstaaten von Holland und der Kanton Bern hatten die Pathenstellen, so daß alle Verfassungen vertreten waren. Eine alte Französin, die Oberhofmeisterin Marthe du Val, Wittwe des Obersten de Rocoulle, die schon den Vater gewartet hatte, erhielt die Aufsicht über das königliche Kind, die ihr sieben Jahre lang blieb. Diese Wahl hatte die üble Folge, daß Friedrich schon von Kindesbeinen an seiner Muttersprache entfremdet wurde und diese nie richtig sprechen und schreiben lernte. Darin änderte sich auch nichts, als der Knabe aus Frauenhänden in die eines männlichen Erziehers überging, denn wieder war es ein Franzose, Jaques Egide du Han de Jandin, der Sohn eines entflohenen französischen Reformirten, welcher der erste Lehrer des Prinzen ward. In so fern war die Wahl glücklich getroffen, als sie auf einen tapfern, ehrenhaften und begabten Mann fiel, aber entscheidend für die geistige Richtung des Prinzen ist sie geblieben. Mit der Sprache Frankreichs wurde ihm Vorliebe für diese Nation und ihre Literatur eingeflößt, und dies mußte um so nachhaltiger wirken, als Deutschland kein Gegengewicht zu bieten hatte. Noch war unsere Sprache, die einst hoffnungsreiche Zeiten, aber eine lange Vernachlässigung erfahren hatte, nicht neuerdings durch



C. Preisel & C. Geyer sc.

Friedrich II als Kind.

den Mund guter Dichter und Schriftsteller gegangen, noch war sie so rauh und ungefüg, daß selbst große Geister sich ihrer nicht bedienten. Leibnitz schrieb meist französisch, Wolf lateinisch, andere Gelehrte folgten diesem Beispiele. Was sollte der unter gallischen Klängen erwachsene Prinz von einer Sprache halten, welche die heimischen Männer der Wissenschaft nicht als geeigneten Träger ihrer Gedanken erachteten. An schöngeistigen Werken war Deutschland arm, während Frankreich seine Blüthezeit feierte und mit seiner Literatur die Welt beherrschte. Wundern wir uns daher nicht, wenn das, was dem Kinde eingepflanzt wurde, dem Manne eigenthümlich blieb; wenn er den Kreis des Lebens nicht zurückschreiten und den eleganten Ausdruck in einer Sprache nicht gewinnen konnte, die ihm von Jugend auf ein Fremdling geblieben war.

Außerdem war aber in Friedrichs Erziehung nichts französisch Weichliches, nichts von der Ueppigkeit zu finden, durch welche Prinzen und die höheren Stände damaliger Zeit zu früher Verderbniß hingeleitet wurden. Der kerndeutschen Gesinnung des Vaters widerstrebte alles wälsche Wesen in tiefster Seele, und hatte er aus Achtung und Dankbarkeit für die Pflegerin seiner eigenen Jugend und für die edeln Eigenschaften du Hans die erste Bildung des Kindes und Knabens in französische Hände gelegt, so sorgte er mit desto größerem Nachdrucke dafür, daß die lockern Sitten dieses Landes von dem Sprößlinge seines Stammes fern gehalten wurden. Des Kindes erstes und auch liebstes Spielzeug war die Trommel, und die mußte ihm bleiben, wenn auch Mutter und Schwester oft nicht wenig unter dem Heidenlärm litten, welchen der muntere Fritz machte. Der König wollte auch nicht, daß sich sein Sohn der deutschen Sprache ganz entfremden sollte. Er beschenkte den Knaben mit einem in Augsburg erschienenen Bilderbuche: „Neuerfundener Lustweg zu allerlei schönen Künsten und Wissenschaften.“ Dem Kinde gefielen zwar die bunten Bilder, aber die geistige Kost, die der Vater

später für ihn in deutscher Sprache auswählte, war nicht geeignet, seinen Appetit von französischer Speise abzulenken.

Was die natürliche Kost anlangte, so wurde der Gaumen des Prinzen nicht verwöhnt. Den Kaffee hatte der Vater verboten und goß die Kanne mit diesem Getränk aus, als er sie einst in der Kinderstube fand. Bei Biersuppe ist Friedrich der Große erwachsen, und das hielt er später den Vornehmen seines Landes entgegen, als diese sich über die Vertheuerung des Kaffees in Folge des Alleinhandels beklagten, den der König mit dieser Waare an sich gerissen hatte.

Eben so einfach war die Kleidung des Knaben und der Widerwille, der ihm gegen eiteln Putz und Tand frühzeitig eingeflößt wurde, so beharrlich, daß er in den späteren Lebensjahren des Königs selbst in eine auffallende Vernachlässigung seines Aeußern ausartete. Um so mehr Pflege fand die sanfte Neigung des Wohlthuns in dem Herzen des Kindes, vornämlich von Seiten seiner Mutter, Sophie Dorothee, Prinzessin von Hannover, welche überhaupt eine herrliche Frau war, an der Friedrich lebenslang mit der innigsten Liebe und Verehrung hing. Sprach er von dem Vater jederzeit mit großer Achtung und entschlüpfte ihm in seinen spätern Gesprächen und Schriften nie ein Ausdruck der Anklage über die harte Behandlung, welche er von diesem rauhen Fürsten und Vater erfuhr, so gehörten doch die weichsten Empfindungen seiner Brust dem zarten Mutterherzen an, und nie versäumte er eine Veranlassung, diese Gefühle, von denen sein ganzes Wesen durchdrungen war, mit aller Wärme auszusprechen. In den Regentenlehren, welche er dem 1744 in dem Alter von sechzehn Jahren mündig erklärten Herzog Eugen von Württemberg ertheilte, findet sich folgende Stelle, die bezeichnend für Friedrichs Charakter, und wohl werth ist, mit goldenen Buchstaben jedem Kinde auf seinen Lebensweg mitgegeben zu werden. Es hieß darin:

„Verehren Sie Ihre Mutter, als die Urheberin Ihres Da-

seins. Je größere Achtung Sie ihr beweisen, desto größere Achtung wird man für Sie selbst haben. Geben Sie ihr immer nach, wenn etwa ein Zwist unter Ihnen entstehen sollte. Dankbarkeit gegen Eltern hat keine Grenzen. Man kann getadelt werden, daß man zu wenig, aber nie, daß man zu viel äußert."

Zeitig sollte der Knabe das Waffenhandwerk kennen lernen, und zu diesem Behuf mußte ihm schon im Alter von fünf Jahren der Cadett von Rentzell die Handgriffe mit dem Gewehr, die Commandoworte und die Bewegungen und Schwenkungen der Truppen beibringen. Der König errichtete hierauf eine aus 130 adeligen Knaben gebildete kronprinzliche Compagnie, welche der jugendliche Hauptmann fleißig exerziren mußte. Vier Jahre später wurde für den neunjährigen Prinzen in den Zimmern des Schlosses ein Zeughaus eingerichtet und ihm dadurch ein Bild aller Kriegsmittel vorgeführt.

Nach erreichtem sechstem Lebensjahre erhielten der Generallieutnant Graf v. Finkenstein als Oberhofmeister und der Oberst v. Kalkreuth als Untergouverneur die Oberleitung der Erziehung des Thronerben, die ganz in der Weise, die dem Vater zu Theil geworden war, betrieben werden sollte. In der vom König eigenhändig ausgefertigten Dienstanweisung wird, wie billig, ein vorzügliches Gewicht auf den religiösen Unterricht gelegt. Friedrich Wilhelm I. war selbst von einer tiefen Gottesfurcht erfüllt und wollte seine Gesinnungen auf seinen Erben übertragen. Leider nahm er auch hierbei den Maßstab nach dem eigenen beschränkten Geiste, und nicht Männer, von der Erhabenheit der christlichen Lehren durchdrungen, sondern Pedanten, waren es meist, denen der wichtige Auftrag zufiel, den Prinzen in das Heiligthum der christlichen Kirche einzuführen. Anstatt ihm die Annäherung an Gott als die höchste und süßeste Angelegenheit des Menschenherzens darzustellen, bestimmte der Vater selbst, daß die Strafen des Prinzen in Auswendiglernen von Psalmen und Bibelstellen bestehen sollten. Dies hätte ihm vielmehr als Lohn seiner guten

Aufführung geboten werden müssen, und ein schwerer Irrthum war es, daß die Bibel die Stelle der Ruthe vertreten sollte. Dem Knaben wurde dadurch Widerwille gegen das göttliche Wort eingeflößt, und da der Unterricht über die Wahrheiten desselben überdies der Begeisterung und heiligen Weihe entbehrte, welche das kindliche Gemüth freudig zu dem Ewigen emporlenken; da nur die Vorstellung der Höllenstrafen in ihm angeregt ward; da kalte theologische Spitzfindigkeiten die Wärme der Gebote der Liebe vertraten, so kann es nicht Wunder nehmen, daß Friedrich, als sein Urtheil reifer wurde, sich von den äußern Formen einer Religion abwendete, die seiner jugendlichen Seele eine so wenig zusagende Nahrung geboten hatte. Dennoch rettete er sich aus diesem Schiffbruche seines Gemüths den Glauben an die höchsten Wahrheiten der Religion und seine Achtung vor dem Wesen des Christenthums, was ich später näher zu erweisen Gelegenheit haben werde. Viel zu ungerecht, zumal wenn man den Gang seiner Jugendbildung überblickt, wird Friedrich seiner religiösen Meinungen wegen verketzert. Er lebte in einer glaubenslosen Zeit und war oft von Spöttern umgeben. Die Leichtfertigkeit, mit der über religiöse Angelegenheit gesprochen wurde, sein eigener Hang zur Satyre und zu scharfen Witzworten rissen ihn zuweilen zu Aeußerungen fort, die herb klangen, deren Sinn aber nur in milderen Worten hätte gefaßt werden dürfen, um die Billigung jedes verständigen Mannes zu finden. Ich eile damit zum Theil der Zeit voraus, aber ich glaube nicht früh genug auf die Quellen eines Betragens hinweisen zu können, vorüber grade jetzt wieder dem großen Todten so häufig ein oft sehr oberflächlich begründeter Vorwurf gemacht wird, doch wird sich noch oft Gelegenheit finden, auf diesen Gegenstand einzugehen und das Bild des Monarchen von den ihm muthwillig angehängten Flecken zu reinigen, wenn gleich nicht alles entschuldigt werden soll, was er in dieser Beziehung mehr sagte als that.

In wissenschaftlicher Hinsicht unterrichtete du Han seinen

Zögling in Philosophie, Geschichte, Erdbeschreibung und französischer Literatur, wiewohl ohne jenen höhern Aufschwung des Geistes, welcher dem Lehrer selbst fehlte. Eigene Studien und der Umgang mit großen Gelehrten mußten später die weiten Lücken füllen, welche der Jugendunterricht gelassen hatte; doch sind ja Nachdenken und Erfahrung immer die besten Lehrer großer Geister gewesen, und ohne sie ist selbständige Geistesbildung überhaupt nicht möglich. Zum spätern tiefen Bedauern Friedrichs wurde der Unterricht in den alten Sprachen gänzlich versäumt. Nicht die Franzosen, sondern die erhabenen Muster, welche Griechenland und Rom ihm vorhielten, waren es, durch die der Geist des Jünglings und Mannes vornämlich erstarkte, und wiewohl er die unsterblichen Schriften des Alterthums nur aus französischen Uebersetzungen kennen lernte, so blieben sie doch die Begleiter seines ganzen Lebens. Unter allen Unruhen und Bedrängnissen des Krieges trennte er sich nie von diesen theuern Genossen und fiel seine Feldbibliothek dem Feinde in die Hände, so war die Ersetzung derselben seine erste Sorge. Die Feldzüge des Epaminondas, des Alexander und Cäsar waren Gegenstände seines gründlichsten Studiums. Zwar ist die neuere Art der Kriegführung zu wesentlich von den Zeiten jener Feldherren entfernt, als daß Friedrich das Vorbild derselben sich sklavisch zum Muster hätte nehmen können, aber aus ihren Beispielen wußte er sich ein den veränderten Umständen angepaßtes System zu gründen, das neu und eigenthümlich war und dem er viele seiner Siege, so den bei Leuthen, verdankte, wo seine Schlachtordnung an die von Leuktra und Mantinea erinnerte. Von der Sprache der Römer hatte Friedrich eine oberflächliche Kenntniß erlangt und nach dem alten Sprichwort: „ein Wörtchen Latein ziert einen Mann,“ warf er gern mit lateinischen Brocken um sich, verrieth aber grade dadurch nicht selten, wie mangelhaft seine Kenntniß war.

Als Schreiblehrer war ihm ein gewisser Curas bestellt wor-

den; mag aber die Schuld an dem Lehrer oder dem Schüler gelegen haben, so bleibt doch soviel gewiß, daß Friedrich eine fast unleserliche Handschrift hatte und seine Befehle, wie die Manuscripte seiner Werke, schwer zu entziffern waren.

Der sparsame Vater hielt den Prinzen in Betreff des zu seiner Verfügung stehenden Geldes äußerst knapp. Anfangs waren dafür jährlich 360, später 600 Thlr. bestimmt, und überdies mußte über den davon gemachten Gebrauch dem Könige monatlich die genaueste Rechnung gelegt werden. Fast alles ging auf den Klingebeutel, auf Trinkgelder, Almosen und andere Ehrenausgaben darauf, und nur hin und her finden wir, daß 2 Gr. für eine lebende Schnepfe, 4 Gr. für ein Rothkehlchen, 16 Gr. auf einen Mahlkasten und dergleichen dem Vergnügen des Prinzen bestimmte Gegenstände verwendet wurden.

Zum Frühaufstehen wurde der Prinz auf Befehl seines Vaters von Jugend auf angehalten, auch ist dies Friedrichs stehende Lebensgewohnheit geblieben, so wie er sich durch richtige Eintheilung und Benutzung der Zeit beständig auszeichnete. Bei dem Morgen- und Abendgebet mußten die Umgebungen und die Dienstleute des Prinzen gegenwärtig sein. Dem Anzuge durfte wenig Zeit gewidmet werden, und jeder Handgriff dabei war vom Könige vorgeschrieben. Bewegung zu Pferde in freier Luft wurde zu keiner Jahreszeit ausgesetzt. Dem Unterricht wohnte der Vater oft persönlich bei, auch mußte der Prinz täglich vor ihm erscheinen und wurde von ihm, als Lohn guter Aufführung, in das Tabackskollegium mitgenommen. Mit dieser Belohnung hatte es aber grade dieselbe Bewandtniß, wie mit der Strafe durch Beten. Friedrich gewann einen unaustilgbaren Widerwillen gegen das Tabakrauchen, wie wohl überhaupt gegen die Art der Zerstreuung, die ihm dort zu Gesicht kam. Was ihm von kleinen Jugendfreuden zufiel, verdankte er allein der zärtlichen Mutter, die ihm, was jedoch nur heimlich geschehen durfte, zuweilen Näschereien oder Geld zusteckte. Auch das Glück des

harmlosen Umgangs mit Jugendgenossen blieb ihm meist verschlossen. Zuweilen durften ihn zwar die Söhne seiner beiden Gouverneurs und ein Junker v. Canitz besuchen, doch hinderten steife Vorschriften die unbefangene Fröhlichkeit. Nur in der Gesellschaft seiner älteren ihm beständig theuer gebliebenen Schwester Wilhelmine fand er jene süße Befriedigung, die den Morgen des Lebens verschönt. Friedrich war ein hübsches Kind; er wußte das selbst und war eitel darauf, aber auch in diese Schwäche griff der Vater mit rauher Hand ein und ließ dem Knaben die Locken, die sein Stolz waren, abschneiden. Dennoch liebte der König seinen Sohn und glaubte ihm hiervon keinen bessern Beweis geben zu können, als daß er ihn mit 14 Jahren als Hauptmann in seinem prächtigen Regimente anstellte.

Friedrich strebte aber damals nach ganz andern Genüssen. Heimlich stahl er sich in die dem Schlosse gegenüber liegende Haudesche Buchhandlung, um sich dort Nahrung für seinen Geist zu holen. Unter dem Schutze der Mutter nahm er Unterricht im Tanz und in der Musik. Auf dem Clavier hat er nie sonderliche Fertigkeit erlangt, aber die Flöte ward sein Lieblingsinstrument, und die Königin ließ zuweilen den berühmten Flötisten Quanz aus Dresden oder Warschau kommen, damit ihr Sohn, was auch in der That der Fall war, größere Fertigkeit erlangte.

Auch der steife Anzug war dem Prinzen zuwider; er verschaffte sich französische Kleider und vertauschte gern den beschwerlichen Haarzopf mit dem leichteren Haarbeutel. Wehe aber, wenn der Vater von solchen „Ausschweifungen" Kenntniß erhielt. Einst saß Friedrich im brokatenen Schlafrock behaglich in seinem Zimmer und blies Duetten mit Quanz. Auf dem Tische lagen Voltaires Schriften und ein Spottgedicht des Prinzen auf die Parforcejagd, die der König leidenschaftlich liebte, während der Prinz, der diese wilde, grausame Lust verabscheute, nur auf des Vaters Befehl daran einen gezwungenen Antheil nahm. Diese heitere Lebensstunde des Jünglings unterbrach der wachehaltende Lieute-

nant v. Katte, der mit dem Schreckensrufe: „der König kommt!“ in das Zimmer stürzte. Im Nu wurde der Schlafrock mit der Uniform vertauscht; Katte warf Bücher, Noten und Flöte unter das Sopha, und Quanz kroch hinter den Ofenschirm. Nur der Haarbeutel war vergessen worden und wurde zum Verräther. Der wild gewordene Monarch wirft seine Blicke umher und entdeckt unter dem Sopha das verbotene Gut. Was gab es da für eine Scene. „Er Tanzmeister und Querpfeifer,“ hieß es, „ich will ihm den Takt schlagen!“ was denn auch mit schwerer Faust geschah. „Aus ihm wird sein Lebtag kein Soldat und brauchbarer Mensch!“ In diesem Tone ging es fort; die Bücher wanderten in die Flammen; die Kleidungsstücke wurden konfiszirt, aber der gedemüthigte Prinz verlor die Fassung nicht und tröstete noch seinen Quanz, der nach des Königs Entfernung bebend und triefend vor Angstschweiß aus seinem Versteck hervor kam.

Das sanfte Mutterherz der Königin blutete bei solchen Vorgängen, aber sie hoffte auf mildere Behandlung nach der Confirmation des Prinzen. Der König fand dagegen, daß Friedrich im Katechismus nicht fest sei, und befahl dem Hofprediger Nolten, ihm wöchentlich noch einige Stunden Unterricht zu ertheilen, worauf die Einsegnung am 11. April 1727 in der Domkirche erfolgte. Auch bei dieser heiligen Handlung wurde die Gelegenheit versäumt, die Seele des Prinzen mit größerer Innigkeit für die Sache der Religion zu erfüllen. Das von dem Hofprediger Andreä entworfene, in 384 Fragen und Antworten bestehende Glaubensbekenntniß, das schon der Prinzessin Wilhelmine gedient hatte, enthielt Vieles, was Friedrichs Gefühlen und Ansichten widerstrebte, und hätte er nach seiner Ueberzeugung urtheilen dürfen, so würde gar manche Antwort anders ausgefallen sein. So mußte er auf die Frage: „Was urtheilen Sie von den Tugenden der Heiden?“ erwiedern: „Es sind glänzende Sünden.“

Daß dem Prinzen, der schon damals mit Verehrung für die Größe der Weisen des Alterthums erfüllt war, am Altare

Gottes eine Antwort in den Mund gelegt wurde, die ihm durchaus nicht von Herzen kommen konnte, kränkte ihn. So gab es mehreres, was ihm zum Anstoß gereichte.

Nach erfolgter Confirmation hielt der König die Erziehung des Prinzen für vollendet; du Han wurde entlassen, und Friedrich trennte sich ungern von seinem Lehrer, dem er das schriftliche Versprechen einer Pension von 1400 Thlr. gab, sobald er die Mittel dazu besitzen würde. Obgleich Friedrich später einsehen lernte, wie mangelhaft der von du Han erhaltene Unterricht gewesen war, so bewahrte er seinem Jugendlehrer, den Ernst und Sittenreinheit ihm besonders theuer machten, doch eine unausgesetzte Achtung und Dankbarkeit.

Ohne die großen Anlagen, womit die Natur den Erben des preußischen Thrones ausgestattet hatte, würde die genossene Erziehung nur geringe Erfolge gehabt haben. Uebermäßige Strenge hindert bei gewöhnlichen Menschen die selbständige Entwicklung des Charakters, und selten ist Knaben und Jünglingen das nachhaltige Streben eigen, Kenntnisse, die ihnen gewaltsam vorenthalten werden, unter Gefahren und Bedrängnissen zu suchen. Friedrich dagegen ersah jeden Augenblick, der sich benützen ließ. Mußte er den Vater zu den Jagden begleiten, so verlor er sich bald mit einigen Jugendgefährten von seiner Seite. Eine abgelegene Stelle des Waldes wurde aufgesucht, und während in weiter Ferne sich das Gebell der Rüden und die Schüsse der Büchsen mit dem Schmettern der Hörner und dem Huzzah der Jäger vermischten und gedämpft zu dem stillen Kreise der prinzlichen Umgebung herüberdrangen, erschallten hier die sanfteren Töne der Flöten, oder es wurden gelehrte Werke gelesen und belehrende Gespräche geführt. So erhaschte Friedrich beständig im Fluge die Zeit und rettete schwindende Minuten.

Diese Neigungen und ihre Erfolge konnten unmöglich verborgen bleiben. Viele geistvolle Aeußerungen des Prinzen erzählte man sich als Anekdoten am Hofe, und die Blicke der Urtheilsfä-

higen lenkten sich auf den königlichen Jüngling hin. Dem kaiserlichen Gesandten, Grafen von Seckendorf, einem scharfen Beobachter, entgingen die Eigenschaften Friedrichs nicht, und seine diesfälligen Berichte nach Wien erregten dort Aufmerksamkeit. Während aber umsichtige Personen die künftige Größe des preußischen Thronerben ahneten, behagte die geistige Richtung des Sohnes dem Vater nicht und eine zunehmende Erkältung war die Folge davon. Friedrich fühlte sich empört, wenn der König die Soldaten musterte und nach der rohen Weise jener Zeit Schläge und Stöße oft recht schmerzlicher und gefährlicher Art austheilte. Solche Vorgänge verleideten dem Prinzen das Soldatenwesen und nicht immer war er vorsichtig genug, sein Mißfallen und seine Abneigung zu verbergen. Einen schrecklichen Auftritt gab es, als Friedrich einst in das Tabackskollegium trat und die alten Herren im raschen Walzer sich herumdrehen sah. Der fliegende Zopf des Königs streift Friedrichs Gesicht und jener glaubt einen spöttischen Ausdruck in den Mienen des Sohnes zu lesen. Augenblicklich läßt er seinen Partner los, stürzt sich auf den Prinzen, schlägt und schimpft ihn, zieht den Degen und droht den Sohn eigenhändig zu durchbohren. Nur das Dazwischentreten der Anwesenden, namentlich des alten Fürsten von Dessau, hielt den König von schwerer Uebereilung ab, allein sein Gemüth blieb verbittert. Kleine Ereignisse, denen ein kleinlicher Geist Wichtigkeit beilegte — so z. B. daß Friedrich sich bei Tafel silberner Messer und Gabeln bedient hatte — steigerten die Entfremdung, und während der Sohn sich über die Niedrigkeit seiner Lage erhob, indem er Wolfs Metaphysik studirte, Racine, Corneille und Voltaire las, gab er grade dadurch dem Vater immer neuen Stoff zur Unzufriedenheit, die so anschwoll, daß er von Friedrich die Entsagung seiner Erbrechte zu Gunsten seines jüngeren Bruders August Wilhelm forderte. Die bestimmte Antwort lautete: „Eher lasse ich mir den Kopf abschlagen, als daß ich in diese ungerechte Forderung willige.“ Als der König nicht aufhörte, ihn mit die-

sem Antrage bestürmen zu lassen, ersann Friedrich eine List, die seinem jugendlichen Scharfsinne und seiner Menschenkenntniß Ehre machte. Auf des Vaters bekannte Sittenstrenge und die Heilighaltung der Treue baute er den Plan der Rettung und ließ dem König folgende Erklärung zukommen: „Als dem ältesten Sohne gebührt mir, den Hausgesetzen gemäß, der Thron und der König kann darin nichts ändern. Nur wenn er das öffentliche Geständniß ablegt, daß ich nicht sein rechtmäßiger und ehelicher Sohn sei und er mich aus diesem Grunde von der Thronfolge ausschließt, bin ich nachzugeben bereit."

Friedrich sah richtig voraus, daß der König sich nimmermehr zu einer unwahren Erklärung herbeilassen würde, die ihn und sein Haus vor ganz Europa beschimpft hätte. Von der zugemutheten Thronentsagung war nicht weiter die Rede, ja es scheint, als habe die Festigkeit und Klugheit des Prinzen bei dieser Veranlassung dem Vater vorübergehend eine unwillkürliche Achtung eingeflößt.

Im Januar 1728 erhielt der Kronprinz die Erlaubniß, den König zu begleiten, als dieser das Hoflager Friedrich Augusts II., Königs von Polen, in Dresden besuchte. Gehören Sittenreinheit und Frömmigkeit zu den hervorstechenden Eigenschaften des sächsischen Fürstenhauses, so machte doch jener üppige und ausschweifende Monarch davon eine schlimme Ausnahme, und was der sechzehnjährige Friedrich hier zu sehen Gelegenheit fand, war seinem sittlichen Wesen nicht zuträglich. Blieb sein jugendlicher Lebenspfad später nicht von Verirrungen frei, so muß der Grund dazu in den Eindrücken gesucht werden, die er auf dieser wenngleich kurzen Besuchsreise erhielt. Glücklich sind Jünglinge, denen in der Jugend die Verführung, in welcher Gestalt sie auch auftritt, fern gehalten wird; bei Prinzen ist dies leider selten der Fall. Zuviel Menschen giebt es, die, da sie selbst keine Tugenden besitzen, durch welche sie sich nützlich erweisen könnten, den Lastern der Fürsten dienen und diese hervorrufen, um sich damit

einen Höllensold zu erwerben. Bei Friedrich haben sie ihre Rechnung inzwischen nicht gefunden. Das Bessere in ihm gewann aus eigener Kraft sehr bald die Oberhand, und in einem Zeitalter, wo die meisten Höfe in tiefe Verderbniß gesunken waren, erblickte man in der Nähe von Friedrichs Throne keine der Ausartungen, welche namentlich den Krebsschaden Frankreichs bildeten. Dem Abscheu, welchen er gegen die dortige Mätressenherrschaft hegte, dem Spott, womit er die russische Elisabeth verfolgte, hat er vielmehr sehr ungerechter Weise die Feindschaft dieser Mächte zu danken gehabt.

Der Dresdner Besuch hatte jedoch für Friedrich noch eine andere nachtheilige Folge, deren Ursache so geringfügig ist, daß ich erröthe, indem ich sie erwähnen muß. Bei dem Scheiben- und Schnepperschießen verfehlte Friedrich beständig das Ziel, und der Spott, den er von den leichtfertigen, höherer Gaben ermangelnden Hofleuten erfuhr, der schwarze, mit Fuchsschwänzen aufgeputzte Ziegenbock, den Friedrich August ihm als Schützenpreis neckend zustellen ließ, erbitterten den Vater, der aus diesem Mangel an Geschicklichkeit den Schluß ableitete: „daß sein Sohn zu nichts tauge.“

Die Behandlung des Prinzen wurde strenger und rücksichtsloser als zuvor und seine Lage so trostlos, daß er sich am 11. Sept. 1728 in einem ehrfurchtsvollen Briefe an seinen Vater wendete, worin er sagte, daß er zwar in seinem Gewissen nichts finde, was er sich vorzuwerfen habe, dennoch aber den Vater, falls er ihm wider Willen Verdruß bereitet, um Vergebung bitte und das Vertrauen auf die Rückkehr seiner Gnade nicht verlieren wolle. Die Antwort lautete:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der seinen Vater nicht liebt, denn wenn man nur alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei ist, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten, verweichlichten Kerl leiden kann, der keine

menschliche Inklinationen hat, der nicht reiten noch schießen kann, nicht Taback raucht, dabei mal propre an seinem Leibe, seine Haare sich frisirt wie ein Narr und nicht verschneidet und ich dies alles tausendmal repremandiert, aber alles umsonst und keine Besserung in nichts nicht. Zum andern ist er auch hoffärtig, recht bauernstolz, spricht mit keinem Menschen, als mit welche vom Hof, ist nicht populär und leutselig, macht mit dem Gesichte Grimassen, als wenn er ein Narr wäre und thut in nichts meinen Willen, als mit der Force angehalten; nichts aus Liebe und hat zu nichts Lust, als seinem eigenen Kopf zu folgen, sonsten alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort

Friedrich Wilhelm."

Wer, und wenn er auch zu Friedrichs bittersten Feinden gehört, würde sich finden, der die Stirn hätte, diese väterlichen Vorwürfe zu unterschreiben? Theils widersprechen sie ganz und gar dem Bilde, welches Friedrich der Welt von sich hinterlassen hat, theils betreffen sie Gegenstände, die uns grade mit Achtung vor dem Jüngling erfüllen.

Die Königin, der dieses Verhältniß immer peinlicher wurde, hoffte, ihren Sohn vor Verirrungen zu bewahren und ihm eine bessere Lebensstellung, so wie einen politischen Haltpunkt zu verschaffen, indem sie frühzeitig eine angemessene Heirath für ihn einleitete. In diesen Absichten wendete sie sich an ihren Bruder, den König Georg I. von England, mit dem Vorschlage, ihren Sohn mit der britischen Prinzessin Amalie, den englischen Kronprinzen aber mit ihrer Tochter Wilhelmine zu vermählen. Georg I. fand diesen Plan vortrefflich, und auch Friedrich Wilhelm war demselben anfänglich nicht abgeneigt. Kaum aber hörte der österreichische Gesandte Graf von Seckendorf von der Sache, als er sogleich im Verein mit der kaiserlichen Partei am Hofe, wozu der Fürst von Dessau und der General v. Grumbkow gehörten, die Doppelheirath zu hintertreiben suchte. Der König liebte seinen englischen Schwager, der ihn beständig als „des heiligen rö-

mischen Reichs Sandstreuer und Unteroffizier" verspottete, wogegen Georg von ihm des „Reiches Lustigmacher und Komödiant" genannt wurde, so wenig, daß es leicht war, ihn gegen denselben aufzubringen. Das lang ausgesponnene Spiel dieser Hofränke wird sich bald weiter entwickeln.

Friedrichs Mündigkeitserklärung und Fluchtversuch.

Den Hausgesetzen gemäß erreichte der Thronerbe im Januar 1729 die Volljährigkeit, doch erfolgte die öffentliche Erklärung derselben erst im April jenes Jahres. Seine beiden Gouverneure wurden aus diesem Dienstverhältnisse entlassen und Oberstlieutnant v. Rochow, ein wenig bedeutender Mann, nebst dem witzigen, lebensfrohen Lieutnant v. Keyserlingk, dem Kronprinzen zu Gesellschaftern gegeben.

Wichtige Wirkungen brachte diese Veränderung in der Stellung Friedrichs nicht hervor, doch wurde ihm ein etwas größerer Spielraum gelassen. Er durfte zuweilen einige Offiziere an seine Tafel laden, der Oberküchenmeister hatte aber den Befehl, auf die größte Sparsamkeit zu achten, und speiste der Prinz außer Hause, so fiel die Tafel ganz aus. Diese übermäßige Einschränkung überschritt bei weitem die Grenzen einer weisen Sparsamkeit. Friedrich war in dem Alter, wo ein Jüngling, zumal ein fürstlicher, Lebensfreuden liebt. Hätte er angemessene Mittel besessen, so würde er auch den anständigsten Gebrauch davon gemacht haben; da ihm auf gradem Wege das Nöthige entzogen ward, suchte er es auf Umwegen zu erlangen, und der König hätte sich leicht sagen können, daß es dem volljährigen Erben eines blühenden Staates nicht an heimlichem Kredite fehlen werde. Dadurch aber, daß er auf solche Mittel hingewiesen ward, gerieth er in üble Hände und wurde nachtheiligen Einflüssen ausgesetzt. Lockere Gesellen drängten sich an den Prinzen, die mit ihm ein

lustiges Leben führten und ihn zu vielen Thorheiten verleiteten. Aus der Zahl derselben treten besonders zwei hervor: Der Page Keith, ein sanfter Jüngling, der seinem königlichen Freunde ein aufrichtiges Mitgefühl zeigte, aber bald von seiner Person getrennt und als Lieutnant nach Wesel versetzt wurde, und zweitens der Sohn des preußischen Generals Hans Heinrich v. Katte, dessen ich als wachthabenden Lieutnants und Verkündiger des väterlichen Ueberfalls bereits gedachte. Der junge Katte war Lieutnant bei den Gardegendarmen, und hatte in seinem Aeußern nichts Empfehlendes. Klein von Gestalt, hingen seine dichten Augenbraunen wie finstere Wolken über einem von den Pocken stark zerrissenen, von der Sonne verbrannten Gesichte, und der düstere Ausdruck seiner Augen erhellte diese Züge nicht. Dagegen besaß er Geist und Kenntnisse. Sein Vater hatte ihn für den Civildienst bestimmt und ihm eine gelehrte Schulbildung verschafft; nur auf das Verlangen des Königs war er in Kriegsdienste getreten. Der Umgang mit gebildeten Franzosen, Reisen und Lektüre hatten seine Sitten verfeinert und machten seine Unterhaltung angenehm. Leider war diese äußere Abgeschliffenheit auf Kosten der Reinheit seines Wesens erlangt worden. Katte war ausschweifend und liederlich, spielte den starken Geist und übte durch alles dieses einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seinen prinzlichen Freund aus. Dabei ließ es der junge Wüstling an aller Vorsicht und Bescheidenheit fehlen, prahlte öffentlich mit der Gunst des Prinzen und schwatzte seine Geheimnisse unbedacht aus, die denn natürlich auch dem Könige nicht verborgen blieben und die Strenge rechtfertigten, die neuerdings in solchem Grade eintrat, daß Friedrich angehalten wurde, wieder Fähndrichsdienste zu thun.

Unter den Augen eines zärtlichen Vaters, dem er offenes Vertrauen hätte zeigen können, von dem er mit Liebe und Sanftmuth zum Guten hingelenkt worden wäre, würde das Schlimme keine Macht über Friedrichs Herz erlangt haben. Beständig erbit-

tert und zurückgestoßen, warf er sich in die Arme solcher Genossen, die ihm düstere Stunden erheiterten, mit dem Bilde künftiger Macht und Größe schmeichelten und verwegene Gedanken in seiner Seele weckten: der Plan zur Flucht stieg in ihm auf. Er erinnerte sich, daß sein Großvater, von seiner Stiefmutter gequält, in seinen Erbrechten bedroht, sich heimlich nach Kassel gerettet hatte; sollte er sich nicht auch in die Arme seines englischen Oheims werfen dürfen? Die Ehe mit der Prinzessin Amalie war ja der Zielpunkt seiner Wünsche, allein keine Aussicht auf die väterliche Einwilligung vorhanden. Im Juni 1729 hätte ein Streit über Werbungen in Hannover beinah zum Kriege zwischen beiden Mächten geführt, und als auf Betrieb der Königin Ritter Hotham im folgenden Jahre als außerordentlicher Gesandter Englands nach Berlin kam, um die Heirathsangelegenheit zu betreiben, erfuhr er vom Könige Beleidigungen, welche die Dazwischenkunft der Königin und des Kronprinzen nicht mehr ausgleichen konnten. Dieses bestimmte den Entschluß des Prinzen, und so sehr seine Schwester, an der er mit aller Liebe hing, ihn davon abzubringen suchte, so wies er sie doch mit den Worten ab: „Ich bin zu König Arthus Tafelrunde geladen, dort ist der Hafen der Freiheit und eine schöne Braut schon einer Ritterfahrt werth.“

Wäre das Unternehmen geheim gehalten worden, hätte es gelingen mögen, aber lange bevor der Plan dazu entworfen war, plauderte Katte so offen davon, daß Grumbkow und Seckendorf die Sache zeitig erfuhren. Um dem Prinzen die Mittel zur Flucht zu entziehen, erging am 22. Juni 1730 ein Edikt, daß bei Strafe der Karre, nach Befinden an Leib und Leben, Niemand einem Minderjährigen, auch nicht von der königlichen Familie Geld leihen solle. Dennoch gelang es Katte, einige Gelder für den Prinzen aufzutreiben. Gleich darauf nahm der König den Kronprinzen in das Lustlager mit, das Friedrich August bei Mühlberg zusammengezogen hatte. Hier schien sich die beste Gelegenheit zum Entkommen zu bieten. Friedrich ersuchte den polnischen

Minister, Grafen Hoym, der Zeuge neuer Demüthigungen des gekränkten Fürstensohnes gewesen war, um Pässe und Pferde. Hoym billigte Friedrichs Vorsatz vollständig, bat ihn jedoch, Ort und Zeit anders zu wählen, um die Lagerfreuden der Könige und ihr gutes Einvernehmen nicht zu stören. Ungern gab der Prinz diesen Vorstellungen nach, doch bot sich ihm bald eine zweite Gelegenheit. Oft hatte er den Vater vergeblich ersucht, ihm eine Reise ins Ausland zu gestatten; jetzt bot ihm dieser die Begleitung selbst an, als er die süddeutschen Höfe, den Rhein und Holland besuchen wollte. Am 15. Juli 1730 wurde die verhängnißvolle Fahrt angetreten, die über Leipzig, Altenburg, Koburg, Bamberg, Erlangen und Nürnberg nach Anspach führte, das man 21. Juli erreichte, um dort einen Tag an dem markgräflichen Hofe zu verweilen. Wie klopfte dem neunzehnjährigen Jünglinge das Herz vor Freude bei der Aussicht auf Freiheit und edeln Lebensgenuß. Er war schlank von Wuchs, 5 Fuß 2 Zoll 3 Linien hoch und wohlgebaut. War auch sein Körper etwas schwächlich, so verrieth doch die hochgewölbte Brust innere Gesundheit. Auf seinem Gesicht strahlte zugleich Hoheit und Anmuth und mit seinen schönen blauen Augen blickte er freundlich und scharf in die Welt hinaus. Während er jedoch auf Rettung dachte, hatte der Verrath ihn bereits umgarnt. Durch Grumbkow und Seckendorf war der König von Allem unterrichtet und hatte seinen Sohn eben in der Absicht mitgenommen, um ihn beständig unter den Augen zu haben.

Die Landkarten, die er sich in Leipzig kaufte, die fremdländische Kleidung, die er sich anschaffte, die sorgfältigen Erkundigungen, die der Prinz täglich über Richtung und Ziel der Reise einzog, bestärkten den Verdacht des Königs, der von Allem Nachricht erhielt und den Generalmajor v. Buddenbrock, den Obersten v. Wolden und den Oberstlieutnant v. Rochow mit ihren Köpfen für den Prinzen verantwortlich machte, daher diese Herren ihn begreiflicher Weise nicht aus den Augen ließen.

Schon in Anspach meldete der mitreisende österreichische Gesandte dem Könige, daß Friedrichs Flucht das Stadtgespräch von Berlin sei; volle Gewißheit darüber gab ein Brief, welchen der Kronprinz an seinen Vertrauten v. Katte richtete, aber in der Eile auf der Adresse nur die Angabe „Ueber Nürnberg" vermerkt, das Wort „Berlin" dagegen vergessen hatte und worin es hieß:

„In zwei Tagen bin ich frei; ich habe Geld, Kleider, Pferde; meine Flucht wird unfehlbar gelingen und sollte ich verfolgt werden, so will ich in einem Kloster, wo man unter Skapulier und Kutte den Ketzer nicht vermuthen wird, eine Freistatt für mich suchen. Du wirst mir mit allem, was ich dir anvertraut habe, sogleich nachfolgen, sollten wir uns auch jenseits des Meeres erst wiederfinden. Deinen Weg nimm über Leipzig und Wesel nach Holland, wo du mehr von mir hören wirst."

Zufällig hielt sich in Nürnberg ein Rittmeister v. Katte als Werbeoffizier auf; in ihm vermuthete das Postamt den Adressaten, übergab den Brief an ihn, und dieser ließ ihn in die Hände des Königs gelangen. Inzwischen hatte der königliche Zug seine Reise an den Rhein fortgesetzt und übernachtete am 4. August in dem Dorfe Steinfurth zwischen Heilbronn und Sinzheim. Den unsaubern Stuben des Wirthshauses zog der König den Aufenthalt in den Scheunen vor, wo eine Streu bereitet wurde. Dieser Ort schien zur Ausführung des Planes günstig. Friedrich hatte den Pagen Keith, einen Bruder des in Wesel stehenden Lieutnants, für sich gewonnen und ihn bestimmt, während der Nacht Reitpferde vorzuführen. Das Nachtlager des Prinzen theilten Herr v. Rochow und der königliche Kammerdiener Gummersbach. Als diese beiden eingeschlafen waren, erhob sich der Prinz und schlich leise fort, allein das Knarren des Scheunenthors erweckte den Kammerdiener, der sogleich Herrn v. Rochow anstieß. Beide sprangen auf und machten in der Scheune, wo die Herren v. Buddenbrock, Waldow und Derschau schliefen, Lärm,

worauf alle die Männer den Prinzen verfolgten. Sie fanden ihn im Dorfe, an einen Wagen gelehnt und Keith mit den Pferden erwartend. Bald kamen diese herbei und der Prinz versuchte aufzusitzen, indem er den ihn umdrängenden Herren mit Festigkeit erklärte, daß er ihnen über sein Vorhaben keine Rechenschaft schuldig sei. Die Furcht vor dem Könige überwog jedoch bei diesen Offizieren jede Rücksicht und halb mit Bitten, bald mit Gewalt wurde der Prinz auf seine Streu zurückgebracht, erhielt jedoch die beruhigende Versicherung, daß der Vorfall dem strengen Vater verschwiegen bleiben solle. Ernster mochten die Drohworte gegen den jungen Keith gelautet haben, der in die äußerste Angst gerieth. Die Reisegesellschaft brach nach Mannheim auf, wohin der Kronprinz zuerst abgegangen, dort jedoch noch nicht eingetroffen war, als der König die Stadt erreichte. Dieser faßte Verdacht, und der Ausbruch seines Zornes schreckte seine Umgebung der Art, daß Keith den Kopf verlor, sich vor dem tobenden Monarchen auf die Kniee warf und ihm den Vorgang in Steinfurth verrieth, während er sich selbst mit Unwissenheit über die Absichten des Prinzen zu entschuldigen suchte. Zum Glück langte dieser eben in Mannheim an, wodurch der Sturm sich für den Augenblick unschädlich ablenkte. Die Reise wurde fortgesetzt und richtete sich nach Frankfurt. Hier erhielt der König am 8. August den vorbesagten Brief, den Rittmeister Katte durch eine Stafette an den König geschickt hatte. In Folge dessen wurde der Prinz gar nicht in die Stadt gelassen, sondern sogleich in das für ihn bereit gehaltene Schiff gebracht, das der König erst am folgenden Tage bestieg. Seine Aufregung hatte sich über Nacht nicht gelegt; er packte den Sohn, als er seiner ansichtig wurde, bei der Brust und stieß ihm mit dem Stockknopf die Nase blutig. Der königliche Jüngling war empört. Immer hatte er sich seinem Herrn und Vater als ein demüthiger Sohn erwiesen; allein in diesem Augenblicke erwachte der ganze Stolz seiner hohen Ahnen in der jugendlichen Brust, und die Flamme der Entrüstung brei-

tete einen Feuerschein über sein Gesicht, röther als das Blut, womit es bedeckt war.

„Nie hat ein brandenburgisches Gesicht eine solche Schmach erfahren!“ rief er; daß ihm aber fernere Kränkungen erspart wurden, verdankte er dem edlen Eifer der Herren v. Waldow und v. Rochow, die sich zwischen Vater und Sohn warfen und den von Zorn bebenden Monarchen durch ihre Bitten und Vorstellungen rührten. Sie verbürgten sich für den Prinzen und erhielten hierauf die Erlaubniß, ihn auf einer besondern Yacht nach Wesel zu geleiten. Ein zärtlicher Vater würde diese Veranlassung benützt haben, um durch eine ernste und zugleich liebevolle Ermahnung den Prinzen zu entwaffnen und ihn für immer von einem Plane abzubringen, der allerdings dem Vater und Könige kränkend sein mußte. Bis jetzt war ja doch alles nur Vorsatz gewesen und nicht zur wirklichen That übergegangen; der strenge Monarch behandelte seinen Sohn dagegen so, als wäre er ein auf der Flucht eingeholter und zurückgebrachter Deserteur. Er ließ ihm den Degen abnehmen und seine Taschen durchsuchen, worin sich jedoch nichts Verdächtiges fand, da Friedrich die Vorsicht gebraucht hatte, alle bei sich gehabten Briefe ins Wasser zu werfen. Eine neue Kränkung für den Prinzen war es, daß sich in Bonn der Kurfürst von Köln zum Empfang der hohen Reisenden eingefunden hatte und sie am Ufer des Rheins erwartete. Zwar vermied hier der König ein öffentliches Aufsehen, als er aber das Schiff verließ, mußte Friedrich doch hören, wie in Gegenwart des Gefolges dem General v. Buddenbrock und den übrigen Offizieren der Befehl ertheilt wurde, für den Prinzen einzustehen und ihn folgenden Tages todt oder lebendig auf das Schiff zurück zu schaffen.

Nach dem Eintreffen in Wesel wurde Friedrich als Gefangener in einem Zimmer stark bewacht und bei Lebensstrafe war es jedermann verboten, mit ihm zu sprechen. Schon bei früherer übler Behandlung hatte Friedrich Wilhelm zu seinem Sohne ge-

sagt: „Du hast keine Ehre im Leibe, sonst könntest du das nicht ertragen.“ An solche Worte erinnerte Friedrich seinen Vater, als dieser ihn am andern Morgen durch den Festungskommandanten, General v. Mosel, vor sich führen ließ.

„Warum hast du austreten wollen?“ rief ihm der zornige Vater entgegen.

„Weil Sie mich nicht wie einen Sohn, sondern wie einen Sklaven behandelt haben,“ gab Friedrich fest zur Antwort.

„Du bist ein infamer Deserteur, der weder Muth noch Ehre hat,“ schnaubte der König ihn an.

„Ich habe deren so viel als Sie,“ versetzte der Sohn, „und eben darum wollte ich das thun, was Sie, wie Sie mir früher selbst oft sagten, an meiner Stelle gethan haben würden.“

Diese edle Freimüthigkeit war ganz geeignet, Achtung vor dem Jünglinge einzuflößen; auf Friedrich Wilhelm machte sie nur den Eindruck, daß er in rasender Wuth den Degen zog, um den Sohn zu durchbohren. Herr v. Mosel fiel ihm in den Arm und rief: „Tödten Euer Majestät mich, aber schonen Sie des Kronprinzen.“

Diese muthige Hingebung traf das Herz des Monarchen; er schien auf einen Augenblick besänftigt und diese Stimmung benützte der Kommandant, den Prinzen auf sein Zimmer zurück zu führen.

Den Generalen gelang es, jedes weitere Zusammentreffen in Wesel zwischen Vater und Sohn zu verhindern. Dem Letztern ließen befreundete Hände Bauernkleider und eine Strickleiter zukommen. Noch einmal schien die Hoffnung zu winken, schon setzte Friedrich den Fuß auf die befestigte Strickleiter, da schreckte ihn der Anruf der Wache zurück und bald wurde er unter starker Bedeckung und mit Vermeidung des hannöverschen Gebiets nach Mittenwalde bei Berlin gebracht, wo er am 28. August anlangte.

Schon von Frankfurt aus waren Befehle nach Wesel und Berlin abgegangen, um dort den Lieutnant Keith, hier den

Lieutnant v. Katte zu verhaften. Ersterer hatte das Glück, Friedrichs Gefangennehmung zu erfahren; er rettete sich durch die Flucht nach dem Haag, wo der englische Gesandte, Lord Chesterfield, ihn in Schutz nahm und nach England beförderte. Da Friedrich Wilhelm seine Auslieferung verlangte und man den Verwandten nicht noch mehr reizen wollte, so erhielt Keith heimlich die Mittel zur Fahrt nach Portugal, wo König Johann V. ihn in seine Dienste nahm. Erst nach Friedrichs Regierungsantritte kehrte Keith nach Preußen zurück und erhielt zum Lohn die Anstellung als Curator der Akademie. Schlimmer ging es seinem Bruder, dem Pagen Keith, den Friedrich Wilhelm als gemeinen Soldaten in ein Füsilierbataillon stecken ließ; am übelsten aber kam Katte weg, obwohl nur seine Unvorsichtigkeit an seinem Unglück schuld war. Der dänische Gesandte v. Leuenöhr benachrichtigte ihn bei Zeiten von dem, was sich in Frankfurt zugetragen hatte, und bot ihm Geld, Pässe und Pferde zur Flucht an. Leichtsinnig, wie immer, sagte Katte, daß er sich erst einen Kuriersattel machen lassen wolle, und als der Sattel endlich fertig und Katte im Begriff war, zu Pferde zu steigen, erschien der Oberst der Gendarmerie v. Natzmer mit dem Befehl, ihn zu verhaften. Auch in diesem gefährlichen Augenblicke verließ den Jüngling sein Leichtsinn nicht und er äußerte voll Zuversicht: „Ich habe nichts zu befürchten.“ Desto mehr fürchtete Herr v. Natzmer sowohl für den Sohn seines Waffengefährten, als für den Prinzen selbst und erwiederte: „Sie sind blind, ordnen Sie rasch ihre Briefe.“ Das geschah endlich; die verfänglichsten Papiere wurden verbrannt; die unbedeutenderen in ein Kästchen gelegt und dieses versiegelt durch treue Hände der Königin zugeschickt. Jetzt erst wurde Katte auf die Hauptwache geführt und bis zur Ankunft des Königs, die am 27. August erfolgte, gefangen gehalten.

Schon ehe die Königin das verhängnißvolle Kästchen erhielt, war die Unglücksbotschaft ihr zugekommen. Ihre Hofdame, Frau

v. Kameke, hatte ein Schreiben des Königs mit dem Befehl erhalten, es ihrer Gebieterin zu überreichen. Ahnungslos fragte diese: „was erhalten Sie da für Neuigkeiten, liebe Kameke." Wie erstarrte aber das Herz der unglücklichen Mutter, als die Hofdame ihr mit widerstrebender Hand und auf wiederholte Nöthigung das Billet hinreichte, das die wenigen Worte enthielt:

„Meine liebe Frau v. Kameke.

Fritz hat desertiren wollen. Ich habe mich genöthigt gesehen, ihn arretiren zu lassen; ich bitte Sie, auf gute Art meine Frau davon zu unterrichten, damit diese Neuigkeit sie nicht erschrecke. Uebrigens beklagen Sie einen unglücklichen Vater.

Friedrich Wilhelm."

Der auf den Tod erschrockenen königlichen Frau kündigte bald darauf der Feldmarschall v. Natzmer im Auftrage des Monarchen an, daß sie ihre Sommerwohnung zu verlassen und sich in den Gemächern des Schlosses aufzuhalten habe. Mit zitternden Händen empfing die Königin das von Katte zugeschickte Kästchen; es schien ihr eine Pandorabüchse zu sein, in der, wenn sie geöffnet würde, auch selbst die Hoffnung nicht zurückbleiben würde. Prinzessin Wilhelmine — am Hofe wurde sie meist nach ihrem zweiten Namen „Friederike" genannt — verlor in dieser drohenden Lage die Besonnenheit am wenigsten; sie rieth nachzusehen, was das geheimnißvoll vertraute Gut enthalte, und das war von wichtigen Folgen. Man fand verschiedene Briefe darin, deren Vernichtung im Interesse des Bruders nöthig wurde, worauf die Prinzessin das Siegel so geschickt wieder anlegte, daß die vorgenommene Oeffnung nicht zu bemerken war.

Der König langte am 27. August in Berlin an und seine Gemahlin, die überzeugt war, daß sie alsbald seinen Besuch zu erwarten hatte, berief alle ihre Kinder zu sich. Im Augenblick, als der Monarch die Schwelle überschritt, warfen sie sich dem Vater zu Füßen und baten um Gnade für den Bruder. Friedrich Wilhelm blieb ungerührt, wies die Bittenden unfreundlich zurück

und rief der Königin mit furchtbarer Stimme zu: „Fritz ist ein todter Mensch.“ „Um Gott! Sie sind der Mörder Ihres Sohnes geworden!“ sprach bebend die erbleichende Mutter. „Was Sohn, er war Deserteur und verdiente den Tod.“

Der Tod, der dem Sohne nur drohte, schien die Mutter ergreifen zu wollen; sie brach ohnmächtig zusammen. Man denke sich die entsetzliche Familienscene. Der König entzog sich diesem Anblick, berief die Generale v. Grumbkow und Glasenap, den General-Auditeur Mylius nebst dem Generalfiskal v. Gerbert und befahl den Lieutnant Katte zum Verhör vorzuführen. Ein Zorniger regt sich, wenn er seiner Leidenschaft nachgiebt, immer mehr auf. So geschah es auch mit dem Könige, der die Ankunft des Gefangenen nicht erwarten konnte, sondern zurück in die Gemächer seiner Gemahlin eilte, die kaum zum Leben zurückgebracht, es ansehen mußte, wie sich der Vater an die Prinzessin Wilhelmine wendete, ihr vorwarf, um die Pläne des Bruders gewußt, sie unterstützt zu haben und in seiner Aufregung das Mädchen zu Boden stieß. Mutterliebe gab der Königin Kraft; sie warf sich zwischen den Gemahl und sein Opfer, und die Kammerfrauen benützten den Augenblick, die Prinzessin rasch auf ihr Zimmer zu entführen, aber drohend rief ihr der Vater nach: „Du bist an allem Schuld und sollst mit deinem Leben dafür büßen; Du sollst zugleich mit Deinem verführten Bruder sterben.“

Wie sehr auch dieser Ausruf die Königin erschreckte, so schlug doch zugleich wie ein Blitz die frohe Gewißheit in ihre Seele: Fritz lebt also noch; noch kann Gott alles Unheil ablenken.

So schreckliche Tage hatte das Haus Hohenzollern nie erlebt, und während die Zeit nahe war, wo sein Stern im strahlendsten Glanze aufgehen sollte, schien damals die finsterste Nacht mit verderbenbringenden Wettern zu drohen. Die Königin wurde erlöst, als die Meldung kam, Katte sei da. Der Zorn des Monarchen erhielt dadurch eine andere Richtung; er eilte in seine Gemächer

zurück und verkündete den vorgenannten Generalen und Beamten, daß sie auf die Aussagen des Gefangenen genau Acht haben sollten, weil darauf der Prozeß gegen den Kronprinzen zu begründen sei. „Fritz," setzte er hinzu, „ist ein Verbrecher an mir und an dem Staat; ein undankbarer Sohn, ein Aufrührer und verdient keine Schonung."

Jetzt öffnete sich auf Befehl des Königs die Thür; Katte ward hereingeführt und warf sich auf die Kniee, aber diese Demuth milderte den Sinn seines erbitterten Herrn nicht, der auf ihn zusprang, ihm unter Schimpfworten und Fußstößen das Johanniterkreuz von der Brust riß und ihn mit seinem spanischen Rohre heftig schlug.

Katte der ein leichtsinniges, vorwurfsvolles Leben hinter sich hatte, erscheint von dem Augenblicke an, wo ein schweres Verhängniß über ihn hereinbrach, in völlig verwandelter Gestalt. Glück und Lust mögen wohl oft unsere gefährlichsten Feinde sein; ein großer Schmerz, die Vernichtung aller unserer irdischen Pläne, die Nähe des Todes werden dagegen das läuternde Feuer, das uns von Thorheiten befreit und alle edeln Eigenschaften, die ursprünglich in unserer Seele lagen, zu überraschender Blüthe treibt. Verdiente Katte zeither großen Tadel, so erregt er in den letzten Tagen seines Lebens unsere Bewunderung. Die erduldete Beschimpfung raubte ihm den Adel der Seele nicht; sie verlieh demselben vielmehr einen Glanz, der ihm bis dahin fremd geblieben war. Mit männlicher Festigkeit erhob er sich und bekannte auf die an ihn gerichteten Fragen die lautere Wahrheit. „Ja," sagte er, „ich habe um die beabsichtigte Flucht des Prinzen gewußt und war bereit, ihm zu folgen." Zur Angabe der nähern Umstände aufgefordert, berief er sich auf die Briefe, die er in einem versiegelten Kästchen der Königin zugeschickt habe und deren Inhalt man mehr, als seinen Worten glauben werde. Die Königin mußte das Kästchen sogleich ausliefern, aber, Dank der Prinzessin, es enthielt nichts, was wichtige Enthüllungen ver-

schaffen konnte. Als Katte übersah, daß es dem Könige an überführenden Beweisen überhaupt fehle, nahm er die ganze Schuld des traurigen Vorgangs auf sich und behauptete, seit dem Nov. 1729, wo zuerst der Gedanke an die Flucht gefaßt wurde, der alleinige Vertraute des Prinzen gewesen zu sein. Nachdem die Entweichung aus dem Mühlberger Lager aufgegeben worden sei, habe er die Anstalten zur anderweitigen Flucht betrieben und, obgleich der englische Hof die Aufnahme des Prinzen abgelehnt, doch dem Gesandten dieser Macht in Berlin einen Brief des Letzteren übergeben, der die Bitte um ein Darlehn von 15000 Thlr. zur Bezahlung von Schulden enthielt. Alles, was ihn betraf, räumte Katte ein, behauptete dagegen die Unschuld der königlichen Familie.

Den König befriedigte das Alles nicht. Grumbkow sagte zu ihm: „Die Weiber sind listig; sie haben das Beste weggenommen.“ Dadurch von Neuem aufgestachelt, forderte der König von seiner Gemahlin mit Strenge die Auslieferung der zurückgehaltenen Briefe, allein diese, die ihrem Sohne dadurch wesentlich geschadet haben würde, entgegnete einfach mit der Frage, ob denn das Siegel des Kästchens verletzt gewesen sei? „Die Ausreden helfen nichts,“ rief der König, „was Katte gesagt hat, ist genug, um die Köpfe Fritzens und seiner saubern Schwester springen zu lassen. Sie soll in drei Tagen an einem Orte sein, wo sie Zeit zum Nachdenken haben wird.“ Alles Flehen der Königin stillte den Grimm des aufgeregten Gatten und Vaters nicht und auf die Frage, wo Fritz denn sei? gab er zur Antwort: „Es ist gleichgiltig, wo ein Mensch ist, der in drei Tagen nicht mehr lebt.“ Der Prinz befand sich in Küstrin und wurde von denselben Männern vernommen, die Kattes Verhör leiteten. Er wiederholte nur, was er schon in Wesel geäußert hatte, und sein Edelmuth wankte keinen Augenblick. Immer blieb er dabei: ich allein bin der Urheber des Plans, der nie zur Ausführung gekommen ist. Katten und die Andern habe ich nur überredet, mir behülflich zu

sein; Mutter und Schwester sind unschuldig. Den Vorschlag dagegen, sein Leben durch Verzichtleistung auf die Krone zu erkaufen, verwarf er standhaft.

Alle die Unglücklichen, die mit dem Prinzen in näherer Berührung gestanden hatten, traf der Zorn des Königs und am härtesten die sechzehnjährige Tochter des Cantors Ritter in Potsdam, Dorothea Elisabeth, unter dem Namen der schönen Doris bekannt, die, weil der Prinz zuweilen in dem Hause ihres Vaters und von ihr begleitet, Musikübungen vorgenommen und ihr dafür einige kleine Geschenke gegeben hatte, zur Auspeitschung verurtheilt und auf drei Jahre in das Spinnhaus von Spandau gesperrt wurde. Vornehmere, wie du Han, das Hoffräulein der Königin v. Bülow, ihren Bruder und andere trafen Verbannung oder Geldbußen; der Staats- und Cabinetsminister Friedrich Ernst Frhr. v. Knyphausen verlor Amt und Gehalt und mußte Berlin verlassen; Lieutnant v. Spann aber, der beim Prinzen oft die Wache gehabt hatte, während Katte anwesend gewesen war, wurde nebst noch einigen Offizieren verhaftet.

Wie tief Friedrichs edles Gemüth durch die Schläge verletzt wurde, welche alle trafen, die ihm werth waren, kann nur von solchen nachempfunden werden, welche gleicher Gesinnungen fähig sind. Als Grumbkow ihm bemerkte, er möge mehr an sich selbst denken, antwortete er: „Ich glaube über alles erhaben zu sein, was mir begegnen kann; mein Muth wird größer sein, als mein Unglück.“ Eben so schrieb er an seine Schwester: „Ich kümmere mich wenig, was das Kriegsgericht aus mir macht; hat doch meine geliebte Schwester nicht gegen mich gezeugt. Wie freue ich mich, daß weder Gitter noch Riegel mich hindern, Dir meine Liebe zu äußern. Noch finde ich in einer entarteten Zeit Menschen, die mir den Kerker versüßen, indem sie meine Boten an Dich werden, u. s. w.“

Um diese Seelenstimmung zu bewahren, gehörte kein geringer Muth. Das Zimmer, in welchem Friedrich seit dem 5. Sept.

in Küstrin eingesperrt war, befand sich von allem Geräth entblößt; der nackte Fußboden war sein Lager, er erhielt Abends kein Licht, und sein täglicher Unterhalt sollte nicht über vier Groschen kosten. Nur mit Gefahr und Mühe gelang es dem Kammerpräsidenten v. Münchow dem Gefangenen zuweilen einige bessere Nahrungsmittel durch ein Loch in der Decke zuzustecken und seine Lage in etwas zu erleichtern. Immer finsterer wurden die Wetter. Das Kriegsgericht, welches über „den davongelaufenen Oberstlieutnant Fritz, Sohn Sr. Majestät des Königs und den Deserteur Katte" sprechen sollte, war ernannt und bestand aus folgenden Personen: Generallieutnant v. d. Schulenburg, Präsident; Generalmajore v. Schwerin, Graf Dönhoff und v. Linger; Obersten v. Derschau, v. Steding, v. Wacholz; Oberstlieutnants v. Weyher, v. Schenk, v. Milagsheim; Hauptleute v. Itzenplitz, v. Jeetze, v. Podewils. Mylius und Gerbett, die ich schon nannte, waren die rechtsverständigen Leiter der Verhandlungen.

Den meisten Widerwillen hegte Friedrich gegen den General und Minister v. Grumbkow, dessen sich der König in besondern Aufträgen an den Prinzen und um diesem Geständnisse zu entlocken, bediente; er behandelte ihn mit Verachtung. Grumbkow, der sich gekränkt fühlte, war übermüthig genug zu äußern: „Lassen Sie ab von ihrem Stolze, oder ich werde Mittel finden, Sie zu beugen." Ruhig versetzte der Prinz: „Ich weiß, was Sie thun werden, aber es reicht nicht hin, mich vor Ihnen zu demüthigen." Im Verhöre vor dem Kriegsgerichte blieb er vorsichtig, und auf Fragen, bei denen die Wahrheit Andere bloßstellen konnte, verweigerte er gradhin die Antwort, indem er die Folgen des Schweigens auf sich zu nehmen erklärte.

Zu einem harten Spruche bedurfte es stärkerer Beweise, als die Untersuchung solche herausstellte; der König wollte sie von Katten durch die Folter erzwingen, doch entging der Unglückliche dieser Qual durch die Verwendung des österreichischen Gesandten,

Grafen v. Seckendorf, der ihm entfernt verwandt war. Katte benahm sich verständig; er war ruhig, gelassen und in seinem Gefängniß, wo er sich mit Lesen und Schreiben beschäftigte, selbst heiter. Ein wirklich begangenes Verbrechen lag nicht vor; die Flucht des Prinzen war nur Plan und Absicht geblieben, ohne zur That zu werden. Das Kriegsgericht ging vielleicht schon über seine bessere Ueberzeugung hinaus als es gegen Katte auf Ausstoßung aus dem Militär und lebenslängliche Festungshaft erkannte. Der König, der sich auf Schloß Wusterhausen aufhielt, ließ am 1. Nov. 1730 unter das ihm zur Bestätigung vorgelegte Erkenntniß folgende Bestimmung setzen:

„Was den Lieutnant v. Katte betrifft, so sind Se. Königl. M. zwar nicht gewohnt, die Kriegsrechte zu schärfen, sondern vielmehr, wo es möglich, zu mildern; dieser Katte ist aber nicht nur in meinen Diensten Offizier in der Armee, sondern auch bei den Gardegensdarmes, und da bei der ganzen Armee alle Offiziere mir treu und hold sein müssen, so muß solches um so viel mehr geschehen von solchen Regimentern, indem bei solchen ein großer Unterschied ist, indem sie immediatement Sr. Königl. Maj. allerhöchster Person und Dero Königlichem Hause attachirt sind, Schaden und Nachtheil zu verhüten, vermöge eines Eides. Da aber dieser Katte mit der künftigen Sonne tramiret, zur Desertion mit fremden Ministern und Gesandten allemal durcheinander gestochen und er nicht dafür bestellt worden, mit dem Kronprinzen zu komplottiren, au contraire es Sr. Königl. Maj. und dem Herrn General-Feldmarschall v. Natzmer hätte angeben sollen: so wüßten Se. Königl. Maj. nicht, welche kahle raisons das Kriegsgericht genommen und ihm das Leben nicht abgesprochen hätte. Se. Königl. Maj. werden auf die Art sich auf keinen Offizier, noch Diener verlassen können. Es würden aber alsdann alle Thäter den Prätext nehmen, wie es Katten wäre ergangen, und weil der so leicht und gut durchgekommen wäre, ihnen desgleichen geschehen müßte. Se. Königl. Majestät sind in Dero

Jugend auch durch die Schule geloffen und haben das lateinische Sprüchwort gelernt: fiat justitia et pereat mundus *)! Also wollen Sie hiermit von Recht und Rechtswegen, daß Katte, ob er schon nach den Rechten verdient gehabt, wegen des begangenen crimen laesae majestatis mit glühenden Zangen gerissen und aufgehängt zu werden, er dennoch nur, in Consideration seiner Familie mit dem Schwerdt vom Leben zum Tode gebracht werden solle. Wenn das Kriegsgericht dem Katte die Sentenz publizirt, soll ihm gesagt werden: daß es Sr. Königl. Maj. leid thäte, es aber besser, daß er stürbe, als daß die Justice aus der Welt käme."

Am 2. Nov. wurde dem Verurtheilten der Königliche Machtspruch bekannt gemacht. Würdevoll antwortete er: „Ich bin gefaßt, der Wille des Königs geschehe; keiner schlechten Handlung bin ich angeklagt, ich sterbe für eine gute Sache." Durch seine Familie ließ er sich aber doch bestimmen, ein Gnadengesuch an den König zu richten, das sein Vater, wie schon gesagt, Generallieutnant und sein Großvater, der vom König sonst hochgeschätzte Feldmarschall Graf Wartensleben durch ihre Fürbitten dringend unterstützten, ohne das harte Herz des Monarchen rühren zu können. Der letzte Hoffnungsstrahl ging unter, als Katte am 5. Nov. nach Küstrin abgeführt ward. Sein Tod sollte unter Friedrichs Augen erfolgen, um diesem den Schmerz um den Jugendfreund, wie einen Dolchstich, ins Herz zu stoßen und ihm zugleich das drohende Gespenst des eigenen Schicksals vorzuhalten.

Welch eine Nacht war das für die beiden befreundeten Jünglinge! Katte schrieb einen Brief an den Prinzen, der sein Vermächtniß an diesen enthielt. Er sagte darin: „Nicht Sie, mein Prinz, sind die Veranlassung zu meinem Tode; ich erkenne darin vielmehr Gottes heiligen Willen, der mich aus gerechten Gründen

*) Diesen Spruch pflegte der König häufig, aber wie eben auch hier, immer am unpassenden Orte anzubringen, wie er denn überhaupt in den Mund eines Königs nicht gehört.

auf diesem rauhen Wege aus dem Leben führt. Von Ihnen scheide ich ohne Groll und werde am Throne Gottes für Sie beten. Vergeben Sie meinen Tod Ihrem Vater, wie ich ihm vergeben habe. Fügen Sie sich in den Willen des Königs; er ist Ihr Herr und Ihr Vater. Richten Sie Ihr Leben so ein, daß der Wille Gottes die Regel Ihrer Handlungen und sein Wohlgefallen der Lohn Ihrer Anstrengungen sei. Diejenigen, welche Ihren Leidenschaften schmeicheln, stoßen Sie als Betrüger von sich; sie wollen nicht Ihnen, sondern dem eigenen Vortheile auf Kosten Ihres Glückes dienen. Wer sich Ihren schlimmen Neigungen widersetzt, wer Ihnen die Wahrheit sagt, der ist Ihr Freund. Der unwandelbarste Freund aber ist Gott, und ich bitte Sie inbrünstig, ihm Ihr ganzes Herz zu ergeben. Glauben Sie nie an ein blindes Fatum, sondern sehen Sie selbst in jeder Kleinigkeit die Hand der ewigen Vorsehung, welche die Welt regiert."

Wie herrlich sind diese Worte, die Katte im Angesichte des Todes und dennoch mit ruhiger Seele niederschreibt; wie ganz anders lauten sie, als die leichtfertigen Reden, die früher von dem Munde dieses glaubenlosen Spötters flossen. Der erhabene Mensch sieht freilich das ganze Leben nur als eine Uebungsschule seiner geistigen und sittlichen Kräfte an, und Grundsätze, wie Katte sie in den letzten Stunden seines Lebens bekannte, werden die beständige Richtschnur seines Verhaltens sein. Immerhin aber bleibt es ein herrlicher Anblick, einen jungen Mann zu sehen, dem der Tod nicht als ein beängstigendes Nachtgespenst, sondern nur als ernster Mahner zum Nachdenken und zur Selbstprüfung erscheint. Katte winselte nicht Gebete mit bleichen Lippen, aber zerriß mit starker Hand das Netz der Täuschungen, das seine Jugend umstrickt hatte, und trat mit einer aufrichtig frommen Seele vor seinen Schöpfer. Der Feldprediger Müller, der ihn im Gefängniß besucht hatte und auf das Schaffot geleitete, stand ihm bei dieser Sinnesänderung als treuer Freund und Berather zur Seite.

Als in der Nacht vom 5. zum 6. Nov. auf dem Festungswalle unter Friedrichs Fenstern ein Blutgerüst aufgerichtet wurde, und der Prinz, durch das unheimliche Hämmern erweckt, hinausstarrte, konnte er nicht anders glauben, als daß diese Vorbereitungen seiner eigenen Hinrichtung gelten sollten. Was dabei in seinem Innern vorging, ist unbekannt geblieben, doch fand ihn der Festungskommandant, General v. Lepel, gefaßt, als er am Morgen das Zimmer des Prinzen betrat. Er hatte ihm nicht den eigenen Tod, wohl aber den Befehl des Königs zu eröffnen, der Hinrichtung Kattes beizuwohnen. Friedrich war entsetzt; er bat nur um einen Tag Aufschub, um Zeit zu haben, dem Könige zu schreiben und ihm für Kattes Begnadigung die Thronentsagung anzubieten. In dem nämlichen Augenblicke wurde jedoch Katte im braunen Armensünderkleide am Fenster vorübergeführt. Mit Thränen rief ihm Friedrich zu: „Vergebung, theurer Freund! wie unglücklich bin ich, daß ich Ihren Tod verschuldete; um Gottes Willen vergeben Sie mir." Mit fester Stimme antwortete Katte: „Ich habe Ihnen nichts zu vergeben; mit tausend Freuden sterbe ich für Sie!" Der Nothwendigkeit, dem herzzerreißenden Vorgange zuzusehen, entriß den Prinzen eine wohlthätige Ohnmacht. Katte aber bestieg muthig das Schaffot, und im nächsten Augenblicke lag sein blutiges Haupt am Boden. Damit aber der Prinz seinen Schmerz noch oft erneuern konnte, blieb der Leichnam den ganzen Tag über auf dem Platze liegen, bis ihn am Abend zwölf Bürger von der Schützengesellschaft in einen Sarg legten und auf den Kirchhof trugen. Später gab der König die Erlaubniß, daß die Leiche in die Familiengruft zu Wust bei Jerichow geschafft werden durfte.

Damit war aber die Strenge und die Gefahr für den Prinzen nicht vorüber. Hatte ihm der König doch selbst den Genuß des Abendmahls versagt, bis das Kriegsrecht vorüber sei. Trostlos, einsam, ohne Bücher und ohne seine geliebte Flöte, saß Friedrich vorsichtig bewacht und harrte seiner Zukunft. Das

Kriegsgericht hatte mit seinem Spruche gezögert; vom Könige gedrängt, reichte es ihn am 1. Nov. ein. Mit Ausnahme der Generale v. Linger und v. Dönhoff hatten sich alle Stimmen — man muß glauben, aus Furcht vor dem Könige — für den Tod des Prinzen entschieden. Es war der Tag, an welchem der König Kattes Urtheil verschärft hatte, und seine Stimmung schien fürchterlich, dennoch begaben sich Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, Feldmarschall v. Natzmer und Generalmajor v. Buddenbrock zu ihm, um ihm ehrerbietig vorzustellen, daß er ohne öffentlichen Prozeß vor Kaiser und Reich kein Recht über das Leben des Kronprinzen habe. „Ich bin souveräner König von Preußen und kann als solcher nach meinem Belieben verfahren," lautete die harte Antwort. In edlem Eifer entblößte Buddenbrock seine Brust und rief: „Wollen Ew. Majestät Blut, so nehmen Sie meines; das des Kronprinzen bekommen Sie nicht, so lange ich lebe!" Die muthige Rede schien dem Könige zu gefallen und hatte mindestens die Wirkung, daß kein übereilter Schritt geschah. Graf Seckendorf überreichte ein kaiserliches Handschreiben, das für eine mildere Behandlung des Kronprinzen ein Fürwort einlegte, und begleitete es mit Vorschlägen über das gegen denselben inne zu haltende Verfahren. Die Höfe von Stockholm, Kopenhagen, Dresden und Petersburg thaten ähnliche Schritte und von besonderem Gewicht soll ein Wort des alten Dessauers gewesen sein. Das Tabackskollegium, des Königs Freude, war in diesen stürmischen Tagen ganz zerfallen und auf eine diesfällige Anregung antwortete Fürst Leopold: „Höre, Wilhelm, wenn Du den Fritz hinrichten lässest, so rauche ich in meinem Leben keine Pfeife Taback mehr mit Dir." Dieser Trumpf, der ihm von seinem vertrautesten Freunde geboten wurde, ward entscheidend. Wohl mochte auch das Vatergefühl die Oberhand gewinnen und der König es gern sehen, daß er durch die Fürsprache der benachbarten Höfe mit guter Art aus der mißlichen Lage kommen konnte, in die ihn seine Heftigkeit gebracht hatte. Er schickte den

Feldprediger Müller, denselben Mann, der Friedrichs Freund zum Tode vorbereitet hatte, an den Sohn ab, und dieser fand den Gefangenen vom Schicksale gebeugt, durch Kattes Brief erweicht, ernsten Betrachtungen hingegeben und zu versöhnenden Schritten bereit. Als Müller den Weg zu dem Herzen des Prinzen gefunden und geebnet hatte, erschien, nicht ohne Vorwissen des Königs, Grumbkow, der schlaue Höfling, in Küstrin, gab jedoch vor, daß ihn der eigene Eifer ohne höhere Genehmigung zu diesem Schritte antreibe. Er hatte sich auch in das Vertrauen der Königin einzuschmeicheln gewußt, die ihn ihrem Sohne empfahl, dem er nun den Rath ertheilte, sich in einem reuevollen Schreiben an seinen Vater zu wenden. Der Botschaft wäre der Prinz wohl zugänglich gewesen, nur der Bote war ihm zuwider; dieser aber stützte sich klug auf die Wünsche der Mutter und Schwester, und so entschloß sich Friedrich, sich vor dem Vater in einem Schreiben schuldig zu bekennen und seine Verzeihung ehrfurchtsvoll anzuflehen. Darauf hatte der König nur gewartet. Er schickte am 16. Nov. eine Commission aus den Generalen v. Grumbkow, v. Bork, v. Röder und v. Buddenbrock, den Obersten v. Wolden und v. Derschau nebst dem Geh. Rath v. Thulemeyer bestehend, an den Prinzen ab, um ihm seinen Willen zu verkündigen.

Auf kaiserliche Verwendung und die anderer Mächte, so lautete die Botschaft, sei der Vater zur Verzeihung geneigt; die Haft solle enden, der Kronprinz aber in Küstrin als Privatmann leben und als jüngster Rath der Domainenkammer sich mit den Verwaltungsangelegenheiten vertraut machen. Ueberdies müsse er sich eidlich verpflichten, nie in seinem Leben die strafende Hand an diejenigen zu legen, welche gegenwärtig wider ihn gehandelt hätten, dem Könige den schuldigen Gehorsam nie zu entziehen, ohne seinen Willen keine Reise anzutreten und keine andere Prinzessin zu heirathen, als die der väterliche Wille ihm bestimme. Der Prinz verlangte, des letzteren Punktes wegen, Frist zur Ueberlegung, leistete aber folgenden Tages den Eid und erhielt

hierauf die Freiheit und den Degen zurück. Er dankte dem Könige schriftlich für das wieder geschenkte Vertrauen und damit endete diese verhängnißvolle Epoche in Friedrichs Leben.

Das Leben des Kronprinzen in Küstrin und Ruppin.

Es war ein Sonntagmorgen, an welchem Friedrich die Luft der Freiheit wieder athmete, und sein Weg führte ihn, dem eigenen Herzen, wie dem väterlichen Willen folgend, in die Kirche. Zu ernst war die Vergangenheit, zu drückend noch die Gegenwart, zu drohend die Zukunft, als daß die Seele nicht das Bedürfniß gefühlt hätte, sich zu Gott zu erheben.

Drückend nannte ich die Gegenwart, denn in dem einfachen Hause, das ihm zur Bewohnung angewiesen war, sah er sich von lauter fremden Gesichtern umgeben, die mehr da zu sein schienen, ihn zu beobachten, als ihm zu dienen. Herr von Wolden war zu seinem Hofmarschall, die Herren von Natzmer und v. Rohwedel zu seinen Kammerjunkern bestellt, und seine Bedienung bestand aus einem Kammerdiener, zwei Pagen und vier Lakayen, Menschen, die er vorher nie gesehen hatte. Dieser Hofhalt war sehr zahlreich im Verhältniß zu den Mitteln, die dem Prinzen zugebilligt worden waren, und nur für seine Person fand er sich dadurch nicht beschränkt. Von Jugend auf karg gehalten, hatte sich Friedrich im Gefängniß an die äußersten Entbehrungen gewöhnt und ertrug sie mit Leichtigkeit. So wenig zusagend die ganze Stellung des Prinzen war, so hat der preußische Staat doch unstreitig große Vortheile daraus gezogen. Von dem Kammerdirector Hille erhielt Friedrich Unterricht in Finanz- und Polizeisachen, von dem Domainenrath Hünicke in Landwirthschaft und Domainenverwaltung; er nahm an den Sitzungen und Arbeiten der Kammer Theil und lernte die Verwaltung des Landes in Einzelnheiten kennen, die andern Fürsten für immer fremd bleiben. Das

genaue Eingehen in die Bedürfnisse des Volkes, das später Friedrichs Regierung auszeichnete, die Mittel, die er zu finden und an der rechten Stelle anzuwenden wußte, um seinen erschöpften Staaten wieder aufzuhelfen; der Scharfblick, womit er das Kleine nicht übersah und zum Großen zu entwickeln verstand: alle diese seltenen Eigenschaften auf einem Throne, die bildete der königliche Rath an der Kammer zu Küstrin in sich aus. Gottes Wege sind wunderbar; er demüthigte diesen Prinzen nur, um ihm die Fähigkeiten zu verschaffen, sich hoch zu erheben. Während sich aber Friedrich mit landwirthschaftlichen Anschlägen, Gründung von Niederlassungen, Bodenverbesserung und andern Fachgegenständen beschäftigte, verlor sein Geist den hohen Flug nicht, der das eigentliche Element seines Wesens war. Schon im Gefängniß hatte er einen Aufsatz „Gegenwart und Zukunft des preußischen Staats" geschrieben, der Fingerzeige über seine Pläne giebt. Daß aber solche Pläne nicht blos phantastische Träume blieben, dafür sorgte die auf das Praktische hingerichtete Thätigkeit und das gründliche Studium, dem er sich widmete und wodurch er in Küstrin einen Schatz von soliden Kenntnissen erwarb. Wahrscheinlich würden die Eindrücke auf sein Gemüth, die er im Gefängnisse erhalten hatte, fruchtbarer und dauernder geblieben sein, hätte nicht des Vaters Hand wieder störend in die freie Thätigkeit der Seele hineingegriffen. Auf Befehl desselben mußte er sonntäglich sowohl dem Gottesdienste in der reformirten, als in der lutherischen Kirche beiwohnen, und er wurde überdies mit Gebetbüchern und Erbauungsschriften vom Könige versorgt, die gar nicht nach seinem Geschmacke waren. Immer trat ihm die Kirche als eine Zwangsanstalt entgegen, und jemehr er äußerlich sich zu fügen genöthigt war, um so stärker widerstrebte sein Inneres einer Anstalt, zu der nur freie Liebe ihn hätte führen sollen.

Verstellung ist grade in den heiligsten Angelegenheiten des Menschen am übelsten, und doch mußte Friedrich sich verstellen, da zwischen Vater und Sohn noch immer eine düstre Wolke



Geyer & Derfinger sc.

Immanuel Kant.

schwebte. Um sich das Herz desselben zu gewinnen, ließ er ihm im April 1731 die Eröffnung machen, daß, wenn es in des Königs Absicht läge, er bereit sei, sich mit einer österreichischen Erzherzogin (mit Maria Theresia nämlich) zu vermählen, sofern nur kein Religionswechsel von ihm gefordert würde. In diesem Falle werde er auf seine Erbstaaten zu Gunsten seines jüngern Bruders verzichten. Dieser plötzliche Einfall veranlaßte zwar allerhand Besprechungen, doch konnte der kaiserliche Hof sich nicht entschließen, die Hand Maria Theresias einem protestantischen Prinzen zu geben.

Da dieser Plan keine Folgen versprach, so machte der oft genannte ränkevolle Grumbkow, der allen Parteien diente und selbst in österreichischem Solde stand, allein für seine Stellung bei des Königs künftigem Tode besorgt ward, den Vermittler zwischen Vater und Sohn, ließ sich von dem Kammerpräsidenten, den Directoren und dem Hofmarschall v. Wolden Briefe schreiben, die sich über des Prinzen gänzliche Sinnesänderung äußerst günstig aussprachen und die er dem Könige vorlegte. Endlich bewog er den Prinzen selbst, an seinen Vater ein Danksagungsschreiben für die zuletzt von ihm erhaltenen Andachtsbücher zu richten. Dies bewirkte am 3. Mai 1731 den ersten Brief seit jenen trüben Tagen der Gefangenschaft, den der König an seinen Sohn schrieb. Er äußert darin, daß ihm der Dank für die geistlicher Bücher lieb sei, denn „Ihr habt die Probe gemacht, durch die weltlichen Bücher klug und weise zu werden, aber gefunden, daß alle Eure Klugheit zu nichts als zu Quark geworden ist". In diesem Tone ging es weiter, aber so rauh derselbe auch war, so las Friedrich doch zwischen den Zeilen die ersten milderen Regungen in dem väterlichen Herzen, wenn sich gleich in seiner Lage dadurch noch nichts änderte. Seit dem Fluchtversuche waren dem Könige die englischen Heirathen vollends zuwider geworden, und er verlangte als erste Bedingung seiner Versöhnung die Verlobung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Erbprinzen Christian von Baireuth.

Mutter und Tochter fügten sich dem eisernen Willen, und die Verlobung ward am 1. Juni 1731 vollzogen, ohne daß Friedrich dazu eine Einladung erhielt. Das war ihm ein Zeichen, daß der Himmel noch lange nicht rein sei. Er bat einige Wochen später den König, ihn zu einem Fußfall vorzulassen, allein in der an Herrn v. Wolden gerichteten Antwort hieß es: „Der Kronprinz soll nur in Küstrin bleiben, und werde ich die Zeit schon wissen, wenn das böse Herz wahrhaft gebessert sein und keine Heuchelei mehr darin zu finden sein wird." Dieser Erfolg wirkte niederschlagend, der Kronprinz erkrankte sogar und auf diese Nachricht folgte ein milderes Schreiben, so wie am 15. August der König selbst, der auf einer Reise nach Preußen Küstrin berührte. Der Kronprinz wurde gerufen; er trat mit Bangigkeit ein, und diese war nicht ohne Grund, denn, nachdem er sich auf die Kniee geworfen und erst auf königlichen Befehl erhoben hatte, mußte er noch einmal in Gegenwart des Gefolges eine strenge Strafpredigt anhören. So demüthigend auch alles war, was er zu hören bekam, so wurde doch der Zweck erreicht, daß Vater und Sohn in gutem Einvernehmen von einander schieden. Der Stadtarrest wurde aufgehoben und der Prinz durfte die königlichen Aemter bereisen. Eine etwas freiere Bewegung war damit gewonnen, dennoch blieb die Beaufsichtigung noch immer bis ins Kleinliche vorgeschrieben und für den Hof- und Haushalt des Kronprinzen nur die geringe Summe von monatlich 221¼ Thlr. ausgesetzt, über die genaue Rechnung gelegt werden mußte. Wiederholt besuchte Friedrich die königlichen Domainen und überreichte seinem Vater Pläne zu Verbesserung der Wirthschaft und des Viehstandes; selbst die verhaßte Jagd trieb er, um sich nur in Gunst zu erhalten. Seine Flöte und eine kleine gewählte Büchersammlung dienten zu seinem Trost und seiner Erholung; auch genoß er in dem Kammerdirector Hille einen Umgang, gegen den er sich vertraulich aussprechen konnte.

Obwohl der König in seinen Briefen Befriedigung über die

Thätigkeit des Sohnes äußerte, schickte er ihm dennoch keine Einladung zu der Hochzeit der Prinzessin Wilhelmine, die am 20. Nov. in Berlin gefeiert wurde; auf eine Anfrage des Herrn v. Wolden gestattete er jedoch, daß der Prinz am dritten Tage der Feste sich in seiner einfachen bürgerlichen Kleidung — einem hechtgrauen Rocke, den Friedrich seinen Gefangenenkittel nannte — Mutter und Schwester vorstellen durfte. Wer Friedrichs Liebe für diese beiden herrlichen Wesen kennt, kann sich die Freude des Wiedersehens nach solchen verhängnißvollen Tagen denken. Die Mutter saß am Spieltisch, Friedrich trat hinter ihren Stuhl und küßte leise ihre Hand, der im freudigen Schrecken die Karten entfielen. Laut durfte sich freilich das Entzücken nicht äußern, aber es strahlte aus den seligen Blicken der Glücklichen. Wehmüthiger war das Zusammentreffen mit der Schwester — keiner glücklichen Braut. Beiden war eine reiche Zukunft untergegangen, Trennung und ein ungewisses Wiedersehen waren ihr Loos, doch Friedrich lebte und seine Zeit mußte kommen, das bot Trost. Einem Gastmahle, welches Graf Seckendorf am 30. Nov. gab, durfte der Prinz in Uniform beiwohnen, auch wurde ihm bei der Rückkehr nach Küstrin gestattet, den hechtgrauen Rock mit einem grünen Jagdkleide zu vertauschen.

Nach diesem kurzen Lichtblick ging das alte Leben wieder los, und der König schrieb eigenhändig die Küchenzettel für die Tafel des Sohnes, deren Kosten oft nicht einen Thaler erreichen. Als Friedrich im Winter Reisen nach den Domainen machte, schickte der König ihm einen warmen Rock, und manche ähnliche Liebesgaben überraschten zuweilen den Einsamen, der es nie versäumte, sich dafür mit großer Wärme zu bedanken.

Friedrich mochte sich mit der Hoffnung schmeicheln, so lange ledig zu bleiben, bis er über sich und sein Geschick frei zu verfügen im Stande sein würde, allein fremde Gewalten zerstörten diese Erwartung. Der kaiserliche Hof benützte seinen Einfluß auf den König, um die Vermählung des Kronprinzen mit der Nichte

der Kaiserin, der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig=Bevern, am 8. Nov. 1715 geboren, zu bewirken. Die Wahl an sich wäre nicht zu tadeln gewesen; das nicht ungefällige Aeußere, der fleckenlose Charakter der jungen fürstlichen Dame empfahlen sie als wünschenswerthe Braut, und wenn ihr Geist noch nicht hinreichend entwickelt, wenn sie schüchtern und zurückgezogen war, so ließ sich erwarten, daß sie an der Seite eines so begabten Gemahls eine vortheilhafte Ausbildung erfahren würde. Was dem Prinzen von vorn herein eine bestimmte Abneigung gegen diese Verbindung einflößte, war nicht die Person seiner Erkorenen, sondern das Scheitern eines Plans, der mit in die Berechnung seines Strebens nach Macht und Größe gehörte und der Umstand, daß seine Neigung der Politik eines Staats zum Opfer gebracht werden sollte, dessen Einfluß in Berlin unter dem Kurfürsten Georg Wilhelm während des dreißigjährigen Krieges unheilvoll gewesen war und der sich jetzt wieder auf eine den Absichten des Kronprinzen ganz entgegen stehende Weise geltend machte. Erwartete man in Wien, daß es der Prinzessin Elisabeth gelingen werde, auf die Gesinnungen ihres Gemahls einzuwirken, so lag darin eine große Täuschung über die Selbständigkeit in Friedrichs Charakter. Grade das Absichtliche in der Sache empörte ihn und machte sein Herz jeder Neigung für die ihm aufgedrungene Lebensgefährtin unzugänglich. Anstatt sich eine Stütze zu schaffen, machte Oesterreich sich den künftigen König von Preußen im voraus zum Feinde, und wenn sich gleich nicht behaupten läßt, daß der Gang seiner Politik ein anderer geworden wäre, so trug doch dieser Umstand unstreitig viel dazu bei, Friedrichs Gemüth gegen den kaiserlichen Hof einzunehmen. Am übelsten kam dabei die an allem schuldlose Prinzessin weg, die sich zwar immer der achtungsvollsten Behandlung, nie aber des Vertrauens und der Liebe ihres Gemahls zu erfreuen hatte, ihm nach innen und außen fern stand und eine eigenthümliche Rolle am Hofe spielen mußte. Dem Willen des Vaters wagte Friedrich jedoch nicht zu

widersprechen, als dieser ihm in einem freundlichen Schreiben am 4. Febr. 1732 seine Absichten eröffnete. Die Braut empfahl er seinem Sohne darin mit folgenden Worten: „Sie ist nit häßlich, aber auch nit schön; sie ist ein gottesfürchtig Mensch und dies ist alles, ist comportable, sowohl mit Euch, als mit den Schwiegereltern.“ Mit Verzweiflung im Herzen, aber mit unterwürfigen Worten auf den Lippen antwortete Friedrich auf diese Anzeige. An Grumbkow wendete er sich jedoch, um durch diesen den König umzustimmen. Er sollte dem Vater religiöse Bedenken erregen und ihn auf die unglücklichen Folgen einer Ehe aufmerksam machen, die ohne Neigung geschlossen wird. Friedrich ging selbst bis zu der Erklärung, daß ihm der Tod willkommener, als diese Verbindung, sein würde. Grumbkow war grade der Vermittler dieses Bündnisses gewesen, und der Prinz kam daher an den unrechten Mann. Anstatt seinen Beistand zu versprechen, schüchterte er den Prinzen durch die Vorstellung ein, wie schrecklich der Zorn des Vaters von Neuem aufbrausen würde, wenn er sich verhindert sähe, bereits gegebene Verpflichtungen zu erfüllen, daß dagegen die Lage des Prinzen sich mit einem male frei und günstig gestalten würde, sobald er ohne Widerrede den väterlichen Willen befolge. So kam denn Friedrich am 26. Februar nach Berlin, um seine Verlobte, die sich zum Besuch bei Hofe aufhielt, zu sehen und zu begrüßen. Er that es mit gutem Anstande, der Schluß der Zusammenkunft war aber der, daß er dem Grafen Seckendorf offen sagte: „Die Prinzessin scheint ein gutes Herz zu haben, lieben aber kann ich sie nie!“

Darnach fragte der König auch gar nicht; ihm genügte der Gehorsam des Sohnes und erfreut darüber ernannte er ihn am 29. Februar zum Obersten eines Infanterie-Regiments, dessen Stab in Ruppin stand, und wohin Friedrich, nachdem seine Verlobung am 10. März zu Berlin gefeiert worden war, im folgenden Monate abgehen, also die beengende Festung mit einem Landstädtchen, eine Tagereise von Berlin entfernt, vertauschen durfte.

Graf Seckendorf hatte bei der Verlobung die Stimmung des Prinzen zu genau kennen gelernt, um nicht einzusehen, daß die Absicht, ihn durch diese Ehe an Oesterreich anzunähern, verfehlt sei. Er sprach sich hierüber mit Bestimmtheit in seinen Depeschen und Briefen nach Wien aus, und Prinz Eugen, dieser erfahrene und voraussichtige Staatsmann, der Friedrichs Zukunft am richtigsten beurtheilte, gab den Rath, sich den Prinzen auf andere Weise zu verpflichten. Schon in Küstrin hatte dieser mit dem kargen Monatsgelde nicht ausgelangt und Schulden gemacht; jetzt, als Regimentschef, bezog er nicht mehr als monatlich 300 Thlr., und dennoch erwartete der Vater, daß es dem Regimente nicht an großen Leuten fehlen werde, von denen ein einziger nicht unter 1000 Thlr. zu beschaffen war. Diesen und andern oft wiederkehrenden Verlegenheiten half Graf Seckendorf ab; er bezahlte die Schulden des Prinzen und ließ ihm die Mittel zur Führung seines Hofhalts zukommen. Friedrich fühlte sich durch diese Verbindlichkeiten bedrückt, gestand dem Vater, daß er von dem kaiserlichen Gesandten Vorschüsse erhalten habe, und bat, diese zu berichtigen. Es geschah nicht, und so sah sich der Prinz genöthigt, noch öfter Hülfe von einer Seite anzunehmen, woher sie eben so bereitwillig geboten, als ungern empfangen wurde. Seckendorf suchte sich dem Prinzen auf jede Weise gefällig zu machen. Das Schicksal seines verbannten Lehrers du Han bekümmerte diesen; Seckendorf verschaffte demselben die Stelle eines Bibliothekars in Wolfenbüttel; ja, als der Wiener Hof sich England zu nähern wünschte, arbeitete er selbst daran, Friedrichs Verlobung rückgängig zu machen und seinen früheren Heirathsplan zu begünstigen. Damit aber war es zu spät; ein gegebenes Wort hielt Friedrich Wilhelm heilig und kein Zureden vermochte ihn zum Bruche der Verbindung.

In Ruppin beschäftigte sich Friedrich wenig mehr mit Gegenständen der Landesverwaltung. Die Freuden der Geselligkeit, der Lektüre, heiterer Lebensgenuß sollten ihn für den erfahrenen

Zwang entschädigen. Ich möchte sagen, daß es mehr Betäubung war, die er suchte, und das Leben berauschte ihn, ohne ihn zu erquicken. Es waren das grade nicht Tage, auf die der große Mann später mit Befriedigung zurückblicken konnte, und seine Sinne sogen eine gefährliche Nahrung, die seinem Geiste fehlte. Manche Klage gelangte auch wieder zu den Ohren des Vaters, und er eilte daher mit der Vermählung des Sohnes, da er sich hiervon für einen geordneten Lebenswandel desselben viel versprach. So wurde denn die Heirath am 12. Juni 1733 auf dem Schlosse Salzdahlum bei Braunschweig vollzogen. Dem Volke gefiel die Kronprinzessin, als sie bei dem feierlichen Einzuge in Berlin am 27. Juni sich öffentlich zeigte. Ihr hoher und wohlgebildeter Wuchs, ihre schönen Hände und Füße, die frische Gesichtsfarbe und vornämlich die großen, blauen Augen, aus denen Sanftmuth strahlte, so wie ihr kindliches Wesen, nahmen für sie ein. Friedrich aber verlangte mehr hohe geistige Anlagen, und der Prinzessin fehlte es an Sicherheit im Auftreten und an Gewandtheit im Ausdruck.

Dennoch konnte der junge Ehemann sich nicht anders als wohl befinden, denn nie hatte er eine so behagliche Lage gekannt. Der Vater überließ ihm die Einkünfte des Amtes Ruppin, das der Prinzessin als Witthum verschrieben war, gab ihm 50000 Thlr. zum Ankauf eines Landgutes in dem Städtchen Rheinsberg, und die kurmärkischen Stände überreichten ihm ein Geschenk von 20000 Thlr. So reich war Friedrich noch nie gewesen. Bald darauf öffnete sich ihm ein anderer Weg, den er längst zu betreten gewünscht hatte. Noch ahnete Niemand in Friedrich den großen Feldherrn. Weil er den sogenannten Kamaschendienst nicht liebte, verspottete ihn sein Vater als unkriegerisch; allein nicht Rekruten zu drillen, sondern Heermassen geschickt zu bewegen, darauf war sein Sinnen gerichtet, dem widmete er sein Nachdenken und dahin zielten seine Studien; das niedere Geschäft der taktischen Ausbildung im Einzelnen erkannte er wohl als noth-

wendig an, überließ es aber gern untergeordneten Händen. Jede Aussicht, Uebung im wirklichen Felddienst zu erlangen, hatte ihn zeither getäuscht; jetzt kam die Gelegenheit herbei. Ludwig XV. von Frankreich wollte für seinen Schwiegervater Stanislaus Lescinski, dem er die polnische Königskrone nicht hatte verschaffen können, Lothringen erobern, zu dessen Verhinderung am 13. März 1734 der Reichskrieg erklärt wurde. Der bereits altersschwache Prinz Eugen v. Savoyen stand an der Spitze des kaiserlichen Heeres, und Friedrich Wilhelm ließ 12000 Mann Hülfstruppen unter dem Befehl des Generallieutnant v. Röder zu demselben stoßen. Friedrich durfte, wiewohl unter Aufsicht der Generale Graf Schulenberg und v. Kleist, die eine vom König ausgefertigte umständliche Instruktion erhielten, zum Heere abgehen und traf am 7. Juli jenes Jahres in Eugens Hauptquartier bei Philippsburg ein. Der Feldzug war kurz und ruhmlos; der greise Feldherr fürchtete durch gewagte Unternehmungen seinen Lorbeerkranz zu entblättern; er ließ vor seinen Augen Philippsburg von den Franzosen nehmen, ging nach Bruchsal zurück und bezog schon im September die Winterquartiere. Ohne sich die Sporen verdient zu haben, kehrte Friedrich im October nach Ruppin zurück, dennoch waren die gemachten Erfahrungen wichtig; er lernte die österreichische Kriegskunst, ihre Licht- und Schattenseiten, den Lagerdienst — da er auf des Königs Befehl beständig mit seinem Regiment im Freien kampiren mußte —, die Behandlung der Soldaten im Felde kennen und hatte Gelegenheit seine Kaltblütigkeit unter dem feindlichen Feuer zu zeigen. Von seinem militärischen Sinne gab er vielfache Proben. Zur Schonung der stark mitgenommenen Gegend war das Fouragiren verboten worden. Der Prinz fand ein Dragoner-Regiment, das sich dadurch dem Mangel ausgesetzt sah. „Nichts da," rief Friedrich, „es muß fouragirt werden; Reiterei ohne Futter ist eine Scheide ohne Degen." Prinz Eugen hatte seinen preußischen Gast sorgfältig beobachtet und die Meinung, die er sich bereits

aus erhaltenen Schilderungen gebildet, noch mehr befestigt. Er schmeichelte dem jungen Waffengenossen, blieb mit ihm im Briefwechsel, suchte ihn an das Kaiserhaus zu fesseln und wirkte dafür, daß es dem Kronprinzen nicht an österreichischen Dukaten fehlte. Friedrich nahm diese Geldhülfe, die er als ein künftig leicht zu erstattendes Darlehn betrachtete, dankbar hin, ohne dieser Gefälligkeit einen hohen Werth beizulegen, oder sie gar als ein Band zu betrachten, welches ihn in seinen Entschließungen hemmen könnte. Was man in Wien mit der einen Hand gab, verlangte man mit der andern doppelt wieder. Die geleistete Kriegshülfe wurde als ungenügend betrachtet und von dem Könige als Reichsstand ein Nachschuß zu den Kriegskosten verlangt. Mit Geldforderungen konnte man aber den sparsamen Monarchen sehr erkälten und eben so nahm er es übel auf, als der kaiserliche Hof von ihm die Auslieferung von Stanislaus Lescinski forderte. Dieser hatte versucht, durch seine Anhänger in Polen sich mit gewaffneter Hand den Thron wieder zu verschaffen, war aber nach dem Scheitern des Unternehmens genöthigt worden, auf preußisches Gebiet überzutreten. Friedrich Wilhelm schätzte den greisen entthronten König und widerstand daher nachdrücklich der Forderung Oesterreichs. Stanislaus erhielt hierauf in dem Frieden mit Frankreich Lothringen zum lebenslänglichen Besitz mit der Bestimmung, daß nach seinem Tode dieses Land an Frankreich fallen sollte. So ging diese deutsche Provinz dem Vaterlande verloren. Der Herzog von Lothringen wurde durch Toskana entschädigt und Frankreich verbürgte dafür dem Kaiser die pragmatische Sanction, d. h. die Anordnung, durch welche das Erbe der österreichischen Kronländer auf das Haupt der Tochter Kaiser Karls VI., Maria Theresia, übergehen sollte.

Ein solcher Ausgang des Krieges war nicht geeignet, dem preußischen Kronprinzen eine günstige Meinung von der Verfassung und den Zuständen des deutschen Reiches beizubringen. Ohne Stimme bei der Sache, fand er eine Ablenkung trüber Ge-

danken in dem Bau seines Landhauses zu Rheinsberg und schwelgte im Vorgenusse der heitern Tage, die er dort zu verleben hoffte. Die günstige Weise, in der Prinz Eugen sich über Friedrichs militärische Fähigkeiten geäußert hatte, schmeichelte dem Vater, und da der Prinz sich zugleich fleißig mit dem Exerziren seines Regiments beschäftigte, so wurde er am 29. Juni 1735 zum Generalmajor befördert und zwei Monate später zur Heerschau nach Preußen, so wie zur Prüfung der dortigen Landesverwaltung und zur Besichtigung der Staatsgüter, geschickt — Aufträge, deren er sich zur Zufriedenheit des Königs entledigte.

Der Aufenthalt in Rheinsberg.

Das freundliche Rheinsberg wurde im August 1736 bezogen und am 4. September begann das dreitägige Fest der Einweihung, welchem König und Königin beiwohnten. Jagd, Fischfang, Vogelschießen füllten diese Tage aus. Nie war der Vater so gütig und froh im Familienkreise gewesen; er bewilligte 40000 Thlr. zur Bezahlung von Schulden, die Friedrich gemacht hatte, und beauftragte den Baron v. Knobelsdorf mit dem Ausbau des Schlosses, der erst 1739 beendet ward. Die Inschrift über dem Portal: „Friedrichs stiller Ruhe geweiht" ist bezeichnend für das idyllische Leben, das der Kronprinz hier führte.

Die Gegend um Rheinsberg ist eine liebliche Oase in der Mark Brandenburg. Der Glinikersee, dessen Abfluß das Flüßchen Rhyn ist, trägt zu der Schönheit, wie zu der Fruchtbarkeit der Landschaft bei. Aus der umgebenden Sandwüste heben sich wohlbestellte Felder, saftige Wiesen, Buchenwälder, Linden und anderes Laubholz hervor. Das Landvolk sieht behäbig aus und selbst aus den Thieren erkennt man, daß man sich in einer wohlhabenden Gegend befindet. Die Pferde sind von edlerem Stamme, die Rinderheerden sehen glatt und wohlgenährt aus, feinwollige

Schafe weiden in beträchtlichen Heerden. Fehlt es der Natur an Großartigkeit, so ist sie doch lieblich und gefällt, selbst wenn man weit schönere Gegenden gesehen hat. Diese Abgeschiedenheit, diese Stille, diese heitere Ruhe sprechen zum Herzen — kein Wunder, daß Friedrich nach einer stürmischen Jugend hier einen schönen Frieden fand.

Das Schloß war nicht groß, aber geschmackvoll und bequem. Die Gemächer seiner Gemahlin hatte Friedrich mit einer gewissen Pracht ausgestattet; Stukkaturen, Vergoldungen und seidene Tapeten schmückten Decken und Wände; einfacher waren die seinigen, aber in heitern Farben gemalt, und der Eintretende bemerkte gleich, daß es die Behausung eines jungen Philosophen sei. Neben dem Wohnzimmer befand sich die Bibliothek, dann ein Zimmer für physikalische Instrumente; auf dem Dache eine Sternwarte. Ein schöner Saal diente mannigfachen Zwecken: dem Empfange größerer Gesellschaften, der Aufführung französischer Theaterstücke, in denen das prinzliche Paar selbst Rollen übernahm, und zu den zahlreichern Mittagsgesellschaften. Die Ausschmückung war in einfachem, aber edlem Styl und eine besondere Zierde bestand in dem Deckengemälde, das den Sieg Apollos und Auroras über die Nacht darstellte und eine Arbeit des berühmten Pesne war, der zu den bleibenden Hausgenossen von Rheinsberg gehörte. Den Hofstaat bildeten der Hofmarschall v. Wülknitz, Oberst Senning, die nachherigen Generale v. Buddenbrock und v. Wylich, Rittmeister von Chazot, der witzige Lieut. v. Keyserlingk und Intendant Baron Knobelsdorf. Der Geh. Rath Jordan, Vorleser und Bibliothekar, wohnte zwar im Städchen, war aber der tägliche Gast im Schlosse; eben so der ehemalige sächsische Minister Graf Manteuffel, Major v. Stille, der Blumenmaler Dubuisson, die beiden Brüder Graun, der Violinvirtuose Franz Benda, später der geistvolle Baron v. Bielfeld. Auch ausgezeichnete Gäste besuchten den merkwürdigen Kreis, so Lord Baltimore und der mit Friedrich in gleichem Alter befind-

liche italienische Dichter Algarotti, der später Friedrichs Kammerherr und von ihm in den Grafenstand erhoben wurde. Ueberhaupt war ohne Rücksicht auf Rang und Stand jeder gern gesehen, der Anregendes in Scherz oder Ernst mitbrachte, durch Kenntnisse und Talente in Kunst oder Wissenschaft glänzte. Hierher kam auch Quanz, und jetzt mit Vorwissen des Königs. Scherzend wurde nun der Angst gedacht, als er hinter dem Ofenschirme steckte. Andere Künstler folgten ihm nach und die Klänge der Musik und des Gesanges belebten nicht selten Wald und Feld.

Die vier sorglosesten und glücklichsten Jahre seines Lebens brachte Friedrich in Rheinsberg zu. Hören wir selbst was er in seinen Briefen darüber sagt. An du Han nach Wolfenbüttel schrieb er:

„Wir sind hier unser funfzehn Freunde, die in der Stille das Vergnügen der Freundschaft und die Annehmlichkeiten der Ruhe genießen. Wir wissen nichts von heftigen Leidenschaften und befleißigen uns einzig und allein, das Leben zu nützen." Ferner an den sächsischen Gesandten von Suhm, der zu Friedrichs Freunden gehörte, denen er die größte Achtung zollte:

„Ich fürchte nicht, Ihnen zu mißfallen, wenn ich Ihnen einige Worte von unserem ländlichen Zeitvertreibe sage; denn wen man liebt, dem möchte man gern auch das Unbedeutendste wissen lassen. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche und angenehme, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und Schmausereien, welche wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indessen den Vorzug, und ich darf wohl sagen, daß wir einen vernünftigen Gebrauch von dem Vergnügen machen, indem es uns blos zur Erholung und als Milderung des Ernstes der Philosophie dient, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gefühle bringen kann." In einem späteren Briefe an denselben heißt es:



Geyer & Dertinger sc.

Carl Heinrich Graun.

„Ich studire mit aller Anstrengung; ich suche nach Kräften, mir die Kenntnisse zu erringen, die mir nothwendig sind, um mich auf würdige Weise mit allen jenen Gegenständen abzufinden, welche zu meinem Berufe gehören können. Kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen und meinen Geist mit allem dem anzufüllen, was uns das Alterthum und die neuern Zeiten an glänzenden Beispielen darbieten."

Es braucht wohl kaum gesagt zu werden, daß diese Stellen Uebersetzungen französisch geschriebener Briefe sind, denn um Friedrichs deutschen Styl blieb es beständig schlecht bestellt. Männer deutscher Wissenschaft schätzte er darum nicht weniger und wenn er vom Studium der Philosophie spricht, so waren es Wolffs Werke, der nach seiner Vertreibung aus Halle in Marburg lebte und der von dort aus dem Kronprinzen sein Werk über das Naturrecht widmete. Dessen Antwort hierauf verdient unvergessen zu bleiben; Friedrich schrieb:

„Mein Herr! Jedes denkende Wesen, jeder Freund der Wahrheit muß an dem neuen Werke Antheil nehmen, welches Sie so eben erscheinen lassen; allein jeder rechtschaffene Mann, jeder gute Bürger muß es als einen Schatz ansehen, womit Sie freigebig die Welt beschenken, nachdem Ihr Scharfsinn denselben gehoben hat. Um so dankbarer bin ich dafür, daß Sie denselben mir widmeten. Sache der Philosophen ist es, die Welt zu unterrichten und die Lehrmeister der Fürsten zu sein. Sie müssen folgerecht denken, wir folgerecht handeln; sie müssen die Welt durch Gedanken, wir durch Beispiele unterrichten; sie müssen entdecken, wir ausführen. Schon seit längerer Zeit lese und studire ich Ihre Werke, und bin überzeugt, daß diejenigen, welche sie gelesen haben, ihren Verfasser hochachten müssen. Niemand wird Ihnen dies versagen können, und deshalb bitte ich Sie, zu glauben, daß ich mit allen den Gesinnungen, welche Ihr Verdienst anspricht, bin

Ihr sehr geneigter Friedrich."

Vorherrschend blieb freilich die Neigung für französische Literatur, und Voltaire, der damals auf dem Gipfel seines Ruhmes stand, ward Gegenstand einer enthusiastischen Verehrung. Wir werden später finden, wie sehr sich Friedrich in dem Menschenwerth des berühmten Mannes täuschte, seine geistigen Vorzüge aber hat er beständig bewundert.

Das ganze Leben in Rheinsberg trug einen idealen Charakter. Jeder der Freunde erhielt einen bezeichnenden Namen: Jordan hieß Hephästion (wie Alexanders Freund); Suhm Diaphanes; Graf Manteuffel Quinze-vingt; Algarotti der Schwan von Padua; Keyserlingk Cäsarion u. s. w. Rheinsberg wurde Remusberg genannt und scherzweise behauptet, Remus sei nicht von Romulus erschlagen worden, sondern hierher zu ewigem Leben gekommen.

Eben so heiterer Art war der Briefwechsel, den Friedrich mit Voltaire, dem Obersten Camas, der Gattin desselben und Anderen führte. Ich bedauere nicht Raum zu haben, mindestens einen Kranz aus den schönsten und geistvollsten Gedanken in diesem Briefwechsel zu flechten, der ausführlich gekannt zu sein verdient.

Welche Fülle edler Freuden bot nicht ein einziger schöner Sommerabend in Rheinsberg. Auf dem See mit kleinen grünen Inseln und von belaubten Hügeln bekränzt, gleiten Nachen dahin und den Furchen der Fahrzeuge folgen Schwäne nach, um zu haschen, was ihnen zugeworfen wird. In der Nähe des Schlosses tönt eine sanfte Musik, und ein Flötensolo eigener Composition wird eben von dem Kronprinzen vorgetragen. Die Musik läutet aber gleichsam nur die Freuden ein, sie bereitet das Gemüth auf geistige Genüsse vor; Unterhaltungen beginnen, die neuesten Erscheinungen auf dem Gebiete der schönen Literatur werden vorgetragen; mitten darin erscheint der Postbote; er bringt Briefe von Suhm; Wolff schickt die Fortsetzung seiner Metaphysik, aber während eine ernste Stimmung sich einfinden will, wirft Keyserlingk das Raketenfeuer seiner Witze dazwischen. Ein neuer Gast

tritt ein; Vive Jordan et sa bonne humeur! Eine neue Ausgabe des Horaz, mein Prinz, ruft der Eintretende, auch bringe ich Briefe von — Von wem? ruft Friedrich, gewiß von Voltaire, heraus damit. So ist's, Voltaire schickt die beiden ersten Akte seines Mahomet, wie sie eben aus der Feder geflossen sind. Champagner her, zum Gruß für den Dichter! ruft der Prinz und Wein und Witz schäumen gleich stark, während die Gläser klingen und die Gabe des Dichters gelesen und besprochen wird. Jeder liefert seinen Beitrag zum Frohsinn des Abends, aber wie verschieden die Quellen sind, die da springen, sie alle strömen aus wohlwollenden Herzen hervor, und die Frische edler Menschlichkeit ist ihnen eigen.

Um die Freunde noch inniger zu verbinden, wird ein Ritterorden gestiftet; nach Bayard, dem Ritter ohne Furcht und ohne Tadel, wird er genannt. Hauptmann de la Motte Fouqué wird Großmeister, der Kronprinz, seine Brüder Wilhelm und Heinrich, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Herzog Wilhelm von Braunschweig-Bevern und sechs Offiziere des prinzlichen Regiments werden Mitglieder und jeder erhält einen Beinamen. Friedrich hieß der Beständige, und das silberne Kreuz, das er trug mit der Aufschrift F. C. P. (Fridericus Constans Princeps) wird noch in der k. Kunstkammer zu Berlin gezeigt.

Außer Briefen schrieb Friedrich damals viele Gedichte, die nicht frei von Fehlern, aber voll von edeln Empfindungen sind. Von größeren schriftstellerischen Arbeiten jener Zeit verdienen zwei besonders hervorgehoben zu werden: Zuerst nenne ich die „Betrachtungen über den gegenwärtigen Zustand des europäischen Staatensystems", die damals nicht gedruckt und nur im Manuscript bekannt wurden. Frankreichs Vergrößerungssucht, Oesterreichs Streben nach unbedingter Herrschaft über Deutschland und die Gefahren in beider Hinsicht werden darin mit großer Schärfe entwickelt und diese gedankenreiche Abhandlung ist gleichsam der Schlüssel zu Friedrichs späterer Politik. Zu der zweiten Arbeit,

die den Titel „Antimacchiavell" führt, bot ihm die Schrift des Florentiners Nicolo Macchiavelli „der Fürst", den Stoff. In diesem Werke, das 1532 erschien, giebt der Verfasser Anleitung, wie eine despotische Herrschaft zu gründen und zu behaupten sei. Mag es die geheime Absicht des Verfassers gewesen sein, grade durch die Darlegung der unsittlichen Mittel, deren der Despotismus zu seiner Stütze bedarf, denselben in Verruf zu bringen, so tritt eine solche Deutung doch erst als Ergebniß mancherlei Forschungen und Folgerungen hervor. Friedrich hielt sich an die nackten Aussprüche Macchiavells und erblickte darin mit Recht die gefährlichsten Lehren, deren Falschheit er nachzuweisen für Pflicht hielt. Dieser Versuch gab ihm zugleich eine treffliche Gelegenheit, seine eigenen edeln Grundsätze zu entfalten und Wahrheiten auszusprechen, die in dem Munde des Erben eines mächtigen Thrones von dem größten Gewicht sind und mit freudiger Ueberraschung vernommen wurden. Der gedrängte Inhalt der Schrift ist etwa dieser:

„Die Völker sind nicht der Fürsten wegen, sondern die Fürsten der Völker wegen da. Die Könige sind die ersten Diener der Staaten und von jeder Verwendung ihrer Kräfte und ihrer Zeit Rechenschaft schuldig. Die Erfüllung dieses edeln Berufs ist die Bedingung der Sicherheit, wie des Glücks der Regenten. Kein anderes Vergnügen, keine Befriedigung der Leidenschaft gewährt dem Fürsten ein solches Glück, als das Bewußtsein, seine Pflichten in möglichster Vollkommenheit erfüllt zu haben; daher muß alle seine Thätigkeit auf dieses Ziel hin gerichtet sein. Wer in andern Dingen sein Glück sucht, ist des hohen Berufes, Oberhaupt eines Volkes zu sein, unwerth. Nichts macht einen Staat blühend und mächtig, als wenn jedermann darin Sicherheit für sein Eigenthum, Schutz gegen willkührlichen Druck und unbeschränkte Freiheit in allen Dingen findet, die dem Gemeinwohl nicht widersprechen. Jeder Einzelne muß alle seine Rechte nach denselben allgemeinen Vorschriften geltend machen können. Nur solche

Völker, welche die Folgen einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft wirklich genießen, werden aufrichtige Anhänglichkeit an den Fürsten, Vaterlandsliebe und Opfermuth besitzen. Strenge Redlichkeit und treues Worthalten ist in allen Fällen die einzig wahre Politik; Trug und Lügen gewähren dagegen nur unsichere, vorübergehende Vortheile, führen aber endlich zu gewissem Verderben. Jeder ehrsüchtige Versuch, die Grenzen seines Reichs mit Verletzung der Rechte Anderer zu erweitern, ein fremdes Volk wider dessen Willen zu unterwerfen, oder das eigene seiner Rechte zu berauben — ist Thorheit, die sich in ihren Folgen fühlbar bestraft."

Solche Worte aus der unmittelbaren Nähe des Thrones hatte Deutschland noch nicht vernommen; sie wirkten zauberhaft. Freilich darf man nicht an alle Handlungen des großen Königs den Maßstab dieser Vorschriften legen, die er sich gleichsam als Prinz selbst gegeben hatte: des Menschen That bleibt hinter seinen besten Vorsätzen zurück.

Zur Befestigung seines kirchlichen Lebens trug der bei ihm angestellte französische Prediger des Champs wenig bei, dagegen liebte er den Umgang der französischen Geistlichen Achard und Beausobre und fühlte sich besonders von den Predigten des letzteren angezogen, auch las er gern die Kanzelreden von Bourdaloue, Massillon, Flechier und dem Protestanten Saurin. Von deutschen Predigern ist er nur durch den Pastor Quandt in Königsberg vollkommen befriedigt worden. Schade, daß der greise Beausobre früh starb und Eindrücke anderer Art seine gehaltvollen Mahnungen verdrängten, doch ließ Friedrich in dankbarer Erinnerung den Sohn des Geschiedenen erziehen.

Auch das Verhältniß zum Vater trat nicht mehr störend in das Stillleben von Rheinsberg hinein. Friedrich Wilhelm hatte größere Nachsicht mit den Neigungen seines erwachsenen Thronerben und dieser befleißigte sich dagegen, dem Vater gefällig zu sein. Er war ein eifriger Chef seines in dem nahe gelegenen

Ruppin stehenden Regiments, ein tüchtiger Landwirth und erstattete dem Könige in beider Hinsicht wöchentliche Rapporte. Auch durch große Rekruten, durch Lieblingsgerichte, womit er die königliche Tafel versorgte, wußte sich der Prinz angenehm zu machen und überwand sich sogar zuweilen, zu Wusterhausen in dem Tabackskollegium zu erscheinen. Nur allein Geldverlegenheiten trübten öfters Friedrichs Heiterkeit, da seine Mittel zur Bestreitung des immerhin mäßigen Aufwands in Rheinsberg nicht ausreichen wollten, trotz einer jährlichen Zulage von 12000 Thlrn., die der König seit 1737 bewilligte und trotz der 3000 Dukaten, welche der kaiserliche Hof jährlich beisteuerte. Seine Freunde Suhm und der Geheimrath v. Münchow, ferner der Kaufmann Splittgerber in Berlin, mußten oft Rath schaffen, doch kehrte die Noth beständig wieder. Unglaubliche Freude machte es daher dem Prinzen, als er im Sommer von 1739 nach der Heerschau in Preußen, wohin er den Vater begleitet hatte, von diesem das Landgestüt zu Trakehnen, das gegen 12000 Thlr. jährlich einbrachte, zum Geschenk erhielt. Friedrich jubelte nicht weniger, als ein armer Schlucker, der das große Loos gewinnt. In alle Welt meldete er die frohe Botschaft, und Glückwünsche von Voltaire, Rollin, aus Petersburg und Paris gingen ein. Camas und Jordan besingen des Königs Freigebigkeit, und in heitern Festmahlen wird zu Rheinsberg bei Gesang und Gläserklang das wichtige Ereigniß gefeiert.

Schon aber war die Zeit nahe, in der dem bedürftigen Prinzen alle aufgehäuften Schätze des sparsamen Vaters und die Verfügung über die Kräfte eines ansehnlichen Staats zufallen sollten. Friedrich Wilhelm litt an der Wassersucht, und sein Ende nahte mit schnellen Schritten heran. In diesen Tagen der Leiden berief der König seinen Thronerben oft zu sich; zärtlich, liebevoll war jetzt die Unterredung zwischen ihnen, und welcher warmen kindlichen Gefühle Friedrich fähig sei, lernte der Vater erst an der Neige des Lebens kennen. In den letzten vier Tagen wich der

Prinz nicht mehr von dem Lehnstuhle des Vaters, der nicht zu liegen vermochte, gelobte ihm die Anordnungen, die er für seine Beerdigung mit christlicher Ruhe getroffen hatte und die einfach wie sein ganzes Leben waren, zu erfüllen, und befand sich mit Mutter und Brüdern weinend in seiner Nähe, als der König am 31. Mai 1740 Nachmittags seinen Geist aushauchte. Friedrich sagte von ihm: „Mit der Ruhe eines Stoikers ertrug er seine Leiden, mit der Neugierde eines Naturforschers, der beobachten will, was in dem Augenblicke des Hinscheidens geschieht, sah er dem heranschleichenden Tode entgegen und starb mit dem Heldenmuthe eines großen Mannes, der den Seinigen ein Beispiel zur Nachahmung hinterlassen will." Wohl hätte er von ihm sagen sollen: er starb mit der Ergebung eines Christen und des Trostes einer seligen Unsterblichkeit voll.

Der Regierungsantritt des großen Königs.

Nachdem Friedrich Wilhelm I. die Augen geschlossen hatte, änderten sich nicht nur die äußern Verhältnisse seines großen Sohnes; eine völlige, Allen überraschende Wandlung trat plötzlich in dem Wesen des jungen Herrschers ein. Die Tage harmloser Lebensfreude waren vorüber; das schöne Rheinsberg, diese stille Friedensinsel, versank gleichsam, wie ein Zauberschloß, in das Meer der Vergessenheit; „mit den Possen ist's vorbei," so lautete jetzt die Parole. König Friedrich verlegte seine Residenz nach Charlottenburg und nach kurzem, einsamem Nachdenken trat aus dem geheimen Kabinet ein Fürst hervor, an dem alles Ernst, Mannhaftigkeit, Thatkraft, Ueberlegung, entschiedener Wille und auf das Praktische hingerichtetes Handeln war. Wie hatten sich doch diejenigen getäuscht, welche sich schmeichelten, das fröhliche Leben, das zeither geführt worden war, nun in großem Maßstabe in die Umgebungen des Thrones verpflanzt zu sehen; wie

täuschten sich alle, die eine Günstlingsherrschaft, eine Bevorzugung der früheren Lieblinge, verschwenderische Belohnungen und harte Behandlung der Gegner erwartet hatten. Nichts von alledem trat ein. Friedrich hatte mit seinen Freunden in Rheinsberg nicht blos Freuden genossen, er hatte auch das Wesen der Männer erforscht, die ihn umgaben, und verwendete jeden derselben nach Maßgabe der Fähigkeiten, die er besaß, um sich nützlich zu machen. Nicht Gunstbezeigungen, sondern Anstellungen, in denen sie eine ernste Thätigkeit entfalten mußten, erhielten diejenigen aus der früheren Umgebung des Königs, die deren würdig waren. Baron Keyserlingk besaß die glänzendsten Talente; mit Feuer durchdrang er die schwierigsten Gegenstände und was ihm an Gründlichkeit abging, ersetzte er durch Witz, Beredsamkeit und Muth. Allein er war eine quecksilberne Natur; ungestüm, flatterhaft, geeignet in wichtigen Augenblicken Großes zu leisten, aber voll Renomisterei und Bizarrerien. Er vor allen hielt seine Zeit für gekommen, und sein lebhafter Kopf verwirrte sich bei den glänzenden Aussichten, die er vor sich zu haben glaubte. An die Thüren seiner Zimmer schrieb er den Namen „Cäsarion" und diese Zimmer wurden in den ersten Tagen nicht leer von Leuten, die sich der Gunst des für allmächtig gehaltenen Mannes zu empfehlen suchten. Keyserlingk war außer sich vor Freude, ausgelassen, sang, lachte, schrieb unaufhörlich Verse und schwelgte im Frohgefühl seiner Größe und seines Einflusses. Friedrich sah diesem Treiben gelassen zu; er kannte die Fähigkeiten und die Schwächen seines Gefährten; er wußte, daß er auf dem Schlachtfelde Wichtiges zu leisten im Stande sein werde, und ernannte ihn zum Obersten und Adjutanten; von einem persönlichen Einflusse aber war keine Rede. Als Keyserlingk nüchtern ward, als er aus seinem täuschenden Traume erwachte, fügte er sich in die ihm angewiesene Stellung; er erfüllte, was der König von ihm erwartete und würde gewiß seinen Namen ruhmvoll in die Blätter der Kriegsgeschichte eingetragen haben, hätte ihn nicht ein früher

Tod daran verhindert. Jordan ward geheimer Rath, diesem begabten Manne aber eine Last von Geschäften zugewiesen, durch die er seine Besoldung schwer verdienen mußte. Chazot erhielt ein Jägerkorps. So wurde jeder in geeigneter Weise, keiner aber in dem Maße bedacht, wie er gehofft hatte, allein grade dadurch, daß Friedrich thörichte Ansprüche täuschte, daß er nützliche Dienste forderte, daß er aus seiner Vergangenheit nichts mit hinüber nahm, was sich nicht auf den Thron gehörte, enthüllte sich die ganze Größe seines Charakters. Weise ist es, jederzeit den Platz angemessen auszufüllen, den die Vorsehung dem Menschen anweiset, und in Uebereinstimmung mit den Verhältnissen zu handeln, in denen er sich befindet. Fanden schon die Jugendgefährten des Königs alles anders, als sie geglaubt hatten, so erfuhren Andere noch weit bitterere Täuschungen. Des Königs Vorliebe für Frankreichs Literatur war in jenem Lande bekannt, und es ergoß sich nun ein Strom von Abenteurern über den Rhein, die alle in Preußen ein Canaan voll Milch und Honig zu finden hofften. Der König liebte nun zwar die großen Geister dieser Nation, von der Masse des Volks hatte er dagegen keine günstige Meinung, und die Glücksritter waren ihm vollends zuwider. Nur Personen von Kenntnissen und Verdienst fanden — und selbst diese nur unter bescheidenen Bedingungen — Aufnahme, der große Haufe mußte dagegen mit leeren Händen den Rückweg antreten und sich in die Heimath zurückbetteln. Auch Geburt, Reichthum, verwandtschaftliche Fürsprache fanden keine Berücksichtigung, mit Scharfblick wählte der König die Männer, die ihm brauchbar schienen, und rasche Stellenwechsel traten überhaupt nicht ein.

Friedrichs Geist beschäftigte sich beim Antritt seiner Regierung mit ganz andern Dingen, als diejenigen vermutheten, die aus seinen Schwächen Vortheile zu ziehen gedachten. Mit raschem Blick durchdrang er die Ergebnisse der Staatsverwaltung seines Vaters und bewunderte die Einfachheit derselben und die Er-

folge, die sie gehabt hatte. Die Monarchie umfaßte ein Ländergebiet von 2275 Geviertmeilen mit einer Bevölkerung von 2,240,000 Seelen. Die Abgaben waren nicht übermäßig gewesen, die ganzen Einkünfte des Staats brachten jährlich 7,371,000 Thlr. und davon gingen gegen sechs Millionen allein auf den Unterhalt des Heeres auf. Nur durch die einfache Lebensweise des Königs und seine große Sparsamkeit war es daher möglich geworden, für 5 Millionen Thlr. neue Krongüter zuzukaufen, 2 Millionen Thlr. auf Grundbesitzungen für die nachgeborenen Prinzen zu verwenden, das Silbergeräth um den Werth von 1½ Millionen Thlr. zu erhöhen und dennoch einen baaren Schatz von 8,700,000 Thlr. zu hinterlassen. Ein wohlgerüstetes Heer von 76000 Mann bildete eine Kriegsmacht, die damals zu den größten in Europa gehörte. Handel, Gewerbe und Ackerbau hatten zwar nicht jene Entwicklung erfahren, die eine Regierung von erleuchtetern staatswirthschaftlichen Kenntnissen ihnen hätte verleihen können, dennoch befand sich das Volk in besserer Lage, als in den meisten andern Staaten.

Verglich Friedrich das reiche Erbe, das ihm zugefallen war, mit den Zuständen der Staaten im übrigen Europa, so fühlte er sich zu großem Danke gegen seinen Vater verpflichtet, und kindliche Pietät, die er unverholen aussprach, hielt ihn ab, rasche Hand an die Umgestaltung von Einrichtungen zu legen, die sich in ihren Erfolgen so vortheilhaft erwiesen hatten.

Wie anders sah es um ihn her aus. Unter der schwachen Regierung Kaiser Karls VI. war Oesterreich von der Höhe herabgesunken, auf welche die Siege des Prinzen Eugen dieses Reich erhoben hatten. Große Summen verwendete dieser Monarch, um die Anerkennung der Erbrechte seiner Tochter, sowohl von Seiten der Stände der eigenen Kronländer, als der europäischen Mächte, zu erlangen und überhörte den staatsklugen Rath Eugens von Savoyen, der ihm sagte: 200000 Mann würden bessere Bürgen, als alle pragmatischen Sanctionen sein. Das Heer

wurde vernachlässigt, und Maria Theresia hatte viel Papiere, aber wenig Soldaten zu ihrem Schutz. Das deutsche Reich, in 300 Staatenbildungen zerfallen, befand sich in einem Zustande kläglicher Zerrissenheit und Auflösung; es war ein Gegenstand des Spottes für das Ausland, ein Gegenstand des Bedauerns für den Freund des Vaterlandes geworden. Selbst den größeren deutschen Staaten fehlte es an Kraft. Sachsen litt schwer unter dem Verhältnisse, daß sein Kurfürst König von Polen war; das Stammland sah sich vernachlässigt. Nirgend auf deutschem Boden traf man auf Spuren gedeihlicher innerer Entwicklung. Frankreich siechte unter einer tiefen Verderbniß dahin und eine schlechte Regierung bereitete die Erschütterungen vor, unter denen der Thron des heiligen Ludwig später zusammenbrach. Polen befand sich in einem völligen Zersetzungsprozeß; Schweden war von der Höhe einer europäischen Macht zur Unbedeutenheit herabgesunken. Dänemark, Spanien, Portugal, die Türkei spielten eine untergeordnete Rolle im europäischen Staatensystem. Rußland entrang sich mühsam der Barbarei. In der Entfaltung war nur das britische Reich begriffen, und auf dem Festlande von Europa stand Preußen allein jugendlich kräftig und gerüstet da, so daß nur ein großer Geist seine Hebel ansetzen durfte, um unter Begünstigung der Umstände den Staat empor zu reißen.

Wie genau Friedrich mit den Verhältnissen aller Staaten bekannt war, ersieht man aus der geistreichen und witzigen Schilderung, die er von der Lage Europas zur Zeit seiner Thronbesteigung entwirft. Dabei trug er das Bewußtsein der Größe seiner Aufgabe in sich, die er mit einer, seinem noch jugendlichen Alter ungewöhnlichen Vorsicht zu lösen suchte. Das Staatsministerium veränderte er vorläufig nicht, als aber die Minister ihm am 2. Juni den Eid der Treue ablegten, sagte er ihnen die inhaltschweren Worte: meine armen Unterthanen sollen nicht unterdrückt werden, um mich zu bereichern; zwischen meinem Vortheil und dem des Landes findet kein Unterschied statt, vielmehr muß

in Fällen, wo sich der Nutzen beider nicht verträgt, das Land den Vorzug vor mir haben. Ferner sagte er ihnen: sollte ich unglücklicher Weise jemals das Rechte verfehlen und der Wohlfahrt des Volkes schaden, so ist es die Pflicht meiner Räthe, Vorstellungen und Einwendungen dagegen zu machen und darin nicht zu ermüden, bis mir die Sachlage deutlich geworden ist. In diesem Geiste wurden Verfügungen an die obern Verwaltungsbehörden erlassen. Nicht minder kräftige Worte richtete er bei der Eidesleistung an seine Generale.

Der erste Befehl des Königs machte ihn sogleich den Herzen des Volkes theuer. Es herrschte Mangel; die Getreidepreise standen hoch; da befahl Friedrich die königlichen Magazine zu öffnen und das Korn zu mäßigen Preisen zu verkaufen, was ein allgemeines Sinken der Marktpreise zur Folge hatte. Am 3. Juni schaffte er durch eine Verordnung die Tortur ab und obgleich er dabei auf den heftigen Einspruch der Gerichtsbehörden stieß, die nach den damaligen beschränkten Ansichten ohne die peinliche Frage die Wahrheit nicht ergründen zu können meinten, so ist Friedrich doch fest bei seiner humanen Entschließung stehen geblieben. Eben so schaffte er die Ersäufung der Kindesmörderinnen in ledernen Säcken ab und befahl, daß die zur Strafe des Räderns Verurtheilten vor dem Zerschlagen der Glieder erdrosselt werden sollten. Für die Selbstmörder, die unter dem Galgen verscharrt wurden, ordnete er ein stilles, aber ehrliches Begräbniß an. Nachdem er so der Strafrechtspflege ihre grausamsten Härten benommen hatte, wendete er seinen Blick dem Erblühen der Gewerbe und des Landbaues zu. Bei dem Finanzministerium wurde eine besondere Abtheilung für Handel und Manufakturen unter dem Namen des Generaldirectoriums errichtet und Minister v. Marschall an deren Spitze gestellt. In dem berliner Kaufmann Gotzkowsky hatte Friedrich schon als Prinz einen unternehmenden Kopf kennen gelernt; er bediente sich seiner fremde Fabrikanten und geschickte Arbeiter in das Land zu ziehen. Auch in

öffentlichen Blättern ergingen diesfällige Aufforderungen, und Unterstützung, Befreiung vom Militärdienst und von verschiedenen Abgaben wurden denjenigen zugesichert, die ihr Vermögen oder ihre Talente zu nutzbringenden Unternehmungen in Preußen zu verwenden bereit wären. Durch die angeordnete Errichtung oder Herstellung von Oderdämmen konnte viel Land, das zeither den Ueberschwemmungen ausgesetzt gewesen war, für die Kultur gewonnen werden; Entwürfe zur Anlegung von Kanälen und Magazinen sollten ausgearbeitet werden, kurz überall hin richtete sich die Thätigkeit des neuen Herrschers, und ich würde viel Raum bedürfen, wenn ich alle diese Anordnungen ins Einzelne verfolgen sollte. Die Beamten hatten es schlimm; dahin war die behagliche Muse, deren sie sich vordem erfreuten; eine Regsamkeit wurde in alle Geschäftszweige gebracht, die freilich vielen ungewohnt und unbequem erschien, jedoch die heilsamsten Wirkungen äußerte. Allein nicht blos das Materielle sollte bedacht werden, das Volk sollte auch über öffentliche Angelegenheiten urtheilen lernen. Die periodische Presse, diese jetzt so gefürchtete Macht, war damals noch in ihrer Kindheit; ein eigentlich politisches Blatt gab es in Preußen gar nicht. Der König veranlaßte den ihm bekannten Buchhändler Haude eine Zeitung herauszugeben, die unter dem Titel: „Berlinische Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen", ohne Censur wöchentlich dreimal erschien. Von vielen Seiten wurden gegen die bewilligte Preßfreiheit Einwendungen erhoben, allein Friedrich entgegnete: „Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genirt werden." Das geschah am 5. Juni 1740; heut zu Tage denkt man anders von den „Gazetten", man genirt sie.

Wolff, dieser von Friedrich so sehr geschätzte Gelehrte, wurde auf schmeichelhafte Weise zur Rückkehr nach Halle eingeladen und folgte diesem Rufe, obgleich er sich in seinem Einkommen verschlechterte. Durch Suhm, der sächsischer Gesandter in Petersburg war, bewog er den berühmten Mathematiker Euler nach

Berlin zu kommen und bewilligte ihm den für damalige Zeit ansehnlichen Gehalt von 1200 Thlrn.

Die freie Bewegung, die Friedrich der Politik und Wissenschaft zugestand, bewilligte er auch in Sachen des Glaubens. Er trat keiner Kirchengesellschaft zu nahe, überließ es einer jeden, durch die Waffen des Geistes ihr Gebiet zu erweitern, verlangte aber, daß alle gegen einander die vollständigste Duldung beweisen sollten. Als der Cultusminister v. Brandt drei Wochen nach der Thronbesteigung an den König die Anfrage richtete, ob die katholischen Soldatenkinderschulen, die protestantische Kinder häufig zum Katholicismus verleiteten, beibehalten werden sollten, lautete der Bescheid: „Die Religionen müssen alle Tolleriret werden und mus der Fiscal nur das Auge darauf haben, das keine der andern abrug Tuhe, denn hier muß ein jeder nach seiner façon selig werden.“

Dieser Ausspruch wird dem Könige noch heut nachgetragen und zum schweren Vorwurfe gemacht. Er hätte nur milder gefaßt sein dürfen und so lauten: „Es muß jedem gestattet sein, seiner Ueberzeugung gemäß, nach der Seligkeit zu ringen,“ um die ungetheilte Zustimmung aller vorurtheilsfreien Menschen zu finden.

Friedrich liebte das spitze Wort, den scharfen, oft verwundenden Witz, und viele seiner Antworten und Bescheide tragen dieses herbe Gepräge. Geht man auf den Kern der Sache, so wird man fast immer sein richtiges Urtheil bewundern. Härten laufen allerdings mit unter, und wenn er Geistliche, die keine 200 Thlr. Einkommen hatten, beständig auf das himmlische Manna und die Apostel verweist, die nicht um Geld gepredigt hätten, so lag darin ein grausamer Spott.

Auf das Heer richtete er sein Hauptaugenmerk, und während die theure Spielerei mit großen Leuten aufhörte und das Riesenregiment, das große Summen verschlang, aufgelöst ward, errichtete der König sieben neue Infanterie-Regimenter, wozu er

die Mannschaften im Auslande anwerben ließ; ferner fünf Schwadronen Husaren und eine Schwadron Leibgarden, wie er denn überhaupt aus den besten und geübtesten Leuten seine Garde bildete. Um kriegerische Verdienste zu ehren, stiftete er den Orden pour le mérite, belohnte aber damit anfänglich auch Verdienste in der Staatsverwaltung und um die Wissenschaft. Der Einfluß, den fremde Höfe durch ihre Gesandten zeither in Berlin ausgeübt hatten, hörte plötzlich auf, und da Friedrich äußerst verschlossen war und keinen Vertrauten hatte, so war allen Ränken mit einem male der Faden abgeschnitten.

Wenn Friedrich, der Kronprinz und Friedrich, der König, zwei ganz verschiedene Erscheinungen waren, so blieb er dennoch den Männern, denen er eine aufrichtige Achtung zollte, mit gleicher Neigung zugethan. So schrieb er an Suhm am 14. Juni: „Meine Lage hat sich geändert, allein das Aeußere ändert nicht das Innere und der Titel nicht meine Denkart. Ich kann Ihnen daher mit Bestimmtheit sagen, daß es nur von Ihnen abhängt, mir auf immer anzugehören, und daß ich Ihren Entschluß erwarte, um zu wissen, wie und in welcher Art Sie es wollen. In der Trauer, in welcher ich mich um den Tod meines Vaters befinde, würde es mir zum großen Troste gereichen, einen Freund um mich zu haben, den ich liebe und schätze." Suhm, als er dieser freundlichen Einladung folgen wollte, starb leider am 8. Nov. 1740 in Warschau, und Friedrich ward durch diesen Verlust so erschüttert, daß er sagte: „Lieber wollte ich Millionen verloren haben! Man findet selten Leute, welche mit so viel Geist so viel Herzlichkeit und ein solches Gemüth verbinden. Ich werde um ihn trauern, und zwar mit tieferem Gefühl, als man es bei dem Tode der meisten Verwandten empfindet."

Seinen alten Lehrer du Han rief er mit größter Freundlichkeit zurück und schrieb ihm, daß er ihn mit Ungeduld erwarte. Eben so wurden Algarotti, der sich in London aufhielt, Maupertuis, Voltaire eingeladen. Besonders dem letztern bewies er eine

Vertraulichkeit, wovon dieser später argen Mißbrauch machte. Er wollte von ihm nur als Mensch, nur als Freund betrachtet werden. „Um des Himmels Willen", schrieb er an ihn, „sehen Sie in mir nur den Menschen und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußern Glanz."

Zuweilen sah Friedrich seine Rheinsberger Freunde in Charlottenburg bei sich, war in ihrer Mitte ganz der liebenswürdige Gesellschafter und gestattete selbst dem Baron Bielefeld eine Loge zu halten, der er beiwohnte. Ich bemerke hier, daß Friedrich, der 1738 mit seinem Vater einen Ausflug nach Cleve und Holland unternommen hatte, auf der Rückkehr in Braunschweig sich durch den Grafen von der Lippe bewegen ließ, in den Orden der Freimaurer zu treten. Obwohl er die Zwecke des Ordens gut hieß, mißfiel ihm doch später die Vertraulichkeit der Logen, die mit seiner königlichen Würde nicht im Einklang stand, und er hielt sich von der Verbindung daher gänzlich fern.

War der König gütig gegen seine Freunde, so schien er seine Feinde nicht zu kennen. Wohl wußte er, wer die Männer waren, die das Todesurtheil über ihn gefällt hatten, allein mehrere davon, die sich durch spätere Dienste auszeichneten, erhielten sogar Beförderung, so Oberst v. Derschau, der Generalmajor und dessen Sohn in folgenden Jahren Minister wurde. Grumbkow, den er am wenigsten leiden konnte, starb grade zu rechter Zeit, aber Niemand von denen, die nach dem väterlichen Willen gehandelt hatten, konnte sich über den Sohn beklagen.

Wer bei diesem Thronwechsel leer ausging, war die Königin. Das Zusammenleben in Rheinsberg hatte die Herzen nicht genähert. Aeußerlich ließ es der König seiner Gemahlin an nichts fehlen, bewies ihr Hochachtung und forderte, daß ihr mit Ehrfurcht begegnet wurde, sorgte für ihre Bedürfnisse in angemessener Weise, schenkte ihr das Schloß Schönhausen zum Sommeraufenthalt, beschränkte aber seinen Umgang mit ihr auf Höflichkeitsbesuche, die späterhin nur jährlich einmal wiederkehrten.



G. Preisel & C Geyer sc.

Voltaire.

Im Juli 1740 reiste Friedrich zur Erbhuldigung nach Preußen, dem Wunsche der dortigen Feudalstände aber, ihre alten Rechte wieder aufleben zu lassen, entsprach er nicht. Bei den Umgestaltungen, die er im Sinn hatte, wollte er sich keine Fesseln anlegen und am wenigsten jene veralteten Einrichtungen hervorrufen, die keinen Segen versprachen.

Im deutschen Reiche merkte man bald, daß Friedrich nicht gesonnen sein werde, sich nach den verrotteten Formen zu fügen, sondern einen selbständigen Gang zu verfolgen und bei der auswärtigen Politik vornämlich die Interessen seines Staats in Betracht zu ziehen. Er sah es gern, als im Juni 1740 der Landgraf von Hessen-Kassel in einem Streit mit dem Kurfürsten von Mainz sich um seinen Schutz bewarb, und die Verwendung erfolgte mit solchem Nachdruck, daß sie nicht ohne den gewünschten Erfolg blieb.

Am 15. August reiste der König zur Entgegennahme der Erbhuldigung der westphälischen Provinzen und nahm seinen Weg über Baireuth, um zunächst seinem Herzen ein Genüge zu thun und die Schwester, welche ihm von allen Geschwistern die theuerste war, zu besuchen. Von da wurde eine fast abenteuerliche Reise über Frankfurt und Mannheim nach Straßburg unternommen, das Friedrich unter dem angenommenen Namen Dufour betrat. Bis zum dritten Tage verweilte er unerkannt in der Stadt, wurde aber dann durch einen aus seinem Regiment in Ruppin entlaufenen Grenadier verrathen. Obgleich der Marschall v. Broglio, Gouverneur der Festung, das Incognito zu beachten bemüht war, merkte doch der König, daß er entdeckt sei, und gab deshalb den Plan, seinen Ausflug bis Paris fortzusetzen, auf. Ueber Mainz, Coblenz, Köln ging es nach Wesel, und in Moyland bei Cleve traf er mit Voltaire, welchen er dahin eingeladen hatte, zusammen. In seiner Begleitung befanden sich nur der Naturforscher Maupertuis und Algarotti, der nach Friedrichs Thronbesteigung von London nach Berlin zurückgekehrt war. Leider war Friedrich

am kalten Fieber leidend und zu lebhafter Unterhaltung nicht aufgelegt. Dennoch äußert er sich in einem Briefe an Jordan noch mit vieler Begeisterung über den gefeierten Mann und sagt, daß er die guten Eigenschaften des Cicero, Plinius und Agrippa in sich vereinige und jeder Laut von ihm ein Witz sei. Die Besichtigung der französischen Truppen in Straßburg und die persönliche Bekanntschaft Voltaires, der ihm seinen Besuch zusagte, gehörten zu den Glanzpunkten dieser Reise. Auf der Rückkehr verlobte er in demselben Schlosse Salzdahlum, wo seine unerquickliche Ehe geschlossen worden war, am 20. September seinen Bruder August Wilhelm mit seiner Schwägerin Prinzessin Luise Amalie von Braunschweig-Bevern und traf am 23. September in Potsdam wieder ein, um sich von Neuem den Geschäften der Staatsverwaltung zu widmen.

Diese friedliche Thätigkeit wurde durch ein hochwichtiges Ereigniß unterbrochen; Kaiser Karl VI., der letzte männliche Sproß des Hauses Habsburg, starb am 20. October 1740. In unsern Tagen würde eine solche Nachricht in wenigen Minuten Berlin erreichen; damals dauerte es fünf Tage, ehe sie zu Friedrichs Kenntniß gelangte, doch überraschte sie ihn nicht unvorbereitet. Längst hatte es in dem Plane des Königs gelegen, beim Eintreten dieses Todesfalls gewisse Erbansprüche auf die schlesischen Herzogthümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend zu machen. Die Auffassung dieser Ansprüche ist zwischen den österreichischen und preußischen Staatsmännern und Rechtslehrern begreiflicher Weise streitig geblieben und nur die Waffen konnten Entscheidung bringen. Es hatte damit in Kürze folgende Bewandtniß. Markgraf Johann Georg von Brandenburg, der sich im rechtmäßigen Besitze des Fürstenthums Jägerndorf befand, hatte beim Ausbruche des dreißigjährigen Krieges die Partei Friedrichs von der Pfalz ergriffen, den die Böhmen zu ihrem Könige erwählten. Nach der Niederlage dieses Fürsten in der Schlacht am weißen Berge bei Prag am 3. November 1620 strafte

Ferdinand II. den in die Acht erklärten Johann Georg durch die Einziehung von Jägerndorf und schenkte dieses dem Fürsten von Liechtenstein. Das brandenburgische Haus verfocht vierzig Jahre lang das Anrecht an diesen Besitz, und der große Kurfürst ließ endlich die vergeblichen Unterhandlungen ermüdet fallen, ohne seinem Rechte zu entsagen.

Die Ansprüche auf die drei andern genannten Fürstenthümer gründeten sich auf eine Erbverbrüderung, welche der damalige Besitzer derselben, Herzog Friedrich II. in voller Befugniß hierzu im Jahre 1537 mit dem Kurfürsten Joachim II. geschlossen hatte. Ohne vorhandenen Rechtsgrund widersprach König Ferdinand von Böhmen diesem Vertrage und Kaiser Leopold I. nahm die Erbschaft in Besitz, als 1675 der Mannsstamm der Herzöge von Liegnitz erlosch. Im Bewußtsein seines Unrechts und der vielen Verpflichtungen gegen das brandenburgische Haus erbot sich jedoch der Kaiser zu einer Entschädigung und wirklich ward am 7. Mai 1786 ein Uebereinkommen zu Stande gebracht, wonach der zum Fürstenthum Glogau gehörige Schwiebuser Kreis dem großen Kurfürsten abgetreten wurde. Noch ehe die Uebergabe dieses Gebiets erfolgte, hatte hinter dem Rücken des Vaters der kaiserliche Hof mit dem preußischen Erbprinzen Unterhandlungen angeknüpft und ihn am 28. Febr. 1686 zur Unterzeichnung einer Urkunde bewogen, wodurch er sich verpflichtete, beim Antritt seiner Regierung den Schwiebuser Kreis wieder herauszugeben. Als er zwei Jahre später seinen Vater beerbte, weigerte er sich zwar, die Zusage zu erfüllen, behauptete, daß er damals unbefugt gewesen sei, einen solchen Verzicht zu leisten, ließ sich aber durch Drohungen des kaiserlichen Hofes um so leichter einschüchtern, als er für seine bezweckte Erhebung zur Königswürde den Beistand seines Gegners bedurfte und ließ sich deshalb mit einer geringen Geldentschädigung abfinden.

Den kräftigeren Nachfolger des ersten preußischen Königs hielt man mit der Aussicht auf die Erwerbung von Jülich und

Berg hin, aber obgleich es damit nicht aufrichtig gemeint war, so lag doch auch Friedrich Wilhelm I. zu tief verstrickt in die Bande der österreichischen Diplomatie, hing dem Kaiserhause zu aufrichtig an und war überhaupt ein zu wenig unternehmender und kriegerischer Fürst, um auf das Wagespiel eines Angriffs des Reichsoberhauptes sich einzulassen. Ganz im Gegentheil unterzeichnete er sogar die sogenannte pragmatische Sanction, die schon genannte Urkunde nämlich, wodurch alle europäischen Mächte die weibliche Erbfolge des Habsburgischen Hauses, zunächst in der Person der ältesten Tochter Kaiser Karls VI., Maria Theresia, anerkannten und derselben den Besitz aller Länder gewährleisteten, welche die österreichische Monarchie bildeten. In der Clausel dieser lateinisch abgefaßten Urkunde, welche die Gewährleistung ausspricht, sind die Worte enthalten: salvo tamen jure tertii — mit Vorbehalt jedoch der Rechte eines Dritten. König Friedrich wies auf diesen Vorbehalt mit der Erklärung hin, daß in Kraft dessen an den Rechten seines Hauses durch die Unterzeichnung der pragmatischen Sanction nichts vergeben worden sei, behauptete, daß keine Verjährung die widerrechtliche Gewalt, womit Jägerndorf entrissen worden sei, heiligen könne, und daß auch in Betreff der übrigen drei Fürstenthümer das brandenburgische Haus nur dem Drange übermächtiger Umstände nachzugeben gezwungen, durch nicht erfüllte Versprechungen getäuscht und durch List hintergangen worden sei. Obgleich seine drei Vorgänger in der Regierung dieselbe Ansicht von der Sache gehegt und vorausgesagt hatten, daß aus ihrem Stamme einst dem gekränkten Rechte ein Rächer entstehen werde, so möchte doch, wenn diese Sache durch einen Schiedsspruch ausgetragen worden wäre, wohl nur der Anspruch auf Jägerndorf Anerkennung gefunden haben. Unstreitig waren die Uebereinkünfte nachtheilig, zu denen das Haus Brandenburg sich herbeigelassen hatte und von der Uebermacht diktirt, dennoch bestanden sie der Form nach zu Recht, und wenn auf solche Gründe hin Staatsverträge angefochten

werden können, so beweist dies überhaupt nur, daß Macht- und nicht Rechtsverhältnisse die Entscheidung in den Streitigkeiten zwischen Staaten geben. Es ist seit Friedrichs Tagen darin eben nicht anders geworden und wir dürfen uns nur an die Kriege des französischen Kaiserreichs, an die Eroberungen der Amerikaner in Mexiko, an die Vernichtung der Rechte Schleswig-Holsteins, an die Forderungen erinnern, die Rußland an die Türkei stellt, um uns zu überzeugen, daß das Verlangen nach Ruhm, Eroberung und Machterweiterung immer bereit bleiben werden, zweifelhaftes Recht oder offenes Unrecht durch Waffengewalt zur Geltung zu bringen.

Friedrich änderte jetzt die Sprache, die er in Rheinsberg geführt hatte, und sagte zu Voltaire, der ihn besuchte: wäre ich ein Privatmann, ich würde Philosoph bleiben, aber ich bin König geworden und liebe den Ruhm.

Den Entschluß, zuerst und allein Maria Theresia anzugreifen, konnte jedoch immer nur ein so kühner Geist, wie der Friedrichs, fassen. Es ist wahr, die jugendliche Herrscherin fand ihre Schatzkammer leer und geringe Kriegsmittel zu ihrem Schutze bereit, aber ihre Staaten waren umfangreich und es fehlte ihnen an Hülfsquellen nicht, auch durfte sie auf den Beistand Englands und mehrerer Reichsfürsten zählen. Friedrich gebot zwar über ein zahlreiches Heer, doch hatte er seine Uebung meist nur auf dem Exerzirplatze erlangt und sollte seine Kriegstüchtigkeit erst erweisen, wogegen Maria Theresia geprüfte Generale und wenn nicht zahlreiche, doch geübte Truppen zur Seite standen. Solche Erwägungen, die einen schwächlichen Charakter eingeschüchtert hätten, blieben ohne Einfluß auf Friedrichs Entschlüsse, die er jedoch in tiefes Geheimniß hüllte. Selbst als die angeordneten Truppenbewegungen Aufsehen erregten, kam Niemand, auch die österreichischen Gesandten nicht, über seine Absicht ins Klare. General v. Kalkreuth glaubte als früherer Erzieher des Königs Anspruch an dessen Vertrauen zu haben und erlaubte sich die Frage:

„Majestät, die Deichsel steht wohl nach Schlesien?" „Kann er schweigen?" entgegnete Friedrich. „Unbedingt," sprach Kalkreuth. „Ich auch," war die lakonische Antwort, womit Kalkreuth sich beschämt und gekränkt zurückziehen mußte.

Der erste schlesische Krieg.

Erst als die Vorbereitungen zum Kriege getroffen waren, schickte Friedrich den Oberhofmarschall Grafen Gotter am 9. December 1740 nach Wien, um der Königin Maria Theresia folgende Vorschläge zu machen: Beistand Preußens mit seiner gesammten Macht gegen alle Feinde Oesterreichs; Friedrichs Wahlstimme für den Gemahl Maria Theresias, Franz von Lothringen, zum deutschen Kaiser, so wie Verwendung des preußischen Einflusses für diesen Zweck bei den übrigen Kurfürsten; endlich zwei Millionen Gulden baares Geld, wogegen die Abtretung von ganz Schlesien gefordert wurde.

Der überraschende Vorschlag wurde schon um deshalb abgewiesen, um nicht andere Ansprüche wach zu rufen. Bei Abfassung der pragmatischen Sanction hatte Kaiser Karl VI. die Bestimmungen seines Vaters Leopold I. umgestoßen, denen zu Folge erst dessen und dann die Töchter seines ältesten Sohnes Joseph zur Regierung gelangen sollten. Bewies man sich bei dem ersten Falle schwach, so konnten die weitreichendern und mehr begründeten Ansprüche der Verwandten — was auch wirklich geschah — auftauchen und gegen einen solchen Kriegssturm schien die noch ungeprüfte preußische Macht eine zweifelhafte Stütze zu bieten.

Der König wartete die abschlägige Antwort nicht ab. Am Hofe der russischen Kaiserin Anna hatte er den mächtigen Feldmarschall Münnich für sich gewonnen, sich der Neutralität Frankreichs und Englands versichert und am 6. Decbr. die fremden Gesandten in Berlin von seinem Vorhaben unterrichtet. Mit

einer ergreifenden Anrede entließ er die um ihn versammelten Offiziere und sagte ihnen darin, daß ihre Tapferkeit und ihre Ehre seine einzigen Bundesgenossen seien. Alle Einwendungen, die ihm gegen die Verwegenheit des Unternehmens gemacht wurden, wies er mit Standhaftigkeit zurück und entfernte diejenigen von seiner Person, welche Aengstlichkeit verriethen. Darunter gehörte selbst Fürst Leopold von Dessau, der in seiner Ergebenheit für das Kaiserhaus den Untergang des preußischen Staates aus einem solchen Kriege fürchtete. Nach einem Maskenballe, auf dem Friedrich das unbefangenste Gesicht zeigte, verließ er am 13. Decbr. 1740 Berlin und übernachtete in Krossen. Als ein Zeichen böser Vorbedeutung galt es dem Volke, daß bei seinem Eintreffen die größte Glocke der Stadtkirche vom Thurme stürzte, aber Friedrich rief mit Racine:

> Ne nous formons point des indignes obstacles,
> L'honneur parle, voilà nos oracles.

Am 16. December überschritten 28,000 Mann die schlesische Grenze, am folgenden Tage folgte ihnen der König selbst nach und schlug sein Hauptquartier in dem Dorfe Schweinitz bei Grünberg, dem weinberühmten, auf. Dem Heere voran ging eine Verkündigung an die Bewohner Schlesiens, welche sie des Schutzes ihres Eigenthums, ihrer kirchlichen und bürgerlichen Rechte versicherte und die Erklärung enthielt, daß das Land nur besetzt werde, um andern Mächten darin zuvorzukommen. Ich selbst habe in den Archiven gar mancher protestantischen Stadt Schlesiens gefunden, mit welcher Freude das Erscheinen des Preußenkönigs begrüßt wurde. Hatten die Evangelischen bei dem Druck, den sie beständig erfuhren, sich bereits wiederholt der Fürsprache Friedrich Wilhelm I. zu erfreuen gehabt, so erwarteten sie mit Grund, daß der freien Religionsübung jetzt Bahn gebrochen werden würde. Schlesien gehört zu den deutschen Ländern, welche zuerst und vollständig die Reformation annahmen. Nach der Niederwerfung Böhmens, mit dem es verbunden war, stellte die siegende kaiser-

liche Regierung auch hier die katholische Religion wieder her. Die Liechtensteinschen Dragoner, die sogenannten Seligmacher, durchzogen die Provinz und wurden als Strafeinquartierung in die Häuser derjenigen gelegt, welche sich nicht fügen wollten. Auf diese Weise wurde ein großer Theil der Bevölkerung, namentlich in Oberschlesien, zur alten Kirche zurückgeführt. Diese Vorgänge waren aber bereits in den Hintergrund der Zeit gerückt, die Leute hingen dem wieder angenommenen Glauben mit Treue an, und sahen daher bedenklich dem Eindringen eines protestantischen Fürsten entgegen. So von den Einen mit Liebe, von den Andern mit Sorge empfangen, rückte das Heer vor, allein die letztere wurde bald beschwichtigt. Es sammelte sich ein evangelischer Landsturm, der sich erbot, die Katholiken forttreiben zu helfen. „Nicht doch, rief ihnen der König zu, geht nach Hause, vertragt euch brüderlich, ihr seid alle meine lieben Kinder!" Auch die katholische Geistlichkeit erhielt beruhigende Versicherungen, er zog selbst Jesuiten an seine Tafel und redete sie mit dem Titel „Euer Hochwürden" an. Während sich so die Volksstimmung beruhigte, schickte Graf Schaffgotsch, Director des Oberamts in Breslau, eine Abordnung an den König, die ihm ein Patent überbrachte, worin der Einfall in Schlesien als Landfriedensbruch bezeichnet ward.

Diese Demonstration ließ den König gleichgültig; er bewirthete sogar die Abgeordneten und entließ sie freundlich, doch fingen schwere Wetter an, sich über seinem Haupte zusammen zu ziehen. Oesterreich gelang es, den Grafen Münnich in Petersburg zu stürzen, ein Bündniß mit Rußland, England und Polen zu schließen und den König im Rücken zu bedrohen. Ein Lager bei Brandenburg an der Havel, das der König durch den „alten Dessauer" zusammenziehen ließ, diente zur Ableitung der drohenden Gefahr. In Schlesien selbst begegnete der König keinem Widerstande; vom Volke genöthigt, öffnete der Magistrat von Breslau am 3. Jan. 1741 die Thore der Hauptstadt, die Festungen Glogau,

Brieg und Neisse wurden berennt, Liegnitz, Schweidnitz hatten sich ergeben, und der österreichische General Browne, der von Wien abgeschickt wurde, den König zu bekämpfen, konnte nicht mehr als 3000 Mann zusammenbringen, mit denen sich nichts ausrichten ließ.

Friedrich war über den leichten Erfolg in der glücklichsten Laune, ernannte den Grafen Schwerin zum Statthalter von Schlesien, und kehrte am 29. Januar nach Berlin zurück, während seine Truppen die Winterquartiere bezogen.

Georg II. von England und sein Minister Walpole waren feindlich gegen Preußen gesinnt und schlossen mit dem Kurfürsten von Sachsen und König von Polen einen Vertrag, der eine preußische Ländertheilung enthielt. Dies verschaffte dem kaiserlichen Hofe Vertrauen; er verwarf die Anträge des Grafen Gotter, der die geheime Vollmacht hatte, von den ursprünglichen Forderungen viel nachzulassen und nur das schlesische Grenzland an der Mark Brandenburg festzuhalten. Friedrich ließ sich durch die drohender werdende Lage nicht einschüchtern; er knüpfte Unterhandlungen mit Frankreich an und vertraute im Uebrigen seinem Stern.

In Wien hatte es nicht an Thätigkeit gefehlt; mit großer Schnelligkeit ward ein Heer gesammelt, Feldmarschall Graf Neipperg an seine Spitze gestellt und er mit der Wiedereroberung Schlesiens beauftragt. Dies nöthigte den König, seine Residenz nach dreiwöchentlichem Aufenthalt zu verlassen und nach Schlesien, wohin er Verstärkungen schickte, zurückzukehren. Fast wäre der Krieg durch einen Handstreich geendet worden, denn am 27. Februar gerieth Friedrich zwischen Frankenstein und Silberberg in Gefahr, österreichischen Husaren in die Hände zu fallen. Seine Geistesgegenwart rettete ihn, und bald kam die Gelegenheit, Lorbeeren zu pflücken. Am 9. März 1741 stürmte Erbprinz Leopold Maximilian die Festung Glogau; der Kommandant und die Besatzung von 8000 Mann fielen in seine Hände, allein nur durch eine Feldschlacht ließ sich das Gewonnene behaupten.

Es war am 10. April, als auf der Ebene von Molwitz im

Kreise Brieg die beiden feindlichen Heere auf einander stießen, von denen jedes etwa 24,000 Mann stark war. Tiefer Schnee bedeckte die Wahlstatt, auf der Friedrich zum ersten Mal seine Heersäulen zum Angriff führte. Der überraschte Gegner mußte sich unter dem Feuer der preußischen Geschütze ordnen, aber blitzschnell sammelte sich die kaiserliche Reiterei, und ohne Befehl zum Angriff zu erwarten, stürzte sich Feldmarschalllieutnant Baron Römer mit dreißig Schwadronen auf die am rechten Flügel der Preußen aufgestellte Reiterei unter dem Grafen Schulenburg. Diese, geringer an Zahl und Kriegstüchtigkeit, hielt den Anprall nicht aus. In Unordnung wurde sie geworfen und selbst Friedrich, der die Fliehenden sammeln wollte, mit fortgerissen. Der Sieger versuchte jetzt die Reihen des Fußvolks gleichfalls zu durchbrechen, hier aber traf er eine eiserne Mauer, die alle seine Angriffe zurückwarf. Da der linke preußische Flügel durch einen Morast geschützt war, blieb Neipperg dabei, seine ganze Kraft gegen den rechten zu richten. Von zwei Uhr Nachmittags an währte fünf Stunden lang die Metzelei, immer leichenvoller wurde das Feld, Markgraf Friedrich von Brandenburg-Schwedt war gefallen; viele der Tapfern thauten mit ihrem Blute die eisige Decke des Feldes auf, und der Schießvorrath fing an zu mangeln. Die Schlacht schien verloren, General v. Schwerin rieth dem König, seine Person zu retten, und dieser jagte auf dem unsterblich gewordenen „langen Molwitzer Schimmel" nach Oppeln. Statt Ruhe findet er den Feind in der Stadt, und erreicht endlich eine Mühle, die sich ihm gastlich aufthut. Friedrich hielt die Schlacht für verloren, allein wie freudig erstaunte er, als ihm ein Adjutant mit schnaubendem Pferde die Worte zurief: Sieg, vollständiger Sieg!

Die schwache, nur aus drei Bataillonen bestehende Truppe, welche so lange wie ein vom Sturm gepeitschter Felsen im Meer gestanden hatte, erhielt, als die Kraft erschöpft war, Unterstützung. Mit den Verstärkungen, die Schwerin herbeiführte, gewann er durch ein meisterhaftes Manöver den Oesterreichern die

linke Flanke ab und zwang sie zum Rückzuge, den die Reiter, welche so tapfer gefochten hatten, deckten und so die letzten in dem Kampfe waren, den sie so erfolgreich begonnen hatten. Auch auf dem andern Flügel erlangten die Preußen nach einigem Glückswechsel die Oberhand. Schwerin war zweimal verwundet, dennoch ließ er sich nicht abhalten, mit 14 Schwadronen frischer Truppen, die spät auf dem Schlachtfelde anlangten, den Feind zu verfolgen. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten belief sich auf fast 6000 Mann, die Oesterreicher, die gleich im Beginn durch die preußischen Geschütze stark mitgenommen worden waren, büßten noch an 1000 mehr ein und ließen 1200 Gefangene in den Händen der Sieger. Erwägt man die nach heutigen Begriffen kleine Zahl der kämpfenden Heere, so erscheint das Blutvergießen entsetzlich; dennoch herrschte unendlicher Jubel im preußischen Lager. Es war der erste große Sieg, den die Preußen erfochten; sie hatten sich mit einem Gegner gemessen, dessen Tapferkeit seit den Tagen Eugens sprüchwörtlich war und der sie auch jetzt wieder bewährt hatte. Des Starken Herr zu werden, ist eben des Kriegers Stolz. Das preußische Fußvolk begründete auf dieser Wahlstatt seinen Ruf; nur die Reiterei, diese Truppe, welche in den spätern Kriegen mit solcher Auszeichnung focht, war damals noch in ihrer Kindheit und nahm daher auch des Königs Obsorge am meisten in Anspruch. Noch einen Verlust hatte der König zu beklagen; der Naturforscher Maupertuis, der ihn in die Schlacht begleitet hatte, war den Oesterreichern in die Hände gefallen und nach Wien geführt worden.

Groß war der Erfolg des Tages von Molwitz, durch den Schlesien befreit wurde, und da auch Brieg sich ergab, so blieb Neisse der einzige feste Punkt, wo der österreichische Feldherr sich wieder sammeln konnte.

Friedrich bezog bei Strehlen ein Lager, wodurch er Niederschlesien deckte, und während er seiner Reiterei eine tüchtigere Durchbildung verschaffte, widmete er die Stunden der Ruhe so

unbesorgt seinen Büchern, seiner Flöte und dem Briefwechsel, als ob er mitten im Frieden in seinem Lustschlosse lebte. Größer noch als der materielle Gewinn war der moralische. Jetzt war es deutlich geworden, daß das preußische Heer ein großes Gewicht in die Wagschale der Entscheidung zu legen vermochte; die Feinde bebten; die Freunde jubelten, und die europäischen Mächte fingen an, sich um das Bündniß mit dem siegreichen König zu bewerben; Frankreich und Bayern schlossen mit ihm Verträge. Auch in Wien überzeugte man sich endlich, daß man es mit einem ungewöhnlichen Gegner zu thun habe, und bot ihm Niederschlesien an. Die verwittwete Kaiserin Elisabeth wendete sich brieflich an ihren Neffen, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, und suchte durch ihn auf den König einzuwirken und ihn für so große Abtretungen zu einem Bündniß mit Oesterreich geneigt zu machen. Dazu war aber der günstige Augenblick vorübergegangen; Friedrich durfte seinem Vertrage mit Bayern nicht untreu werden; die Antwort lautete daher ablehnend. Inzwischen wurde die Lage des Wiener Hofes immer bedenklicher; die Franzosen und Bayern drangen in Oesterreich ein; es schien unerläßlich mit Preußen Frieden zu schließen. Der englische Gesandte, Lord Hindfort, übernahm es, dem Könige Eröffnungen zu machen, in Folge deren eine Zusammenkunft zu Kleinschnellendorf in Oberschlesien statt fand, der auch der österreichische Marschall Graf Neipperg beiwohnte. Friedrich war vorsichtig, ließ sich auf eine Art Waffenstillstand ein, gab aber keine bindenden Zusagen und machte seine weiteren Schritte von der Bewahrung des Geheimnisses abhängig, um keinen Verdacht in München und Paris gegen sich zu erregen. Dem Könige wurde mehr als früher, auch ein Theil von Oberschlesien, bewilligt, und das nur zum Schein vertheidigte Neisse am 31. Octbr. 1741 übergeben. Friedrich erhielt am 7. Nov. zu Breslau die Erbhuldigung, verließ diese Stadt zwei Tage später und traf am 11. in Berlin ein. Während er hier im Kreise seiner Familie nur den harmlosen Freuden des Karnevals hingegeben

zu sein schien, beschäftigten sich seine Gedanken mit den wichtigsten Erwägungen. Frankreich hatte einen Theilungsplan entworfen, wonach Maria Theresia nur Oesterreich, Steiermark, Kärnthen, Krain und die Länder der ungarischen Krone behalten, Preußen mit Niederschlesien abgefunden werden, der Kurfürst Karl Albert von Bayern, als Gemahl der Tochter Leopolds I., Böhmen, dazu Tyrol und den Breisgau, August III., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, als Gemahl der ältesten Tochter des Kaisers Joseph I., Mähren und Oberschlesien erhalten sollte. Friedrich überlegte, daß, wenn in Deutschland vier mächtige Staaten geschaffen würden, diese sich mit einander noch weniger als zwei Nebenbuhler vertragen könnten. Ueberdies schien es ihm gefährlich, Frankreich das Schiedsrichteramt über Deutschland zu gestatten, das, den Ränken jener Macht preis gegeben, in Abhängigkeit versinken mußte. Andererseits waren die Anträge Oesterreichs nicht aufrichtig gemeint; anstatt die Verabredungen von Kleinschnellendorf geheim zu halten, waren sie von Wien aus mit der Absicht verbreitet worden, den Verbündeten Preußens Mißtrauen gegen diesen Staat einzuflößen, und grade dadurch sah sich Friedrich genöthigt, seinen Bundesgenossen Beweise der Aufrichtigkeit seiner Gesinnung zu geben. Im Verein mit Frankreich unterstützte er die Erhebung des Kurfürsten von Bayern auf den deutschen Kaiserthron, und wirklich wurde derselbe an Friedrichs Geburtstage, den 24. Jan. 1742, als Karl VII. in Frankfurt zum Kaiser gewählt.

Schon acht Tage vorher hatte Friedrich Berlin verlassen, um sich in Dresden über den Plan des zu eröffnenden Feldzugs zu verständigen, allein er fand hier August III. mit eiteln Dingen beschäftigt, von Ränken umsponnen und unfähig, seinen Blick dem Ernst der Dinge zuzuwenden. Graf Brühl hatte gegen das Versprechen, seine Erhebung zum ersten Minister Sachsens zu begünstigen, dem Fürsten Liechtenstein einen von dem verstorbenen August II. entworfenen Theilungsplan der österreichischen

Monarchie ausgeantwortet. In Wien bediente man sich dieses Verraths, den geschmeidigen Diplomaten in der Schlinge festzuhalten. Ein altes Hoffräulein von Kling war der unscheinbare Gesandte des Wiener Hofes; sie hielt dem Grafen Brühl jene Urkunde vor die Augen und rief: „Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß die sächsischen Truppen aus Böhmen zurückgezogen werden, so bedecke ich Sie mit Schande und zeige Ihren Verrath an.“ Der geängstete Brühl versprach alles, nur forderte er Zeit, da sich in Friedrichs Anwesenheit die Sache unmöglich bewirken ließ. Ohne von diesem Vorgange unterrichtet zu sein, war Friedrich doch zu scharfsichtig, um nicht zu bemerken, daß hier die Sachen nicht so ständen, wie sie sollten. Er bedurfte eines geheimen Einflusses am sächsischen Hofe und gewann für diesen Zweck den Jesuiten Guarini, Beichtvater des Königs, ließ auch den schon mehrmals genannten Dichter und zum Grafen erhobenen Algarotti in Dresden zurück, um seinen Landsmann Guarini zu beobachten und auf ihn einzuwirken. So künstlich und verschlungen sind die Irrgänge der Diplomatie, und selbst ein großer Geist muß sich herablassen, die Fäden dieses geheimnißvollen Netzes zu ordnen, wenn er nicht darin gefangen werden will.

Noch wichtigere Ereignisse waren inzwischen im Norden vorgegangen, wo Elisabeth, Tochter Peters des Großen, sich mit Hülfe der Gardetruppen am 25. Novbr. 1741 auf den russischen Thron geschwungen hatte, ein Ereigniß, das in seinen spätern Folgen für Friedrich höchst verderblich ward und ihn schon damals angelegentlich beschäftigte. Mancher Sorgen voll, verließ er am 21. Januar Dresden, um über Prag, das die Franzosen und Bayern am 26. Nov. 1741 genommen hatten, nach Olmütz zu gehen. Er fand hier seinen braven Schwerin vor, der diese befestigte Stadt schon vor dem Jahresschlusse besetzt hatte, zog 15,000 Mann seiner Truppen aus Oberschlesien an sich, vereinigte sich bei Trebitsch, einer mährischen Stadt im Iglauer Kreise, mit den französischen und sächsischen Hülfsvölkern und brach Anfang

Februar so rasch, als es der geringe Eifer seiner sächsischen Verbündeten gestattete, über Iglau nach Znaym auf. Ein Streifkorps von 5000 Preußen fiel in Oberösterreich ein und verbreitete Schrecken bis vor die Thore von Wien. Auf der andern Seite überschritt Prinz Dietrich von Anhalt mit einigen tausend Preußen die ungarische Grenze und zerstreute den Heerbann, der sich dort zu sammeln anfing. Bei ihrer wachsenden Noth hatte sich nämlich Maria Theresia an den Patriotismus der Ungarn gewendet, war, den Erbprinzen auf dem Arm, im Reichstage von Preßburg erschienen und entflammte dort durch eine lateinisch gesprochene Rede die Gemüther der Magyaren zu solcher Begeisterung, daß von dem allgemeinen Rufe: „Laßt uns für unsere Königin sterben!" die Wände des Ständehauses erzitterten. Es bebte der Saal und es bebte das Herz in der Brust! Dem Worte folgte auf dem Fuße die That nach; zu Fuß und zu Roß stürmten die Tapfern herbei; England und Holland schickten Geld, und bald änderte sich die Lage der Dinge. Brünn, das der König belagerte, leistete kräftigen Widerstand; aus Bayern lief die Nachricht ein, daß München am 12. Februar 1742 von den Kriegsvölkern Oesterreichs besetzt worden war; der ungarische und kroatische Zuzug ergoß sich über das ganze Land, und auch den Preußen konnte eine bedeutende Macht entgegen gestellt werden. Allein nicht sowohl diese, als der Mangel an Lebensmitteln, nöthigte den König, die Belagerung von Brünn aufzuheben und den Rückmarsch nach Böhmen anzutreten. Der österreichische Feldherr, Prinz Karl von Lothringen, folgt ihm nach, um die Vereinigung der Preußen mit den Franzosen, die unter dem Marschall Herzog v. Broglio bei Prag standen, zu verhindern. Friedrich, der durch seine raschen Märsche so oft die Pläne seiner Gegner vereitelte, erreichte auch diesmal Kuttenberg und Czaslau zuerst, welcher Stadt gegenüber Prinz Karl bei Chotusitz sein Lager aufschlug und am 17. Mai sein Heer zur Schlacht aufstellte. Der König hatte Verstärkungen erhalten, die ihm Oberst v. Derschau, nach-

dem sich die Festung Glatz am 15. April an diesen ergeben hatte, zuführte, war aber dennoch geringer an Zahl, als sein Gegner, der 40,000 Mann befehligte. Im preußischen Lager hatte man den Angriff nicht sobald erwartet, allein rasch formirten sich die Truppen. Fürst Leopold hatte den ersten heftigen Angriff auszuhalten, wehrte sich aber mit seiner bekannten Bärennatur, bis der König von Kuttenberg seine Kolonnen herbeiführte, den linken Flügel der Oesterreicher warf und den Sieg entschied. Diesmal hatte die feindliche Infanterie den kräftigsten Widerstand geleistet, wogegen die beutegierigen Husaren und Panduren die Niederlage verschuldeten. Während das preußische Fußvolk den Ruhm von Molwitz glänzend erneuerte, zeigte sich auch die Reiterei zum ersten Mal im vortheilhafteren Lichte; ihr Anfall war unwiderstehlich, er führte sie mehrmals sogar zu weit, mitten zwischen die feindlichen Linien hinein, allein sie brach sich immer wieder mit dem Schwerte die Bahn, und jeder vorübergehende Unfall wurde durch eine ruhmvolle That ausgeglichen. Der König konnte diesmal allen Truppentheilen die vollste Zufriedenheit aussprechen, und er selbst durfte am zufriedensten sein, denn obgleich dieses Treffen ihm die Generale v. Waldau und v. Rothenburg, eine bedeutende Anzahl anderer Officiere und über 3500 Mann kostete, so wurde doch damit der Krieg beendet.

Der Tag von Chotusitz hatte neuerdings bewiesen, daß von allen Feinden, welche Oesterreich bedrängten, der König von Preußen am meisten zu fürchten sei. Auch England machte diese Ansicht in Wien geltend und bot seine Vermittlung an. Andererseits hatte Friedrich den Frieden nicht weniger zu wünschen, denn der einzige Bundesgenosse, der ein Interesse hatte, fest an Preußen zu halten, war Kaiser Karl VII., und dieser befand sich nicht in der Lage, wirksamen Widerstand zu leisten. Die sächsischen Truppen blieben dagegen, wir wissen bereits warum, unthätig, und die Falschheit Frankreichs war dem Könige klar geworden. Hinter seinem Rücken knüpfte der Kardinal Fleury in Wien Un-

terhandlungen an, und in Petersburg ertheilte der französische Gesandte, la Chetardie, der Kaiserin den Rath, sich mit Schweden dadurch zu versöhnen, daß es dieser Macht zu dem Besitze von preußisch Pommern verhälfe. Der ererbte reiche Schatz war bis auf anderthalb Millionen Thaler geschmolzen, und die Fortsetzung des Krieges versprach keine größeren Vortheile, als sie jetzt angeboten wurden.

Der preußische Minister v. Podewils trat mit Lord Hindfort, dem Maria Theresia hierzu Vollmacht ertheilt hatte, zu Breslau in Unterhandlungen, und beide brachten dort am 11. Juni den Vertrag zu Stande, der, da er erst am 28. Juli in Berlin die Bestätigung erhielt, der Frieden von Berlin genannt wird. Durch denselben erhielt der König Ober- und Niederschlesien, mit Ausnahme der Fürstenthümer Jägerndorf, Troppau und Teschen, an deren Stelle aber die Grafschaft Glatz und den zu Mähren gehörigen Bezirk von Katscher, übernahm dagegen die Abtragung eines von englischen Kaufleuten an Oesterreich gemachten Darlehns von 1,700,000 Thalern. In diesen Frieden wurde auch Rußland, Sachsen und Braunschweig eingeschlossen, England aber übernahm die Bürgschaft desselben.

Mächtig und mit Ruhm gekrönt ging Friedrich aus dem kühn gewagten Unternehmen hervor, allein er war bescheiden genug, den denkwürdigen Ausspruch zu thun:

Das Glück allein entscheidet über den Ruf; wer von ihm begünstigt wird, erhält Beifall, wen es verläßt, Tadel!

Zwei Friedensjahre.

Obgleich der erste schlesische Frieden nur ein längerer Waffenstillstand war, so gewährte er doch wichtige Vortheile. Die Verluste des Heeres konnten ersetzt, die im Kriege gemachten Erfahrungen zur bessern Einrichtung desselben benützt, die Finanzen

gehoben und der neugewonnene Besitz gesichert werden. Die Erwerbung von Schlesien, einer Provinz, die eine Bodenfläche von mehr als 700 Geviertmeilen und damals eine Bevölkerung von 1,100,000 Seelen besaß, war ein hochwichtiger Zuwachs für den preußischen Staat. Schlesien, früher zu Polen gehörig, dann von vielen selbständigen Fürsten beherrscht, zuletzt mit der Krone von Böhmen verbunden, wurde erst jetzt ein eigentlich deutsches Land, obschon es sich in das germanische Bürgerthum schon früher ehrenvoll eingekauft hatte. Wie es später den Völkersturm, der von Westen her kam, abschlug, hatte es schon einmal, 1241, den Völkersturm der Mongolen, die Deutschland zu überschwemmen drohten, abgeschlagen; auch hatten die schlesischen Dichterschulen von 1625 bis 1720 der deutschen Poesie einen Vorfrühling geschaffen.

Der meist fruchtbare Boden, die Gewerbthätigkeit des Volks ließen unter einer vorsorglichen Verwaltung einen raschen Aufschwung des seit dem dreißigjährigen Kriege schwer vernachlässigten Landes und eine reiche Vermehrung der Hülfsquellen des Staats erwarten. Gleich in der ersten Zeit beliefen sich die Einkünfte aus dieser Provinz auf jährl. 3,600,000 Thaler, und Friedrich verwendete die Ueberschüsse derselben sowohl zur Hebung des Wohlstandes, als zur Sicherung seiner Eroberung. Die Festungen wurden in besseren Stand gesetzt, das Heer erhielt eine Vermehrung um 18,000 Mann, besonders aber trachtete Friedrich danach, die Herzen des Volks zu gewinnen. Mißbräuche in Verwaltung und Rechtspflege schaffte er ab, allen Religionsparteien gewährte er völlig gleichen Schutz, die Rechte der Stände und Städte fanden Berücksichtigung, insoweit sie unschädlich wirkten; Breslau wurde zur dritten Hauptstadt der Monarchie ernannt; das übliche Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern erließ er den Ständen mit der Bemerkung, daß ihnen der Krieg ungleich mehr gekostet habe; Handel, Gewerbe und Landbau fanden Unterstützung, und durch zwei Messen, wobei die Einkäufer von allen Abgaben frei waren, gewann sowohl Breslau selbst, als der

gesammte Verkehr des Landes. Der Raum gestattet mir nicht, alle Anordnungen, die rasch auf einander folgten, hier aufzuzählen, aber sie zeichneten sich sämmtlich durch Zweckmäßigkeit aus und wirkten belebend auf das erschöpfte Land. Die Volkszahl nahm augenblicklich zu, denn Hussiten, Herrenhuter, Schwenkfelder und andere Sekten, die unter der vorigen Regierung vertrieben worden waren, kehrten zurück, um unter dem duldsamen König die verlassenen Wohnsitze wieder einzunehmen. Die Protestanten hatten ihre meisten Kirchen verloren. Friedrich befahl, daß ihnen diejenigen, worauf sie begründete Ansprüche hatten, zurückgegeben wurden. Das geschah auch in Breslau mit den beiden Hauptkirchen von Maria Magdalena und Elisabeth. Ein Mönch las gerade in letzterer die Messe und war bei den Worten: placeat tibi Domino — sed mihi non placet*), setzte er schnell hinzu, als er sich umwendete und die königlichen Commissarien erblickte, die erschienen waren, um die Kirche den Protestanten zu übergeben. Freilich gefiel das den Katholiken nicht, aber die Billigdenkenden mußten sich doch überzeugen, daß ihnen noch Kirchen genug blieben, während die Protestanten ihres früheren Eigenthums bedurften und es ihnen nur mit Unrecht vorenthalten werden konnte.

König Friedrich sprach den Grundsatz aus: „Der falsche Eifer ist ein Tyrann, der die Provinzen entvölkert, die Duldung aber eine zärtliche Mutter, welche sie pflegt und blühend macht.“ Danach verfuhr er unausgesetzt, und der Erfolg war, daß sich alle Kirchengesellschaften gewöhnten, mit Vertrauen auf ihn hin zu blicken.

Was in dem Charakter des großen Königs besonders achtungswerth und liebenswürdig erscheint, ist, daß das Glück ihn nicht aufgeblasen und hochfahrend machte. Hatte er unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den Freunden und Bekannten seiner

---

*) Möge es dem Herrn gefallen, — mir gefällt es nicht.

Jugend durch sein Verhalten, wenn gleich in der würdigsten Weise, bemerklich gemacht, daß das Schicksal ihn plötzlich hoch hinaus über den Kreis, der ihn in Rheinsberg umringte, erhoben hatte, so nahm er jetzt, wo Thaten ihm eine persönliche Würde verliehen, die jeder mit Ehrfurcht betrachtete, im vertraulichen Umgange wieder jene herzgewinnende Unbefangenheit an, welche dem Menschen Liebe erwarb, ohne dem König zu schaden. Die Briefe, die er aus dem Feldlager schrieb, die Gespräche, die er in den Stunden der Muße mit den ihm näher Stehenden führte, waren so voll Wärme und Innigkeit, daß die steife Etiquette der Höfe in Berlin eine völlig unbekannte Sache zu sein schien. Friedrich vergaß in solchen Augenblicken gern, daß er König sei, vorausgesetzt, daß es die Andern nicht vergaßen. Das aber kam auch nicht vor, denn Niemand wagte den Zauberkreis zu überschreiten, den echte Größe um den Fürsten zog.

Unter den griechischen Helden ist mir immer Epaminondas durch die Kindlichkeit seines Gemüths so liebenswürdig erschienen. Nach dem herrlichen Siege bei Leuktra rief er: Wie werden sich Vater und Mutter freuen, wenn sie hören, daß ich einen solchen Erfolg erstritten habe. Friedrich, der die Kriegskunst dieses großen Feldherrn so sorgfältig studirte, scheint sich selbst Manches von seinem Wesen angeeignet zu haben. Auch ihn beseelte kindliche Ehrfurcht, und die Zufriedenheit seiner Freunde läßt er als das Ziel sehen, nach dem er strebt. So schrieb er am Tage vor der Schlacht bei Molwitz an Jordan:

„Mein lieber Jordan! Wir werden uns morgen schlagen. Du kennst das Schicksal der Waffen. Man hat vor dem Leben eines Königs nicht mehr Respekt als vor dem Leben des Geringsten, und ich weiß also nicht, was aus mir werden wird. Ist meine Bestimmung am Ende, so erinnere Dich an einen Freund, der Dich immer zärtlich liebte. Verlängert der Himmel mein Leben, so schreibe ich Dir morgen, und Du erfährst, daß wir gesiegt haben. Leb wohl, bester Freund, ich liebe Dich bis in den Tod." Dieser

ganze Briefwechsel mit Jordan, mit Algarotti, mit Voltaire und die poetischen Ergüsse, die so anmuthig aus des Königs Feder flossen, gewähren so freundliche Einblicke in Friedrichs Herz, daß die Brust vor Liebe und Bewunderung aufwallt. Thut es einem noch heut so wohl, den Helden und König von seinem hohen Fußgestell herabsteigen zu sehen, um Mensch unter Menschen zu sein, was mögen diejenigen empfunden haben, die mit ihm lebten und sich seines Umgangs und seiner Bekanntschaft erfreuten!

Wie jeden guten Menschen, stimmte ihn das Glück mild, heiter, dankbar, aber es machte ihn nicht sorglos. Die Sonne des Friedens hatte zwar die schweren Kriegsgewitter durchbrochen, allein die Wolken waren nicht verschwunden, sie lagerten sich rings um den Horizont und konnten sich in jedem Augenblicke wieder aufthürmen. Der König, während er die Bildung gelehrter Gesellschaften in Königsberg und Berlin beförderte, das neue Opernhaus baute, Kunstschätze ankaufte, seine Provinzen bereiste und nach allen Seiten hin mit Arbeiten des Friedens beschäftigt war, hielt dennoch den Blick unausgesetzt auf den Gang der europäischen Angelegenheiten gerichtet. Oesterreich, dem der Sieg lächelte, wartete nur seinen vollständigen Triumph ab, um sich Schlesiens wieder zu bemächtigen. Die Umstände gestalteten sich günstig für solche Absichten. An Walpoles Stelle war in England Lord Carteret getreten, der noch ungleich günstiger für den Wiener Hof, als sein Vorgänger, gestimmt war; König Georg II. erschien persönlich auf dem Festlande, nahm an dem Kriege thätigen Antheil, und sein Heer gewann bei Dettingen im Kurfürstenthum Mainz am 27. Juni 1743 gegen die Franzosen eine Schlacht. Der allmächtige Minister Ludwigs XV., Kardinal Fleury, war im Januar 1743 gestorben; der König versuchte nun selbst die Zügel der Regierung zu ergreifen, allein unter den Händen dieses unfähigen Fürsten verwirrten sich die Angelegenheiten, und Frankreich wurde dadurch für Oesterreich nur ungefährlicher. Böhmen war von den Franzosen geräumt, Bayern bezwungen, das Heer Ma-

ria Theresias selbst im Elsaß glücklich. Der Kaiser erschien nur als die Drathpuppe, mit der Ludwig XV. spielte, und England fing an, in Deutschland eine Machtstellung zu nehmen, welche der Selbständigkeit der deutschen Fürsten gefährlich zu werden drohte. Friedrich unternahm den Versuch, ihnen dies begreiflich zu machen; unter dem Vorwande eines Besuchs seiner Schwestern, trat er eine Reise nach Franken an, aber die Fäden, die er zu einem Fürstenbunde anknüpfen wollte, um dem Kaiser Ansehen und Macht im Reiche zu verschaffen, zerrissen anfänglich unter der Last der Dukaten und Guineen, welche Holland und England an den deutschen Höfen ausstreuten.

Von dieser Seite zurückgewiesen, sah er sich nach Stützen im Norden von Europa um. Der Großfürst Peter sollte vermählt werden. Der König gab sich erfolgreiche Mühe, eine Verbindung desselben mit der Prinzessin von Anhalt-Zerbst — nachmalige Kaiserin Katharina II. — zu Stande zu bringen, deren Vater Marschall in preußischen Diensten war. Seine eigene Schwester Ulrike verlobte er mit dem Thronerben von Schweden und hoffte durch diese Heirathen sich die nordischen Höfe befreundet zu haben. Auch die Unterhandlungen mit den Reichsfürsten wurden wieder aufgenommen und fanden in Hessen, Württemberg, der Pfalz und Köln Eingang, in Frankfurt wurde der Bund zum Kaiserschutze geschlossen, allein in Dresden wirkte ihm der sogenannte weibliche Diplomat, Fräulein v. Kling, entgegen, welche am Hofe eine für Maria Theresia günstige Stimmung hervorrief. England half nach, und so kam zwischen diesen drei Mächten in Warschau ein Vertheidigungsbündniß zu Stande, dessen zweiter Artikel Maria Theresia nicht nur alle ihr noch gehörenden Länder, sondern auch diejenigen verbürgte, welche sie nach den früheren Verträgen besitzen sollte.

Daß darunter Schlesien gemeint sei, konnte unmöglich verkannt werden. Durch Bestechung hatte der König eine Abschrift dieses Vertrages erhalten und übersah die ihm drohende Gefahr.

Waren die Feinde, mit denen Oesterreich noch kämpfte, überwunden, so konnte das Vertheidigungsbündniß leicht in ein Angriffsbündniß umgestaltet werden und Preußen sich allein den vereinigten Waffen von Oesterreich, England, Sachsen und Polen so wie aller der Mächte gegenüber finden, die noch wider ihn zu gewinnen waren. Dem mußte zuvorgekommen werden. Unter dem Anschein völliger Sorglosigkeit und mitten im Genusse von Freuden und Festen, rüstete der König insgeheim ernstlich, wußte aber diesen Anordnungen einen möglichst unscheinbaren Anstrich zu geben. So unzuverläßig ein Bündniß mit Frankreich war, so gab es doch keine andere Macht, mit der sich anknüpfen ließ. Aber in welchen unsaubern Händen lagen die Schicksale Frankreichs. Durch Beichtväter, Maitressen und Günstlinge mußte der Weg gesucht werden, der zum Ziele führte. Er wurde endlich gefunden. Ludwig XV., der zeither nur als Beistand des Kaisers gekämpft hatte, erklärte am 26. April 1744 förmlich den Krieg an Oesterreich und schloß am 5. Juni ein Bündniß mit Preußen.

Noch ehe der Krieg ausbrach, fand sich eine friedliche Erwerbung. Ostfriesland, worauf der König eine Anwartschaft hatte, fiel ihm nach dem Tode des letzten Fürsten zu, und er eilte es durch seine Truppen in Besitz zu nehmen. So faßte er nun auch an der Nordsee Fuß und erhielt ein Häuflein der treuesten Unterthanen, die sich bald unter dem Schutze des schwarzen Adlers freudig regten und durch Schifffahrt, Handel und Ackerbau zu Wohlstand gelangten.

Inzwischen hatte der König nicht nur seinen eignen Feldzugsplan entworfen, sondern auch Ludwig XV. kluge Vorschriften ertheilt, denen es nur an der rechten Ausführung fehlte. In den Niederlanden eröffnete die französische Armee, bei der sich der König selbst befand, den Feldzug mit Glück, am Oberrhein fanden dagegen die Franzosen an dem Grafen Traun, dem Oberbefehlshaber des österreichischen Heeres, einen wackern Gegner, der sie bedrängte und im Elsaß Fortschritte machte. Daher erging der

Hülferuf an Preußen, durch eine Diversion die Macht des Feindes zu theilen, und Friedrich, der mit der Anlage seines Schlosses Sanssouci beschäftigt war, verließ den der Sorglosigkeit gewidmeten Platz, um die Sorge eines neuen Krieges auf sich zu nehmen.

Der zweite schlesische Krieg.

Böhmen war zum Schauplatze des Krieges ausersehen. Von der in fünf Körper getheilten preußischen Kriegsmacht sollte ein Korps Brandenburg, das zweite Oberschlesien decken, das dritte von Schlesien aus, die beiden andern durch Sachsen nach Böhmen aufbrechen. In dem Manifeste, wodurch dieses Ereigniß angekündigt wurde, erklärte Friedrich den Kampf als einen deutschen Bundeskrieg zur Herstellung der kaiserlichen Macht; in Dresden aber ließ er durch den Obersten v. Winterfeld anzeigen, daß der Durchmarsch in Folge kaiserlicher Aufforderung geschehe. Man würde darauf wenig Gewicht gelegt haben, hätten die preußischen Truppen nicht bereits vor den Thoren von Dresden gestanden. Friedrich, der die Gesinnungen des sächsischen Hofes kannte, wollte keine Macht in seinem Rücken lassen, die ihm gefährlich geworden wäre. Auf Widerstand unvorbereitet, mußte die sächsische Regierung geschehen lassen, was sie nicht hindern konnte. König Friedrich ging am 15. August 1744 selbst von Berlin ab und vereinigte am 2. Sept. seine gesammten Streitkräfte bei Prag. Das Zelt des Königs wurde bei der Kapelle der heil. Victoria aufgeschlagen. „Je nun," sagte Friedrich, „das ist eine Schutzheilige, wie ich sie brauchen kann." Prag besaß eine Besatzung von 12,000 Mann, die es jedoch nicht hindern konnte, daß die Preußen schon nach acht Tagen die Laufgräben eröffneten. Am 11. Sept. ließ General v. Schwerin den Ziskaberg stürmen, und ein Grenadier, David Krauel, war der erste, der den Wall erstieg. Wie ein

grimmiger Löwe behauptete der Brave seinen Platz, bis seine Kameraden ihm nachfolgten. Der König, der diese ausgezeichnete That selbst mit ansah, ernannte ihn auf der Stelle zum Offizier, erhob ihn zum Ritter vom Ziskaberg, schenkte ihm die Equipirung und außerdem eine einträgliche Präbende bei dem Domstift zu Magdeburg. Zu nah aber hatte der König mit seinem Gefolge gestanden, um den Sturm zu beobachten. Die Oesterreicher richteten auf den glänzenden Kreis ihre Geschütze, und eine Kanonenkugel tödtete an des Monarchen Seite seinen Vetter, den Markgrafen Friedrich Wilhelm von Brandenburg-Schwedt. Der König selbst setzte sich und dadurch zugleich seine Umgebungen häufig allzusehr aus, was seine Mutter in ängstliche Sorge brachte. Er fühlte, wie tief dieser Vorfall sie erschüttern würde, der so nahe an seinem eigenen Leben vorüber gegangen war, und schickte auf der Stelle einen Kurier nach Potsdam, um sie zu trösten und ihr zu melden, daß er mit seinen Brüdern unverletzt sei.

Den Sturm auf Prag selbst wartete der österreichische Kommandant, Graf Harsch, nicht ab; er ergab sich am 18. September. Einen schlimmern Feind aber, als ein gerüstetes Heer, fand der König in der Stimmung des Landvolks. Es war der Regierung, besonders mit Hülfe der Geistlichkeit, gelungen, eine solche Erbitterung gegen die ketzerischen Preußen hervorzurufen, daß die Bauern lieber ihre Vorräthe verbrannten, als daß sie solche dem Feinde überließen. Obwohl der König die strengsten Befehle gab, die Disziplin auf das Genaueste zu beobachten und selbst den geringsten Diebstahl auf der Stelle mit dem Tode zu bestrafen, waren die Bauern doch zu keiner Aenderung ihrer Gesinnung zu vermögen.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer Begebenheit, die immerhin gekannt zu werden verdient. Ein geborener Böhme diente unter den preußischen Husaren. Als seine Schwadron durch ein Dorf zieht, reißt dieser Mensch einen Apfel von einem Baume, unter dem er wegreitet. Der Diebstahl wurde von seinem Offizier bemerkt und dem Willen des Königs gemäß sogleich

Standrecht über den Uebertreter des gemessenen Gebotes gehalten. Der Spruch lautete: Tod durch den Strang. Als die Vorbereitungen getroffen werden, ihn an demselben Apfelbaume abzuknüpfen, den er beraubt hatte, fällt der Verbrecher auf die Kniee und ruft: „Jetzt weiß ich, daß ein Gott im Himmel lebt und Gerechtigkeit übt; unter diesem nämlichen Baume habe ich meinen Vater erschlagen!“ Der Mörder hatte sich nach der That über die Grenze geflüchtet und bei den preußischen Werbern Schutz gegen die ihn verfolgenden Gerichte gesucht. Die ganze Schwadron war erschüttert und die Hinrichtung wurde nun mit der Ueberzeugung vollzogen, daß dem Uebelthäter sein Recht geschehe.

Der Mangel des Heeres wuchs, jemehr es sich den Grenzen Oesterreichs näherte; übles Wetter bei den Märschen trat hinzu, Krankheiten zu erzeigen; überdies erschien der Feind im Rücken. Die laue Weise, in der die Franzosen den Krieg am Oberrhein führten, hatte die österreichische Regierung in den Stand gesetzt, Truppen von dort herbei zu ziehen und namentlich den Grafen Traun dem Könige gegenüber zu stellen. Dieser forcirte am 18. Nov. den Uebergang über die Elbe bei Selmitz, den Oberstlieutnant v. Wedell mit einem einzigen Bataillon fünf Stunden lang gegen die ganze feindliche Macht vertheidigte. Diese That zählte Friedrich selbst zu den glänzendsten Beweisen von Tapferkeit, die sein Heer jemals gegeben, und sagte zu dem kühnen Führer: Wedell, bei Selmitz liegen Eure Thermopylen! Selbst der Feind staunte über diese Großthat, und Prinz Karl von Lothringen äußerte laut: „o, hätte doch Maria Theresia solche Offiziere!“

Friedrich wünschte seine Lage durch eine Schlacht zu verbessern, aber durch geschickt gewählte Stellungen und Märsche wich Traun einem Zusammenstoße aus. Er wußte, daß sich sein Gegner in Böhmen nicht halten konnte; mehr als seine Vertreibung ließ sich durch ein Treffen nicht gewinnen, leicht aber konnte dadurch alles aufs Spiel gesetzt werden. So sah sich denn der König genöthigt, seine Winterquartiere in Schlesien zu nehmen,

wohin er die Truppen in drei Colonnen führte, ohne daß der Feind ihn dabei sonderlich zu beunruhigen wagte. Die Besatzung von Prag, die General v. Einsiedel zurückführte, war der einzige Truppentheil, der einige Nachtheile erlitt. Der König, so wie der Erbprinz von Dessau maßen die Schuld hiervon der Unentschlossenheit des Anführers bei, und Einsiedel erhielt den Abschied. Zu seinen Gunsten spricht es, daß Schwerin, der Sieger von Molwitz, sich seiner lebhaft annahm, und da er sein Schicksal nicht wenden konnte, gleich dem zürnenden Achill nun selbst seine Entlassung nahm. Nicht ohne hohe Bewunderung für Trauns strategische Fähigkeiten, war Friedrich aus Böhmen geschieden. „Das ist doch einmal ein österreichischer General," sagte er, „von dem man etwas lernen kann, und er soll mich nicht umsonst in die Schule genommen haben."

Der Feldzug hatte viel Geld und Menschen gekostet, ohne den geringsten Erfolg zu haben, denn es läßt sich nicht verbergen, Friedrich war heimgeschickt worden. Noch ein solcher Feldzug, und sein Ruhm hätte sehr gelitten, seine Kassen wären fruchtlos erschöpft und seine Feinde verwegen geworden. Diese sorgenvollen Betrachtungen beschäftigten ihn sehr, aber immer besaß er die Kunst, das was in ihm vorging, den Blicken der Menge zu verbergen. Er kam am 19. Decbr. nach Berlin und acht Tage später wurde der Karneval mit Opern, Schauspielen, Gesellschaften eröffnet, als ob der Himmel voller Geigen hinge. Anscheinend selbst berauscht von diesen Freuden, suchte dennoch sein Auge sogar im Gewühl der Tänze nach Gegenständen, die ihm nützlich werden konnten. Bei einem Hoffeste im Rittersaale traf sein Blick auf das Musikchor, das aus massivem Silber bestand. Am folgenden Morgen fand man den Saal geschlossen, angeblich weil er einer Reparatur bedurfte, aber zum letzten mal waren die heitern Töne der Musik von diesem kostbaren Chore erschollen. Es wurde zerschlagen und wanderte nebst vielem andern Silbergeräth in die Münze, die, da es an Metall fehlte, still gestanden hatte, nun aber plötzlich in Bewegung gerieth und die Masse, von der

herab es so lange geklungen hatte, nun selbst zum Klingen brachte, indem klingende Thaler daraus hervorgingen.

Die Oesterreicher hatten die Ruhe der Winterquartiere verschmäht und waren von Mähren und Böhmen aus nach Schlesien gedrungen. Verkündigungen streuten sie im Lande aus, daß Maria Theresia nun wieder Besitz von ihrem Erbe nehme, welches ein erzwungener Friedenschluß ihr blos vorübergehend entrissen habe. Friedrich regte sich nicht, er schickte nur den alten Fürsten von Dessau nach Schlesien ab, der den Feind an allen Ecken und Enden überfiel und zum Lande hinaus trieb. Es war ein prächtiger Mann, dieser alte „Dessauer", aber eine rauhe Natur, die in die neue Zeit hineinreichte, wie eine Erscheinung aus den Kreuzzügen. Ich muß hier einer Anekdote von ihm gedenken, die mir mein Vater erzählt hat. Mein Geburtsort Neustadt liegt an der mährischen Grenze. Auch hier hatten sich die Oesterreicher festgesetzt, und Leopold von Dessau brach von Neisse aus gegen sie hervor, jagte sie über die Grenze, kam aber, da das Wetter übel war, von Schnee und Regen durchnäßt nach Neustadt zurück, wo er in dem Hause des Kaufmanns v. Loën, aus Holland stammend, einkehrte. Die Abgeordneten der Stadt, meinen Großvater an ihrer Spitze, meldeten sich, um den fürstlichen Feldherrn zu begrüßen. Sie wurden augenblicklich vorgelassen, aber scheu prallten sie rasch zurück in der Meinung, daß sie falsch berichtet worden wären. Der alte Dessauer stand nämlich, wie ihn Gott geschaffen hatte, am warmen Ofen und ließ sich durch seinen Bedienten mit einem wollenen Tuche frottiren. „He, habt ihr noch keinen nackten A... gesehen?" rief er den Zurückweichenden nach, und diese dadurch ermuthigt traten nun dreist ein. Der Fürst fragte, wie sich die Oesterreicher aufgeführt, tröstete über die gehabten Verluste und versprach Sicherheit für die Zukunft. Die Abordnung wurde äußerst gnädig entlassen, aber mein Großvater versicherte doch, daß er einer seltsamern Audienz in seinem ganzen Leben nicht angewohnt hätte.

Während dieser kriegerischen Vorgänge in Schlesien war ein neues Bündniß zwischen Oesterreich, England, Holland und Sachsen zu Stande gekommen, durch welches letztere Macht sich anheischig machte gegen Subsidien und gewisse Gebiete bei der Theilung Preußens ein ansehnliches Heer zu stellen, für Oesterreich aber sollte Schlesien wiedererobert werden. Der Tod Kaiser Karls VII., der am 20. Januar 1745 erfolgte, verschlimmerte die Stellung Preußens. Hatte er zu dem begonnenen Kriege auch nur den Namen hergegeben, so war doch jetzt dieses Aushängeschild gefallen und damit die Frankfurter Union gesprengt. Oesterreich söhnte sich überdies mit Bayern in dem Vertrage zu Füssen am 22. April aus, gab dem Erben des Kaisers seine Staaten zurück und erlangte dagegen von ihm die Verzichtleistung seiner Ansprüche auf die österreichischen Länder, so wie seine Wahlstimme für den Gemahl Maria Theresias. Auch Frankreich nahm durch den Tod des Kaisers Veranlassung, sich aus den deutschen Wirren zurückzuziehen, sammelte seine Kräfte gegen die Niederlande und ließ Friedrich allein auf dem Kampfplatze zurück.

Unter so bedenklichen Umständen reiste der König schon am 15. März zur Armee nach Schlesien ab. Die erste Waffenthat und eine sehr glänzende, bewerkstelligte Markgraf Karl von Schwedt. Er stand mit 12000 Mann bei Jägerndorf und ward von 20000 Feinden umringt. General Zieten, dessen Namen wir jetzt oft und immer klangvoll werden nennen hören, schlich und hieb sich mit seinem Husarenregiment zu ihm durch, um ihm den königlichen Befehl zum Rückzug zu bringen. Das war leichter gesagt als gethan. Wer jene gebirgige Gegend, wie dies bei mir der Fall ist, kennt, kann die Schwierigkeiten ermessen. Allein der Prinz öffnete sich durch ein Gefecht am 22. Mai die Bahn und gelangte sicher zum Hauptheere. Es geschah dies zur selben Zeit, als zu Leipzig zwischen Oesterreich und Sachsen wieder ein Theilungsplan über die Staaten des Königs verabredet wurde.

Friedrich hatte damals in dem reichen Benediktinerstifte Kamenz bei Frankenstein in Schlesien sein Hauptquartier, und der Prior wurde von den Oesterreichern benachrichtigt, daß ein Ueberfall statt finden und auf seine Mitwirkung gerechnet werde. Der würdige Geistliche zeigte dies seinem Monarchen augenblicklich an; als sich dieser aber auf das Pferd werfen wollte, waren die Klostergebäude schon vom Feinde umringt. Rasch steckt der witzige Prior den König in ein Ordenskleid, giebt ihm den Rosenkranz in die Hand und führt ihn in die Kirche, wo er mit den übrigen Mönchen die Hora singt. Nun konnten die Panduren suchen; sie betraten zwar auch die Kirche, aber es fiel ihnen nicht im Traume ein, den Ketzer in der Kutte zu wittern. Mit den andern Mönchen ertheilte er den frommen Kriechsknechten den Segen, die sich demüthig auf die Kniee warfen, sich an die Brust schlugen und bekreuzten, dann aber ihre Pferde bestiegen und ohne den kostbaren Fang die Ihrigen zu erreichen suchten. Das hat Friedrich dem Stifte und seinem Oberhirten nie vergessen und dieser Klostergesang, er klang ihm in den Ohren sein Lebelang.

Doch nicht in dieser Gegend eröffnete sich der Kriegsschauplatz des Jahres 1745. Der Prinz von Lothringen hatte das österreichische Heer bei Königgrätz in Böhmen versammelt; zu ihm stieß das Hülfskorps, welches Sachsen, dem Leipziger Theilungsvertrage vom 18. Mai zufolge, stellte, und diese vereinigte Macht, die über Trautenau nach Schlesien vordrang, bezog bei dem Städtchen Hohenfriedberg zwischen Bolkenhain und Schweidnitz ein Lager. Obgleich das feindliche Heer, über 90000 Mann stark, dem Könige, der etwa 70000 Streiter zu seiner Verfügung hatte, überlegen war, so sah er es doch als einen Gewinn an, daß der umsichtige österreichische General Traun ihm nicht gegenüber stand, sondern in Italien seinen Platz erhalten hatte. In der Nothwendigkeit, angriffsweise zu Werke zu gehen, hoffte Friedrich, den Prinzen von Lothringen leichter über seine Absichten zu täuschen. Er war seinen Feinden entgegen gerückt, allein theils

durch seine Bewegungen, theils durch falsche Nachrichten, die er ausstreuen ließ, machte er sie glauben, daß er keine Entscheidungsschlacht wagen, sondern den Rückzug zur Anlehnung an eine Festung antreten werde. Nur General Nadasdy errieth des Königs Pläne, wurde aber mit seinen Warnungen überhört. Am Abend des 3. Juni 1745 brachen die Oesterreicher, jedoch nicht in guter Ordnung, aus dem Gebirge hervor. Die Colonnen des rechten Flügels blieben hinter dem linken zurück, welchen letztern der Herzog von Weißenfels mit den sächsischen Hülfstruppen nebst drei österreichischen Grenadier-Bataillonen und 3 Reiter-Regimentern bildete und damit die Spitzberge diesseits Striegau besetzte. Außer diesen Bergen fehlte es den Oesterreichern an jedem festen Punkt, denn selbst das ihnen ganz nahe liegende Dorf Thomaswaldau hatten sie zu besetzen unterlassen. Die Generale schmausten im Hauptquartiere des Prinzen von Lothringen zu Großhennersdorf und verloren bei einer wohlbesetzten Tafel den König und sein Heer aus den Augen.

Ganz anders sah es im preußischen Lager unweit Schweidnitz aus; siegesgewiß aber vorsichtig ordnete Friedrich seine Anstalten, hatte durch den General v. Winterfeld die ganze Gegend, auf der er den Feind zu schlagen hoffte, wie die Stellung desselben auskundschaften lassen und überzeugte sich aus dem Umstande, daß Nadasdy mit seinem Korps bei Fürstenstein in Schlachtordnung stand, von der Absicht seiner Gegner zum baldigen Aufbruch. In aller Stille marschirte er deshalb am nämlichen Tage in die Gegend von Striegau und nahm dort eine vortreffliche Stellung. Generallieutnant du Moulin, der sich rechts von Striegau aufstellte, lehnte sich an das Dorf Stanowitz und pflanzte Batterien auf den Höhen vor Striegau auf. Zu seiner Unterstützung stand G. L. v. Nassau bei Zedlitz und verbarg seine Bewegungen durch den von ihm besetzten Nonnebusch. Du Moulin, der eigentlich nur als Reserve dienen sollte, vertrieb die Sachsen noch am Abend des 3. Juni von drei Posten auf den

Spitzbergen und konnte ihnen blos die vierte Höhe nicht abgewinnen. Der König, der in der Nacht seine Generale zu einem Kriegsrathe berufen und ihnen den Schlachtplan mitgetheilt hatte, führte bald darauf seine Truppen in vollem Laufe und Trabe vorwärts und stellte sich links von Striegau auf, so daß du Moulin nun den rechten Flügel bildete. Rasch eröffneten die preußischen Geschütze ihr Feuer gegen die sächsische Artillerie, der sie bald die Oberhand abgewannen.

Noch hatte der Herzog v. Weißenfels nicht Zeit gehabt, sich gehörig zu entwickeln, als seine Reiterei heftig angegriffen und trotz des tapfersten Widerstandes — da einige Schwadronen sogar die preußische Linie durchbrochen, aber vom zweiten Treffen übel mitgenommen worden waren — zuletzt geworfen wurde, so daß sie gegen Bolkenhain entfloh. Das sächsische Fußvolk setzte dagegen den Kampf gegen die große Uebermacht mit rühmlicher Ausdauer fort, machte den Preußen jeden Schritt streitig und manövrirte, von dem durchschnittenen Boden unterstützt, so meisterhaft, daß es das Waldgebirge glücklich erreichte. Besonders zeichnete sich bei dieser Gelegenheit der sächsische Oberst Moses v. Schönberg aus, der den Rückzug zu decken hatte, seine Truppen keilförmig zusammenzog, die Spitzen seines Dreiecks den ihn umdrängenden Preußen entgegen stellte, allein die Rettung der Hauptmasse nur durch den eigenen Untergang bewirken konnte.

So war also der linke Flügel des österreichischen Heeres bereits geschlagen, als die Mitte und der rechte Flügel noch immer im Anmarsch begriffen waren und gleichsam nur erschienen, um Zeuge von der Niederlage ihrer verlassenen Bundesgenossen zu sein. Zum Glück für sie war auch die preußische Aufstellung des linken Flügels durch die Schuld eines Adjutanten, welcher dem Fürsten Leopold von Dessau falsche Befehle ausrichtete, verzögert worden. Dieser mißliche Umstand ward jedoch schnell genug verbessert, so daß, als die österreichische Reiterei hervorbrach, sie von den preußischen Kanonen so heftig beschossen wurde, daß sie sich

nicht zu entwickeln vermochte; überdies fand sie das Dorf Thomaswaldau von preußischer Infanterie und Artillerie besetzt, die ein lebhaftes Feuer unterhielt. Die dadurch gestörte Ordnung in ihren Reihen benützte G. L. v. Nassau, um mit seinem Reitergeschwader, das eine schöne Ebene besetzt hielt, sich auf die Oesterreicher zu stürzen und sie nach sechs wiederholten Angriffen zurückzutreiben. Die österreichischen Generale v. Thüngen und Leopold v. Daun machten es dagegen dem preußischen Fußvolke auf dem linken Flügel so warm, daß dieses zu wanken begann. In diesem kritischen Augenblicke stürzte sich G. L. Friedrich Ludwig v. Gesler mit dem preußischen Dragoner-Regimente v. Bayreuth auf das österreichische Fußvolk, warf es vollständig über den Haufen, nahm ihm 67 Fahnen und 2500 Gefangene ab und entschied damit die Schlacht an dieser Stelle. Jetzt drang die ganze Linie der preußischen Infanterie vor, brach jeden Widerstand, wo ihn irgend der Feind versuchte, und drängte diesen über Hohenfriedberg hinaus. Nadasdy deckte jedoch den Rückzug durch die Gebirgsschluchten so muthig und so geschickt, daß du Moulin, der ihn mit 18 Schwadronen und mehreren Bataillonen Grenadieren verfolgte, wenig ausrichten konnte. Um 3 Uhr früh hatte die Schlacht begonnen und endete gegen Mittag; der Sieger besetzte die Wahlstatt und zählte freudig seine Trophäen. In den „Geständnissen eines österreichischen Veteranen Th. II.", wird der Verlust, den das Heer des Prinzen von Lothringen erlitt, auf 20000 Mann angegeben; darunter befanden sich Feldzeugmeister v. Thüngen und vier andere Generale nebst 200 Offizieren. Die Preußen erbeuteten 76 Fahnen, 8 Standarten und 72 Geschütze. Die feindlichen Befehlshaber v. Hohenems, Leopold Daun, so wie viele Stabsoffiziere waren in Gefangenschaft gerathen, überdies nahm die Desertion unter den Oesterreichern sehr überhand. Ungleich geringer gaben die Preußen ihre Einbuße — auf 1300 Todte und 4000 Verwundete — an.

Diese Schlacht hätte eigentlich eine noch umständlichere Schil-

derung verdient, weil sie diejenige war, in der sich Friedrichs Feldherrntalent zum ersten mal in glänzendem Lichte zeigte. Es ist wahr, der Feind beging große Fehler, aber der König hatte es verstanden, diese vortrefflich zu benützen. Ueberdies gereichten ihm die Erfolge seiner Reiterei zur größten Freude und er war überschwänglich in Belohnungen für dieselbe. Geßler wurde in den Grafenstand erhoben und sein Wappen schmückten die Erinnerungen an Hohenfriedberg; Major Chazot und andere hatten sich wichtiger Gunstbezeigungen zu erfreuen, und dem gesammten Heere ertheilte Friedrich das höchste Lob. „Die Welt ruht nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einer solchen Armee!" Das waren die Worte, womit Friedrich seine Streiter ehrte. Ein Mißton mischte sich in den Siegesjubel; sein geliebter Jordan war am 24. Mai gestorben und Niemand hat diesen Todesfall schmerzlicher als Friedrichs Herz empfunden. Der herrliche Sieg bei Friedberg, der Schlesien abermals vom Feinde reinigte, war für den von seinen französischen Bundesgenossen verlassenen König dringend nöthig gewesen. Die Franzosen hatten bei Fontenoy in den Niederlanden am 11. Mai eine Schlacht gewonnen und dies dem Könige pomphaft angezeigt, aber indem er an Ludwig XV. schrieb: „Ich habe den Wechsel, den Sie bei Fontenoy auf mich gezogen, bei Hohenfriedberg eingelöst," deutete er zugleich an, daß eine Diversion in solcher Ferne ihm grade nicht mehr Erleichterung verschaffe, als wenn die Franzosen Peking eingenommen hätten.

Die nächste Folge der Schlacht bei Hohenfriedberg war, daß Sachsen, welches sich mit einem Einfall bedroht sah, seine Truppen in das eigene Land zurück rief. Mit dem durch den Verlust dieser tapfern Bundesgenossen geschwächten Feinde konnte Friedrich leichter anbinden. Er detachirte den General v. Nassau mit 12000 Mann nach Oberschlesien, der die in diesem Landestheile herumschwärmenden Oesterreicher vertrieb und die in ihre Hände gefallene Festung Kosel am 6. Sept. wieder eroberte; der König

selbst aber rückte über Friedland in Böhmen ein, wo er den Prinzen Karl in einem gutgewählten Lager bei Königgrätz fand, dessen Angriff schwer zu bewirken war. Der König lagerte sich daher dem Feinde gegenüber bei Kralowelhota und beide Feldherren beobachteten sich ohne etwas zu unternehmen. Friedensunterhandlungen, welche unter englischer Vermittlung gepflogen wurden, trugen zu dieser Waffenruhe bei. In der zweiten Hälfte des Juli verlegte zwar der König sein Lager nach Chlom, wodurch er nur zwei Stunden von seinem Gegner entfernt war; dennoch vermied dieser einen Zusammenstoß, neckte die Preußen durch Streifkorps, suchte ihnen die Zufuhr abzuschneiden und hoffte sie dadurch wie im vorigen Jahre ohne Schwertstreich aus Böhmen zu verdrängen. Der Prinz von Lothringen erhielt nach und nach so beträchtliche Verstärkungen, daß er dem Könige, der Schlesien bewachen, sich gegen Sachsen decken und beständig für Zufuhren sorgen mußte, um das Doppelte überlegen ward. Er überschritt daher den Fluß Adler und nahm eine der zeitherigen gleich günstige Stellung bei Aujest, während Friedrich sich bei Jaromirs lagerte, von dort aber wegen Mangel an Lebensmitteln Mitte Sept. aufbrechen und ein anderes Lager bei Studenetz beziehen mußte, wohin Prinz Karl ihm folgte und sich bei Königshof festsetzte.

In jenen Zeiten schleppten die Heere noch unermeßliche Lagergeräthschaften mit sich, fielen den Einwohnern nicht durch Einquartierung lästig, mußten für Vorräthe selbst sorgen und konnten sich mithin weder so leicht noch so rasch bewegen, wie in unsern Tagen; die Entscheidung des Krieges zog sich dadurch weit länger hinaus. Die Stellung der Preußen in Studenetz oder Staudenz war nicht vortheilhaft; sie hatten Anhöhen und Wälder vor sich, die ihnen den Feind verbargen, mit dem sie um jede Mahlzeit kämpfen und ihre ohnehin schwachen Kräfte noch mehr zersplittern mußten. Beständig geneckt und angegriffen, konnten sie ihren Gegner nicht ausforschen und nur durch Ueberläufer erfuhr der König am 29. Sept., daß der Prinz von Lothringen sich

in Bewegung gesetzt habe, um unter dem Schutze der Nacht, der Wälder und Berge das preußische Lager zu überfallen. Die Anhöhen, die es beherrschten, wurden mit österreichischen Batterien gekrönt und eine eiserne Mauer umschloß die ganze Stellung der Preußen, die sich nur unter dem Feuer der feindlichen Geschütze zur Schlacht ordnen konnten, während Nadasdy sie im Rücken bedrohte, Desöffy ihnen in die Flanke zu fallen bestimmt war und Frankini ihnen den Rückweg nach Schatzlar verhauen sollte.

Unter so bedenklichen Umständen begann am 30. Sept. 1745 die Schlacht bei Sorr. Der König hatte nichts für sich, als sein Talent und die Entschlossenheit seiner Soldaten, die furchtlos der Blutarbeit entgegen gingen. General v. Buddenbrock warf in raschem Anlauf die österreichische Reiterei auf ihr Fußvolk zurück, welches dadurch in Verwirrung gerieth. Dieser Augenblick wurde schleunigst benützt; die preußische Infanterie, von dem G. L. v. Bonin geführt, erstürmte die Anhöhen und nahm die Batterien. Prinz Ferdinand von Braunschweig, der im Centrum die Garde befehligte und dem sein eigener Bruder, Prinz Ludwig, gegenüber stand, trieb diesen gleichfalls von der Höhe herab. Das ganze feindliche Heer wandte sich zur Flucht und ward bis zum Dorfe Sorr verfolgt, wo der König sein Lager aufschlug und das dieser Schlacht den Namen gab. Es liegt im Königgrätzer Kreise. Mit 19323 Mann war ein mehr als doppelt so starker Feind geschlagen worden, der 10 Fahnen, 2 Standarten, 22 Kanonen und 2000 Gefangene verloren hatte. Nadasdy und Trenk, die dem König in den Rücken fallen sollten, hatten nur das Lager geplündert, und die Panduren schleppten ihre reiche Beute fort, ohne daß dadurch in der Entscheidung selbst sich etwas änderte.

Solche Erfolge mußten wohl das Selbstgefühl der preußischen Streiter steigern und den Ruhm des Heeres wie seines großen Anführers über die Erde verbreiten.

In der ungünstigsten Stellung, auf allen Seiten von zahlreichen Feinden umringt, dem Mangel ausgesetzt, war hier ein

Sieg errungen worden, den man nach Plan und Ausführung als einen Vorläufer der Schlacht von Leuthen ansehen muß.

Friedrich hatte seine Bücher, seine Flöte, sein Gepäck und seinen Privatschatz verloren und du Han mußte eilig von Berlin für eine neue Feldbibliothek und eine Flöte von Quanz sorgen. Immer blieben es die Wissenschaften, die Künste, welche der durch Sorgen und Kriegsdrangsale erschöpften Seele des Königs neue Spannkraft gaben.

Das erschöpfte böhmische Land, in welchem der Krieg gewüthet hatte, bot keine wünschenswerthen Winterquartiere dar. Friedrich verließ es deshalb auch in diesem Herbst, aber es war kein gezwungener Rückzug, den er antrat; als Sieger räumte er den ruhmvoll behaupteten Boden und zwar um so eher, als die Friedensunterhandlungen jetzt bessern Erfolg versprachen. Der österreichische Hof hatte den Kriegsschauplatz ganz aus den Augen verloren. Der Gemahl Maria Theresias war den 13. Sept. als Franz I. in Frankfurt zum deutschen Kaiser gewählt worden. Dort befand sich der Hof und ergötzte sich an Festen. Zwar schien die Kaiserin noch immer dem Frieden ungeneigt und äußerte, „daß sie lieber ihren Unterrock als Schlesien verlieren wollte"; in der Fülle der kaiserlichen Macht wollte sie keinen Nebenbuhler in Deutschland dulden und selbst die Schlacht von Sorr hatte diesen Entschluß noch nicht gebrochen. Ein Einfall in die Mark, ein Vordringen nach Berlin, wohin der König am 28. Oct. zurückgekehrt war, wurde in Dresden verabredet. Der dortige schwedische Gesandte v. Wulwenstierna erfuhr das Vorhaben im Hause des Grafen Brühl und theilte es augenblicklich dem Könige mit. Mit der ihm eigenthümlichen Raschheit des Geistes traf dieser Anordnungen, verließ am 14. Nov. die Hauptstadt und führte das schlesische Heer, ehe der Feind es ahnete, nach der Oberlausitz. Schon vor ihm hatte Prinz Karl mit 50000 Oesterreichern diese Provinz besetzt, 12000 Sachsen waren zu ihm gestoßen, aber diese gewaltigen Streitkräfte standen nicht beisammen, sondern

waren in Kantonirungsquartiere vertheilt. Es galt, sie zu überraschen und einzeln aufzureiben. Der erste Stoß traf wieder die Sachsen; der König führte am 23. Nov. seine Infanteriekolonnen gegen Großhennersdorf; ein neblichter Morgen verbarg seinen Zug; über eine sumpfige Wiese, die für unwegsam gehalten worden und unbewacht geblieben war, drangen die Preußen in das Dorf und nach zweistündigem Gefecht waren vier sächsische Regimenter über den Haufen geworfen. Alle Offiziere und 1050 Mann fielen in Gefangenschaft. Das ganze Heer rückte nach Görlitz, nahm die Magazine, die dort in Besatzung liegende sächsische Gardeabtheilung und verbreitete solchen Schrecken, daß der Prinz von Lothringen eiligst seine Truppen zusammenzog und über Zittau und Gabel Böhmen zu gewinnen suchte. Alle feindlichen Pläne waren vereitelt. General v. Grünne — ein Familiennamen, der jetzt wieder oft genannt wird — welcher gegen Berlin operiren sollte, mußte nun vor dem Fürsten von Dessau weichen, der am 29. Nov. Leipzig besetzte und langsam auf Meißen vorrückte, wohin ihm der König schon den General Lehwald entgegen geschickt hatte. Einen Tag später, am 14. Decbr. traf der König mit dem Heere dort selbst ein, äußerte sich jedoch sehr unzufrieden darüber, daß der alte Dessauer so lange auf sich hatte warten lassen, weil hierdurch der Prinz von Lothringen wieder Zeit erlangt hatte, in die Nähe von Dresden zu gelangen, wo er am linken Elbufer Quartiere bezog, während der Herzog von Weißenfels und General Graf Rutowski mit den Sachsen, die sich mit dem österreichischen Korps unter Grünne vereinigt hatten, das rechte Elbufer bei Tharandt, Wilsdruff und K e s s e l s d o r f, beide zusammen 35000 Mann stark, besetzt hielten.

Am folgenden Tage — 15. Decbr. 1745 — kam es an letzterem Orte zur Schlacht. Da der König die Elbe überschritten hatte, so blieb dem Fürsten von Dessau die Ehre des Tages allein. Am frühen Morgen war er aufgebrochen und bestürmte den Feind, der in der Fronte durch eine Batterie von 24 Geschützen,

an beiden Flanken durch Felsen und Hohlwege gedeckt war. Allein im Innern des Lagers lag die Schwäche; ein heftiger Zwist war zwischen dem Herzog v. Weißenfels, der zur Vorsicht mahnte, und den beiden natürlichen Söhnen König Augusts II., dem Grafen Rutowski und dem Ritter von Sachsen, die neben ihm kommandirten, ausgebrochen; die jüngeren Generale hatten sich auf die Seite der letztern gestellt und im Unmuth darüber verließ der Herzog das Lager. Als Fürst Leopold durch seinen Sohn Moritz hiervon Nachricht erhielt, rief er seinen Leuten zu: „Kinder, greift zum Gewehr, jetzt ist der Sieg schon halb unser!" Der gewagte Fronteangriff wurde von dem Generalmajor Hans Kasper v. Herzberg begonnen. Dreimal wurden die preußischen Bataillone zurückgeworfen und zogen sich rechts hinter den sogenannten Lerchenbusch, um sich neu zu formiren. Die Sachsen und Oesterreicher, welche darin eine Auflösung und Flucht zu sehen glaubten, brachen unvorsichtig und nicht in bester Ordnung zur Verfolgung mit Siegesgeschrei hervor. Kaum aber befanden sie sich außer dem Bereich ihrer schützenden Batterien, als Oberst v. Lüdritz sich mit den Boninschen Dragonern auf sie stürzte und nach einem schrecklichen Blutbade gegen den großen Graben und Kesselsdorf zurück trieb. Inzwischen hatten die preußischen Husaren die sächsischen leichten Truppen überwältigt und eine Reitermasse, aus Husaren, Dragonern und Kürassieren bestehend, sich in das verlassene Kesselsdorf geworfen. Zugleich ergriff das preußische Fußvolk von neuem die Offensive, nahm bei der herrschenden Verwirrung die Frontebatterien fast ohne Widerstand, richtete diese Geschütze gegen die österreichischen und sächsischen Bataillone und entschied die Niederlage dieser von allen Seiten angefallenen Kerntruppen. Der Verlust des linken Flügels war vollständig und nach der Durchbrechung der Linie half auch die tapferste Vertheidigung der Stellungen bei Zölmen und Pennerich nichts. Noch hätte die sächsische Reiterei des rechten Flügels eine andere Wendung hervorbringen können, aber ihre Anführer versäumten

den günstigen Zeitpunkt. An Mannhaftigkeit hatte es den Sachsen nicht gefehlt; über 6000 dieser Tapfern bedeckten todt oder verwundet den Wahlplatz, allein die Anordnungen waren äußerst mangelhaft und dadurch kam es, daß an 5000 Mann, 200 Offiziere, 4 Generale und 60 Kanonen den siegenden Preußen in die Hände fielen. Theuer ward der Erfolg erkauft, und die Sieger hatten kaum weniger Todte und Verwundete zu beklagen.

Die Heere des Königs und des Prinzen von Lothringen auf dem jenseitigen Elbufer waren bloße Zuschauer des blutigen Tages, denn so wie der eine oder der andere dieser Feldherren Miene machte, den Seinigen Hülfe zu senden, sah er sich auch sogleich vom Gegner bedroht. Der König aber erhielt am Abend die Nachricht, daß seine Truppen einen vollständigen Sieg errungen und damit das funfzigjährige Dienstjubiläum des alten Dessauers herrlich gefeiert hatten. Seltsam war das Gebet dieses Greises vor der Schlacht gewesen: „Steh mir gnädig bei, lieber Gott," rief er, „oder wenn Du das nicht willst, so hilf wenigstens meinen Feinden nicht, dann will ich schon allein mit ihnen fertig werden und Du kannst zusehen, wie es kommt."

Das pommersche Fußregiment v. Jeetze hatte besonders glorreich gekämpft; alle Offiziere desselben erhielten den Orden pour le mérite mit der Inschrift: Kesselsdorf den 15. Decbr. 1745. Dresden ergab sich; es wurde drei Tage nach der Schlacht besetzt. So eilig war der Abzug der Truppen gewesen, daß man sogar die königlichen Kinder vergessen hatte, die Friedrich sogleich besuchte, sie beruhigte und die Schloßwache unter ihre Befehle stellte. Die gute Mannszucht, die er erhielt, die Unterstützungen, die er an Nothleidende austheilen, der Sold, den er den gefangenen Offizieren bezahlen ließ, söhnten die Bevölkerung mit dem erfahrenen Unglück aus. Konnte sie auch den Sieger nicht lieben, so mußte sie ihn doch hochachten und überdies ging dieser Kriegssturm rasch vorüber, da schon am 25. Decbr. der Dresdner Friede zu Stande kam, der in Betreff Oesterreichs nur eine Erneuerung des



C. Preisel & C. Geyer sc.

Leopold I Fürst v. Anhalt-Dessau.

berliner Friedensschlusses war, in Betreff Sachsens aber noch die Bestimmung enthielt, daß der König-Kurfürst sich verbindlich machte, den Feinden Preußens unter keinen Umständen den Durchgang durch sein Land zu gestatten und eine Million Thaler Kriegssteuer zu bezahlen.

So endete dieser zweite schlesische Krieg, der grade in seiner letzten Episode am glänzendsten und entscheidendsten gewesen war. Kriegsruhm ist ein Zauber, der unwiderstehlich auf die Massen wirkt:

Der Name Friedrichs lebt' in aller Munde
Und drang in alle Herzen ein;
Die Fürsten waren wider ihn im Bunde,
Allein die Völker waren sein.

Die Zeit bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges.

Mit welcher Begeisterung wurde der ruhmgekrönte königliche Feldherr in seiner Hauptstadt empfangen! Ganz Berlin zog ihm freudestrahlend und mit Jubelruf entgegen; am Abend strahlte die Stadt im Glanze eines Lichtmeeres und der Volkswitz ließ in Verspottung der Feinde seiner Laune den Zügel schießen: die Ahnherren der Gelehrten des Kladderadatsch trieben ihr Spiel. Friedrich aber entzog sich bald der geräuschvollen Menge; während alles um ihn her stürmische Freude war, bebte Wehmuth in seiner Brust. In einer abgelegenen Seitengasse schmachtete ein Leidender, der ihm theuer war. Hatte sein Herz doch schon so viel Verluste erlitten; auch sein Jugendfreund Keyserlingk war im August dahin geschieden und nun drohte ihm du Han's Tod. Zu Fuß schlich sich der König an sein Bett und erhabener als bei Hohenfriedberg und Sorr erscheint hier der Charakter des Monarchen, der sich aller Größe entkleidet, und nur Worte der Liebe und des Trostes für den Lehrer seiner Jugend hat. Wie mancher Lehrer,

wenn er sich des innigen, zärtlichen Verhältnisses erinnert, das zwischen du Han und dem Könige bestand, mag bei sich denken: ach, ich habe wohl mehr als einen Schüler gehabt, ich habe hunderte für das Leben gebildet, aber sie alle sind von mir gegangen, ohne meiner weiter zu gedenken. An mein Krankenlager, an mein Sterbebett wird sich keiner verirren, um mir zur letzten Danksagung die Hand zu drücken und die müden Augen zu schließen. Wohl dem Manne, der ein Herz, wie das des großen Königs und alle Wärme und Treue darin, durch die auf seine Erziehung verwendete Mühe für sich gewonnen hat.

Der elfjährige Zeitraum, welcher dem Könige zu friedlicher Thätigkeit blieb, erschlaffte ihn nicht einen Augenblick und nichts änderte sich in der militärischen Pünktlichkeit, womit er seine Zeit eintheilte. Er liebte den Schlaf, und es kostete ihm Mühe, früh aufzustehen, dennoch bedrohte er seine Leute mit Strafe, wenn sie ihn nicht um vier Uhr des Morgens weckten und nicht abließen, bis er munter ward. Nur wenn er Feste oder anderer ungewöhnlichen Vorkommenheiten wegen, spät zu Bett gegangen war, stand er auch etwas später auf, riß sich dagegen aber auch zeitiger empor, so oft es die Umstände erheischten. Er kleidete sich sogleich vollständig an, wozu äußerst wenig Zeit erforderlich war; Pantoffeln und Schlafrock blieben ihm unbekannte Dinge; ein einfacher Rock diente zu seiner gewöhnlichen Bekleidung.

Sobald sein Anzug vollendet war, brachte ihm ein Page den Korb mit den eingelaufenen Briefen; der König prüfte erst die Siegel, ob sie nicht geöffnet worden seien, warf auch wohl Briefe, deren Pettschaft oder Wappen ihm zu oft vorkam und wohinter jederzeit ungehörige Ansprüche verborgen gewesen waren, ungelesen ins Feuer. Die geöffneten Briefe durchflog sein Auge schnell. Wollte er eine Bitte gewähren, bog er das Blatt nach innen, wollte er sie versagen, nach außen ein. Wozu mehr Ueberlegung oder Berichtserstattung erforderlich war, wurde der Brief nach beiden Seiten eingekniffen, diejenigen Schreiben aber, welche der

König persönlich beantworten wollte, blieben ohne Falte. So bildeten sich also vier Stöße, die um 8 Uhr geordnet waren, zu welcher Zeit einer der vier Kabinetssekretäre, gewöhnlich der beliebteste und daher der Erste genannt, eintrat, während die drei andern im Vorzimmer warteten. Jener überlas die ihm zugestellten Briefe, erstattete, während der König sein Frühstück genoß, darüber einen kurzen Bericht, worauf eben so lakonische zuweilen wohlwollende, zuweilen spitzige Entscheidungen folgten, die mit Bleistift rasch angemerkt wurden. Hierauf theilten die vier Sekretäre sich in die Arbeit und gingen schleunig ans Werk, denn um vier Uhr Nachmittags mußten alle Ausfertigungen dem Monarchen wieder vorgelegt werden. Nie blieb diesen Männern Zeit zum Mittagbrod, höchstens konnten sie einige Tassen Suppe verschlucken, zumal ihnen nicht gestattet war, sich einer fremden Beihülfe zu bedienen. Nur nachdem der König die Unterschriften vollzogen hatte, nahmen einige Expedienten am Falzen und Siegeln Theil, die Aufschriften mußten aber wieder von der Hand der Sekretäre gefertigt werden, weil Niemand als sie erfahren sollte, an wen der König schrieb. Unmittelbar darauf wurden die Bescheide an die Empfänger befördert. Bei dieser täglich wiederkehrenden Pünktlichkeit hatten Friedrichs Sekretäre ein höchst gebundenes Leben, dagegen besaßen sie schöne Wohnungen, Gärten und einen reichlichen Gehalt.

Sobald am Morgen der vortragende Sekretär entlassen war, erschien der diensthabende Adjutant, der die Befehle in Militärsachen — Truppenverpflegung, Beförderung, Uebungen ꝛc. — empfing und sich gleichfalls mit einem tüchtigen Pack Arbeit entfernte. Gegen 10 Uhr früh fand sich der König häufig bei den Uebungen der Garde oder der andern Besatzungstruppen von Potsdam ein. Oft widmete er aber diese Stunden der Lectüre, literarischen Arbeiten, seinen poetischen Ergüssen, der Privatkorrespondenz oder Audienzen. Mit einem Buche in der Hand, das Windspiel ihm voranspringend, wandelte er im Garten von Sanssouci umher

und bei dieser Gelegenheit geschah es, daß mancher sich ihm nähern durfte, oder er Besucher der Gärten selbst anredete. Erst in spätern Jahren, wo er die Einsamkeit liebte, blieb der Zutritt zu diesem Garten Fremden verschlossen.

Punkt zwölf Uhr wurde gespeist. Die Tischgesellschaft war nicht zahlreich, aber gewählt. Fürstliche Personen fanden sich öfter zum Besuch ein; Militärs, hohe Beamte, Hofleute und Gelehrte erhielten, wenn sie in Potsdam wohnten, erst zwei Stunden vorher die Einladung. Das Mittagsmahl war seine Erholung, das Essen gut, aber so stark gewürzt, daß selbst ein Franzose bemerkte: diese Pasteten wären in der Hölle gebacken. Die Weine wurden ausschließlich aus Frankreich bezogen. Den Champagner trank Friedrich mit Wasser gemischt und nannte ihn so das gesündeste Getränk. Bei Tafel war er mittheilsam, gesprächig, und zog ihn die Unterhaltung an und gestattete es seine Zeit, so behielt er die Tischgesellschaft bis um drei Uhr bei sich; andern Falls war nach einer Stunde die Sache beendet. Daß eine übermäßige Ueppigkeit geherrscht hätte, wird Niemand glauben, wenn er erfährt, daß der König anfänglich für jede Schüssel, die auf seine Tafel kam, an seine Küche einen Thaler bezahlte, diesen Preis aber später auf 20, 16, endlich auf 12 Groschen herab setzte. Holz, Butter und Wildpret wurden jedoch außerdem in die Küche geliefert. Eben so erfolgte für Weine, Likôre, Thee, Kaffee, Chocolade, Zucker und Confekt eine besondere Vergütung. Obst liebte der König sehr und bezahlte die Gärtner, welche schöne und seltene Früchte, zumal in Fruchthäusern zogen und zu ungewöhnlicher Jahreszeit lieferten, mit großer Freigebigkeit. Dadurch wurde zugleich der Obstbau gehoben, der sich von Potsdam nach Berlin und über den ganzen Staat verbreitete.

Waren Nachmittags die Kabinetssekretäre abgefertigt, so wurden Berathungen mit den Ministern gepflogen; dann begann ein Conzert, wobei Friedrich die Flöte blies, und hierauf beschäftigte er sich, wenn das Wetter ungünstig war oder die Lust ihn

dazu antrieb, wieder wie am Morgen mit Büchern oder diktirte Privatbriefe an Freunde, Gelehrte und Künstler; war aber der Tag schön, so ging er spazieren und hatte dabei gewöhnlich einige Begleiter, die, wenn sie nicht gewandt in der Entgegnung waren, oft viel von seinem scharfen Witz und seinen Neckereien zu leiden hatten. Um 10 Uhr wurde das Abendbrod aufgetragen, an dem der König erst nach dem siebenjährigen Kriege keinen Theil mehr nahm. Lange hielt er sich dabei nie auf, sondern suchte die Ruhe, die ohnehin nur etwa sechs Stunden dauerte.

Durch diese genaue und regelmäßige Benutzung der Zeit, durch diese scharfen Geistesblitze, womit er selbst verwickelte Angelegenheiten im Augenblick durchdrang und klar beleuchtete, ward es dem Könige nicht allein möglich, die großen Fragen der innern Verwaltung und der äußern Politik einer schnellen Lösung entgegen zu führen, sondern sich selbst mit untergeordneten Gegenständen und den Privatanliegen, welche seine Unterthanen zahlreich an ihn richteten, zu beschäftigen und massenhaft zu erledigen. Wer sich an den König wendete, durfte gewiß sein, daß sein Gesuch in diese hohen Hände gelangte und von dem Monarchen selbst entschieden ward. Das erweckte Zuversicht, Liebe und Vertrauen und schob der Willkür der untern Regierungsorgane einen festen Riegel vor. Kein Beamter wagte eine That, die ihm schwere Folgen zuziehen konnte, wenn sie an höchster Stelle bekannt und dort gemißbilligt wurde. Freilich wurde Friedrich oft durch die seltsamsten Anträge behelligt, anstatt aber darüber ungeduldig zu werden, nahm er nur Veranlassung daraus, seiner Laune ein Fest zu bereiten und die Thoren zu beschämen. So schrieb einst der Magistrat einer kleinen Stadt aus Oberschlesien an ihn:

„Wir haben einen Frevler in unserer Mitte, der Gott, den König und *sogar einen wohllöblichen Magistrat* gelästert hat, und wir glauben daher unter Beifügung der Akten die

Entscheidung der Sache Ew. Königl. Majestät unmittelbar anheim stellen zu müssen."

Des Königs heiterer Bescheid lautete:

„Daß der Mann Gott gelästert hat, das möge ihm Gott verzeihen; daß er Mich lästerte, verzeihe Ich ihm; daß er aber sogar einen Wohllöblichen Magistrat gelästert hat, dafür soll er auf eine halbe Stunde nach Spandau gebracht und — versteht sich, auf Kosten des Magistrats — hin- und zurück transportirt werden."

In wenigen Stunden täglich machte der große König mehr Geschäfte ab, als ganze Collegien in Monaten und gewann dabei noch immer einen großen Theil des Tages für sich, um Körper und Geist zu erfrischen, jugendlich zu erhalten und die Welt durch seine Werke zu belehren, wie durch seine Dichtungen zu erheitern. Ich will nur ein einziges Gedicht, worin er die Genüsse jedes Lebensalters schildert, hier anführen:

La nature abondante et prodigue en ses dons
Nous en a dispensé pour tous les saisons.
Au printemps de nos jours, heureux temps d'innocence,
La joie est dans les pieds: on saute, on court, on danse.
Bientôt le paisir monte et les adolescens
Au centre, dans le coeur, ont le siége des sens.
Au midi de nos jours ce feu s'élève aux têtes,
Le gain, l'ambition y causent des tèmpetes,
Et quand l'hiver des ans amortit notre ardeur,
La raison nous enchante et fait notre bonheur.
Ainsi par une loi constante, irrevocable
La nature a vouli, que tout fût variable;
Tout ce que nait, s'accroit, semine et se detruit,
Le plus beau jour se voit succedé par la nuit.

Ein Witzwort mischte sich oft den ernsten Gedanken bei und einen wohlgetroffenen Scherz darf man dem Spötter nicht übel nehmen.

In nichts machte der König großen Aufwand. Mochte er sich in Berlin oder Potsdam aufhalten, so war die für ihn be-

stimmte Wohnung beschränkt, das Geräth alt und einfach, der Ueberzug der Stühle und Sophas von den Windspielen zerrissen, auch der Marstall nicht reich besetzt; höchstens sechs Gespanne und etwa zwanzig Reitpferde waren darin zu finden, während die kaiserlichen Ställe in Paris gegenwärtig über 800 Pferde enthalten. Eine Liebhaberei bestand in Schnupftabacksdosen, deren Friedrich an 1500 und zum Theil sehr werthvolle besessen haben soll. Dagegen war die Garderobe auf einige Uniformen, etwa zwei farbige Röcke und ein Paar Sammetkleider, das Uebrige in gleichem Verhältniß, beschränkt. Sechs Hemden wurden jährlich erneuert. Seine Feldequipage nahm wenigen Raum ein.

Zu den Schwächen des Monarchen gehörte seine ungemeine Vorliebe für die schönen Windspiele, die er beständig um sich hatte. Er duldete von ihnen allen Unfug, selbst wenn sie auf seinen Arbeitstisch sprangen, und nahm es sehr übel, wenn Jemand zufällig eines dieser Thiere trat. Als sein Leibarzt Gothenius sich weigerte, einem kranken Hunde ärztlichen Beistand zu leisten, wurde er entlassen. Ueberdies nährte Friedrich das Vorurtheil, denjenigen üble Gesinnungen gegen ihn selbst beizumessen, welche von den Hunden scheel angesehen wurden, indem er behauptete, daß diesen Thieren ein Instinkt beiwohne, der es ihnen anzeige, ob jemand ihren Herrn liebe oder hasse. Eines dieser Windspiele war bei ihm, als er sich einst, von österreichischen Husaren verfolgt, unter eine Brücke verbarg. Das sonst äußerst kläffige Thier schien die Gefahr des Augenblicks zu begreifen, schmiegte sich an seinen Herrn und gab keinen Laut von sich. Dieses gleichsam verständige Betragen machte dem Könige seinen Liebling noch theurer; als der Hund endlich starb, ließ er ihn im Garten von Sanssouci begraben und ihm ein marmornes Denkmal setzen.

Die Hoffeste trugen dasselbe Gepräge der Einfachheit, welche das ganze Leben des Königs bezeichnet. Am Geburtstage seiner Gemahlin verfehlte er nie, sich in Schuhen und Strümpfen bei

ihr einzufinden, verweilte aber nur eine halbe Stunde, worauf erst Conzert, Ball und Souper folgten. Den Geburtstag des Königs feierte regelmäßig sein Bruder, Prinz Heinrich mit einem Maskenball. Ueber die Scherze, die dabei vorfielen, sind noch heut eine Menge Anekdoten im Umlauf. Weniger Aufsehen erregten die Geburtstage der übrigen Glieder der k. Familie und einige Courtage bei der Königin. Den Karneval zeichneten gewöhnlich zwei Opern und zwei Redouten aus und erstere waren genußreich, denn der König, Freund des Gesanges und der Musik, sparte nicht, wenn es galt vorzügliche Sänger und Sängerinnen zu gewinnen. Nur bei besondern Veranlassungen, so bei vornehmen Besuchen entfaltete Friedrichs Hof zuweilen eine Pracht, die dem Glanze des mächtigen Fürsten entsprach.

Obgleich Friedrich am liebsten mit ausgezeichneten Militärs und Gelehrten verkehrte, so behandelte er doch große Staatsmänner, wie z. B. die Minister Grafen v. Podewils und Schlaberndorf, den Kanzler v. Cocceji, später v. Carmer und andere mit großer Achtung. Zu seinen militärischen Umgebungen gehörten damals die schon mehrmals genannten Herren v. Kalkstein und v. Buddenbrock; der nachmalige Marschall v. Kleist, General Stille, Gouverneur der Prinzen Heinrich und Ferdinand, Oberst Lentulus und andere. Als gelehrten Genossen finden wir in jenen Tagen besonders Jean Bapt. de Boyer, Marquis d'Argens, in seiner Nähe, einen unterrichteten witzigen Kopf, den Friedrich 1744 zu sich berufen und als Kammerherrn und Director der Akademie angestellt hatte.

Zu den wunderlichen Gestalten am Hofe gehörte ein Abbé Bastiani, ein italienischer Mönch, den die Werber Friedrich Wilhelms I., seiner kolossalen Gestalt wegen, aus Graubündten fast vom Altare weg und nach Berlin geschleppt hatten, wo er die Kutte mit der Uniform vertauschen mußte. Friedrich erfuhr das seltsame Abenteuer, gab ihn nach seiner Thronbesteigung frei und schenkte ihm ein Canonicat in Breslau. Bastiani blieb aber am

Hofe, und obgleich der König ihn als schlau, falsch und ränkesüchtig kennen lernte, so mochte er ihn doch nicht entbehren, da er immer ein Bonmot zur Hand hatte. Als ihn der König, der ihn beständig mit Neckereien verfolgte, einst durch die Frage in die Enge trieb: „Was würden Sie sagen, Bastiani, wenn Sie Pabst würden und ich, der Ketzer, bei dem es Ihnen doch recht behaglich geworden ist, käme nach Rom und bäte Ew. Heiligkeit um Ihren Segen?" „Sire," versetzte Bastiani, „ich würde sagen: O großer Adler, beschütze mich mit Deinen Flügeln, aber verschone mich mit Deinem Schnabel!"

Nicht besser war es um den durch seine hinterlassenen Memoiren bekannten Baron Pöllnitz beschaffen, der schon den beiden früheren Königen gedient hatte, Erfahrung und Geist, aber keinen achtbaren Charakter besaß. Als Protestant geboren, war er in Frankreich Katholik geworden, kehrte aber in Berlin zu der Kirche seiner Jugend zurück. Schon deshalb konnte ihn Friedrich nicht leiden und stellte ihn einst auf eine gefährliche Probe. Pöllnitz, beständig in Geldverlegenheiten, bat den König um Hülfe. „Ja, wie soll ich Ihnen bei meinen erschöpften Kassen helfen," rief der König; „wären Sie noch Katholik, ich könnte Ihnen eine eben offenstehende Pfründe verleihen; Sie haben sich aber einer armen Religion zugewendet, Sie müssen das Loos derselben theilen." Der bethörte Mann trat auf der Stelle zur katholischen Kirche über und zeigte dies dem Könige mit der Bitte um die Pfründe an. „Wie Schade," gab Friedrich zur Antwort, „daß ich Ihren frommen Eifer nicht belohnen kann, die Pfründe ist vergeben; aber mir fällt ein, ich habe eine Rabbinerstelle zu besetzen, und wenn Sie Jude werden wollen, so soll Ihnen diese nicht entgehen."

Der Getäuschte verschluckte die Pille, mußte aber, da ihn Friedrich verachtete, noch manche einstecken. „Ich kann nicht mehr nach Hofe kommen, wenn Ew. Maj. sich meiner Noth nicht erbarmen," sagte er bei einer andern Gelegenheit, „selbst meine

Pferde verhungern, sie schleppen mich nicht mehr fort." Am andern Morgen lag vor seiner Thür ein großer Haufen Heu nebst einigen Säcken Hafer. Endlich hoffte er des Königs Herz zu rühren, indem er an ihn schrieb: „Sire, ich liege auf den Tod, aber mir fehlt es sogar an dem Nöthigen, um Charons Barke zu besteigen." Friedrich, der gleich erfuhr, daß diese Krankheit eine Spiegelfechterei war, antwortete ihm: „Ich habe Sie viel zu lieb, um Ihnen auch nur einen Obolus zu dieser verwünschten Reise zu geben; bleiben Sie lieber bei uns."

Solche Züge erregen nicht blos die Lachlust; sie sind auch lehrreich. Friedrich wußte sehr wohl, daß es unmöglich sei, einen Hofstaat von lauter vortrefflichen Menschen um sich zu versammeln. Während aber an andern Höfen leichtfertige, ränkesüchtige Personen Gunstbezeigungen erschleichen und das Mark des Landes aussaugen, ernteten sie in Potsdam nur Spöttereien und dienten dazu, die allgemeine Heiterkeit zu befördern, da es nie an Stoff gebrach, über sie zu lachen.

Im Jahr 1746 ließ der französische Hof anfragen, ob Friedrich die Hand der Prinzessin Amalie dem Dauphin zu geben bereit sein würde. Dieser hatte schon früher die Werbung des Großfürsten Peter um die Hand dieser Prinzessin abgelehnt, weil er den verlangten Uebertritt derselben zur griechischen Kirche nicht billigen konnte. Aus demselben Grunde des Religionswechsels verweigerte er auch jetzt seine Einwilligung. Diese Prinzessin, auf die ich später vielleicht noch zu sprechen komme, ist unvermählt geblieben und als Aebtissin des evangelischen Stiftes Quedlinburg gestorben. Gewiß wäre es staatsklug gewesen, die eine oder andere dieser Verbindungen zu knüpfen: der edle Beweggrund, aus dem Friedrich auf diese Vortheile verzichtete, scheint aber ganz von denen übersehen zu werden, welche den König beständig der Religionslosigkeit anklagen. Sein Glaube hatte freilich mit Verfolgungssucht und heftigem Eifer nichts gemein, wenn man aber auf solche Entschlüsse aufmerksam wird und ihn überhaupt nach

den Früchten beurtheilt, welche die verketzerte „Religion von Brandenburg" getragen hat, so muß man denjenigen, die den großen Todten verunglimpfen, zurufen: erst gehet hin und thut desgleichen, dann rühmt euch eurer Glaubenstreue und eures Christenthums.

Während der Friedensjahre streute Friedrich ein Füllhorn mannigfachen Segens über seine Länder aus. Seine Verwaltung blieb mild und wohlwollend und Augenblicke der Strenge und der Heftigkeit gingen wie plötzlich aufgestiegene Gewitterwolken rasch vorüber. Immer war er zum Verzeihen geneigt; nie schärfte er richterliche Strafen, aber Ermäßigung derselben ließ seine Gnade oft eintreten. Er schaffte die Todesstrafe nicht ab, doch bestätigte er nur selten und nur in den dringendsten Fällen Todesurtheile, ohne daß darunter die öffentliche Sicherheit litt. Der bessere Nahrungsstand der unteren Volksklassen, die Einsichten, welche die Schulen verbreiteten, hielten von Verbrechen zurück; auch artete die königliche Milde nie in Schwäche aus und die gute Handhabung von Justiz und Polizei wirkten nicht minder dem Bösen entgegen.

Die Arbeiten an den Oderdämmen und die Entwässerung der Brüche schufen gleichsam neue Provinzen; durch den plauenschen Kanal verband er 1745 die Elbe mit der Havel und in demselben Jahre durch den Finowkanal die Havel mit der Oder, also Nord- und Ostsee — Hamburg und Breslau. Der Swinekanal gab im folgenden Jahre Veranlassung zur Gründung der seitdem so blühend gewordenen Stadt Swinemünde und zur Hebung des Handels von Stettin. Der 1753 beendete Oderkanal und die damit angelegten Deiche sicherten die Oderbrüche vor Ueberschwemmung. Mit der Urbarmachung bewaldeter Brüche wurde 1746 begonnen und innerhalb zehn Jahre blühten auf denselben 280 Dörfer. In dem zum Freihafen erklärten Emden wurde eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft errichtet. Aus Ruhla und Schmalkalden zog der König Eisenarbeiter nach Neu-

stadt=Elberswalde, um die Eisenfabrikation dorthin zu verpflanzen; für Papier, Stickereien, Zuckersiederei entstanden Fabriken in Berlin und Potsdam; das Berg= und Hüttenwesen, der Steinkohlenbau kamen in Aufnahme. Die Landwirthschaft war der unausgesetzte Gegenstand der königlichen Sorge. Obstzucht, der Anbau der Farbekräuter, eben so der Futterkräuter, des Rübsamens wurden durch viele Verordnungen und Begünstigungen gefördert und der Anbau der Kartoffeln sogar mit Gewalt erzwungen. Die Thoren warfen anfänglich die erzeugten Früchte im Unmuth weg, fütterten später das Vieh damit, fanden aber zuletzt diesen Nahrungsstoff so schmackhaft, daß es nun keiner Befehle mehr bedurfte, und weit größere Flächen, als das Gesetz vorschrieb, für Kartoffeläcker verwendet wurden. Nach allen Seiten hin geschah so vieles, das sich am besten in dem Ergebniß zusammenfassen läßt, daß die Volkszahl der Monarchie sich bis zum Jahre 1756 auf fünf Millionen Seelen vermehrte und die Staatseinkünfte, Schlesien ungerechnet, um $1\frac{1}{4}$ Millionen Thlr. wuchsen. Unablässig drang der König auf die Verbesserung der Rechtspflege und die erfolgreichen Bestrebungen seines Kanzlers v. Cocceji, der jene gefährliche moralische oder vielmehr unmoralische Person, die unter dem Namen „des alten Schlendrian" bekannt ist, rüstig bekämpfte, erwarben ihm die dankbarste Anerkennung seines Monarchen. Dabei versäumte der König das Schöne nicht. Der Grundstein zum Bau von Sanssouci, woran der König durch den Krieg gehindert worden war, wurde am 14. April 1745 gelegt; die Gartenanlagen besorgte der Hofgärtner Krutisch; den Namen erhielt der Bau im folgenden Jahre, wo an der Gartenseite mit goldenen Buchstaben das Wort „Sanssouci" prangte. Am 1. Mai 1747 wurde das Gebäude, der Wohnsitz des Philosophen von Sanssouci, bereits bezogen und durch ein Fest eingeweiht. Dem Studirzimmer dieses denkwürdigen Bauwerks gegenüber befand sich die Königsgruft, die 1749 mit einer ruhenden, von Adam gemeiselten Flora aus Marmor geschmückt ward.

den heilsamen Blick auf sein Grab, dem eigentlich das Wort „Sorgenfrei" galt, den Endpunkt irdischer Größe wollte Friedrich nie aus den Augen verlieren, knüpfte daran aber die Vorstellung unvergänglicher Blüthe. Der Erweiterung der Gartenanlagen stand eine Mühle im Wege, die der König dem Besitzer weit über ihren Werth abkaufen wollte. Es war ein Erbstück, das lange von Vater auf Sohn übertragen worden war und woran sich Familienerinnerungen knüpften; der Eigenthümer weigerte daher die Abtretung. Aergerlich rief Friedrich: „weiß er nicht, daß ich ihm seine Mühle nehmen kann?" „Ja, wenn das Kammergericht in Berlin nicht wäre," gab der Müller zur Antwort, und dieses Vertrauen auf die von ihm geschaffene Rechtspflege freute den König mehr, als der Umfang und die Schönheit seiner Anlagen.

„Dem verwundeten aber unbesiegten Krieger" weihte der Held am 15. Nov. 1748 das Asyl, in das sogleich 13 Offiziere und 600 Invalide mit Weibern und Kindern aufgenommen wurden. Die schadhaft gewordene Domkirche auf dem Schloßplatze in Berlin mußte abgetragen werden und Boumann, der Erbauer von Sanssouci, führte hier den am 6. Sept. 1750 dem Gottesdienst übergebenen schönen Neubau auf. Zum Bau der katholischen Hedwigskirche gab der König den Platz unentgeltlich, eben so einen Theil der Baustoffe, und Pabst und Kardinäle richteten dafür ein Danksagungsschreiben an den duldsamen Fürsten. In Rom kaufte er Werke der Bildhauerkunst und Antiken; die Kunstakademie in Berlin hatte sich aber im Ganzen der königlichen Fürsorge weniger als die Akademie der Wissenschaften zu erfreuen. Maupertuis stellte diese Anstalt, die Männer wie Euler, Lambert, Sulzer, Merian, Beausobre, Markgraf, Gleditsch, Meckel, de la Grange, Castillon, Bernouilli, Bode, Achard, Beguelin, Formey, d'Argens, Toussaint und andere in ihren Schooß aufnahm, im Geiste Leibnitzens wieder her und erhob sie zur ersten wissenschaftlichen Anstalt in Deutschland.

Ohne das Verdienst irgend zu übersehen, begünstigte der König dennoch den Adel auffallend. Er that es, weil dieser Stand ihm im Kriege die wichtigsten Dienste leistete und größere Mittel besaß, sich Ausbildung, die damals nicht so leicht, wie heut, zu gewinnen war, zu verschaffen. Seinen innern Grundsätzen nach erkannte er Vorrechte der Geburt nicht an; Jordan, den ihm innig Befreundeten, Wolff und andere Männer, die er schätzte, hat er nie geadelt, aber im Staatsinteresse seiner Zeit hielt er es angemessen, dem Adel eine bevorzugte Stellung zu gewähren oder zu belassen.

Wen Friedrich liebte, von dem riß er sich nur mit Schmerz ab. So geschah es mit Voltaire, den er 1750 zu sich rief, allein in seiner Nähe nicht die gewünschte Befriedigung fand. Der Geiz, die unedeln Mittel, wodurch er ihn befriedigte, der Uebermuth, womit er auf alle Männer der Wissenschaft neben sich herabblickte, die Anmaßung, die er sich selbst seinem königlichen und nur allzu freundlichen Gönner gegenüber erlaubte, störten dieses Beisammenleben bald. Der König hatte ihm den Orden pour le mérite verliehen; als aber Voltaire, dem Friedrich seine Gedichte zur Durchsicht übergab, die freche Aeußerung that, „er müsse des Königs schmutzige Wäsche waschen", ließ er ihm denselben wieder abfordern. Voltaire begleitete den rückgesandten Orden mit folgenden Versen:

Je la reçus avec tendresse,
Et je la rends avec douleur,
Comme un amant dans son ardeur
Rend le portrait de sa maitresse.

Dieses Couplet gefiel dem Könige so sehr, daß er alle erfahrenen Kränkungen vergaß und ihm den Orden mit freundlichen Worten wieder zustellte. Allein der Riß war unheilbar geworden, Voltaire verließ Berlin, schmähte den König noch aus der Ferne, da er aber die Gedichte desselben, eben die, welche ihm zur Durchsicht anvertraut worden waren, mit sich genommen

hatte, ließ ihn Friedrich in Frankfurt verhaften und ihm den Raub abnehmen. Man hätte glauben sollen, daß nach solchen Vorgängen das Band auf ewig zerrissen worden wäre, aber neue Geisteserzeugnisse des berühmten Mannes gefielen dem Könige doch wieder in dem Grade, daß er äußerte: „Sein Herz taugt nichts und seine Nähe ist störend, aber sein Kopf bleibt doch gut.“ Was an einem Menschen wirklich schätzenswerth war, verlor in Friedrichs Augen selbst dann seinen Werth nicht, wenn es durch Fehler und Mängel anderer Art entstellt wurde. Von erbarmungsloser Verfolgung eines Gegners hatte er keine Vorstellung.

Sorgen anderer Art, als solche persönliche Zerwürfnisse, beschäftigten den großen Geist. Er sah, wie der von ihm geschaffene Staat und die Blüthe desselben den Neid der Nachbarn erregte. Wird Preußen noch heut als der Emporkömmling unter den Großmächten betrachtet, so war es damals weit mehr der Fall und neue Stürme ließen sich erwarten. Die Wehrkraft mußte mithin nicht blos erhalten, sondern verstärkt werden. Die Vermehrung der Truppen, ihre tüchtige Durchbildung, ihre Uebung in großen Feldmanövern, alle diese Vorkehrungen, um einen neu ausbrechenden Krieg mit Erfolg zu führen, wurden mit Nachdruck betrieben, und daß es in der Weise geschah, die zum Ziele führte, hat die Zukunft bewiesen. Damit es dem Heere nicht an bewährten Führern fehle, versöhnte er den Marschall v. Schwerin und nahm den Schottländer Jakob Keith, einen Anhänger der Stuarts, in seinen Dienst, dem er gleich den Marschallsstab in die Hand gab. Keith besaß nicht blos militärische Fähigkeiten, sondern zugleich einen höchst gebildeten Geist, und der König fühlte sich zu ihm sehr hingezogen. Sein älterer Bruder, Erbmarschall von Schottland und daher gewöhnlich Lord Marshall genannt, folgte ihm später nach.

Jährlich bereiste der König seine Provinzen, um sich zu überzeugen, ob seine Anordnungen auch überall befolgt worden und in das Leben getreten seien. Wohin er kam, ließ er Spuren sei-

ner Vorsorge hinter sich. Leere Baustellen in den Städten wurden mit den sogenannten „Königlichen Häusern" besetzt, die der Monarch an erfahrene und brauchbare Handwerker verschenkte oder für geringen Preis überließ. So wie in Berlin und Potsdam ganze neue Straßen entstanden, so giebt es auch, namentlich in Schlesien, wo der dreißigjährige Krieg noch vieles wüst gelassen hatte, kaum eine Stadt, welche nicht auf solche Weise eine Vermehrung der Wohnstätten erfuhr und mir selbst sind mehrere „Friedrichsgassen" bekannt, die ihren Namen von dem Begründer derselben tragen. Viel Anderes geschah bei solchen Gelegenheiten und nie fehlte es an genauen Nachforschungen, auf die alle Beamten und Behörden gefaßt sein mußten. Das war beim Civil, wie beim Militär der Fall. Der Hauptmann sollte mit allen Verhältnissen seiner Compagnie wie mit denen seiner Familie vertraut sein, und Friedrich richtete in dieser Hinsicht oft scharfe Fragen an sie. Bei einem solchen Examen sagte er zu einem Hauptmann: wie viel Lutheraner hat Er in seiner Compagnie? Der Offizier hatte sich um den Glauben seiner Soldaten nie bekümmert, wagte aber nicht, das zu gestehen, sondern antwortete auf gut Glück: 65. Wie viel Reformirte? 36. Wie viel Katholiken? 47. Das sind ja nur 148, sprach der König, und ich zähle hier 152 Mann, was glauben denn die andern vier? Majestät, versetzte der Hauptmann rasch entschlossen, die Kerle glauben gar nichts. Der König lächelte; er merkte wohl, daß die ganzen Angaben faule Fische waren, aber die Geistesgegenwart des Hauptmanns gefiel ihm doch. „Nun so suche Er diese Heiden zu bekehren", erwiederte er, „damit ich, wenn ich wieder komme, Besseres über sie höre."

Im Jahr 1752 benützte er seine Besuche der westphälischen Provinzen zu einem Ausfluge nach Holland und meldete sich als einfacher Privatmann in dem Hause des Kaufmann Bramkamp, um die werthvolle Gemäldesammlung desselben zu besichtigen. Die Frau verlangte von dem Fremden, daß er die Schuhe vor der

Thür ausziehen sollte, und Friedrich fügte sich dieser in Holland bräuchlichen Anordnung. Wie erschrak aber Bramkamp, der den König kannte, als er herbei kam und den hohen Gast in solcher Lage antraf. „Warum haben sich Ew. Majestät nicht zu erkennen gegeben?“ sagte er. „Ich weiß nicht, ob mich das vor dem Ceremoniel geschützt hätte,“ entgegnete Friedrich. „O gewiß,“ versetzte der Kaufmann und rief seine Frau, um Abbitte für diese in Unwissenheit begangene Betise zu leisten. Die aber sagte: „Ziehe ich doch selbst meine Schuhe aus, obgleich die Zimmer mir gehören; warum sollte es ein Anderer nicht thun und wenn er selbst ein König ist.“ „Da haben Sie's,“ rief lachend der König, „Sie sehen, daß ich nur durch mein Incognito dem Könige von Preußen eine Demüthigung ersparen konnte.“

Nach Beendigung des zweiten schlesischen Krieges hatten die Waffen noch nicht geruht; erst am 30. April 1748 wurden zu Aachen die Präliminarien, am 18. Oct. die endgültigen Friedensschlüsse unterzeichnet, wodurch Maria Theresia an den Infanten Philipp von Spanien Parma, an Sardinien einige Gebietstheile von Mailand abtrat, dagegen die Anerkennung des Besitzes aller ihrer übrigen Staaten — versteht sich mit Ausnahme von Schlesien und Glatz — erhielt. Grade auf diese letztern Provinzen hielt aber die Kaiserin ihr Augenmerk gerichtet.

Kaum sechs Monate nach dem Dresdner Frieden war zwischen Oesterreich und Rußland am 22. Mai 1746 ein Schutzbündniß zu Stande gekommen, das im vierten der sechs Geheimartikel die Bestimmung erhielt, unter gewissen Umständen zum Angriff überzugehen. Der geheime Kanzlist Menzel in Dresden, der von Berlin ansehnliche Geldsummen erhielt, theilte dem Könige eine Abschrift dieses Vertrages, so wie aller Depeschen mit, welche der sächsische Hof in dieser Angelegenheit von Wien und Petersburg erhielt und worin König August zum Beitritt eingeladen wurde. Der kaiserliche Minister Graf Kaunitz-Rittberg suchte aber selbst Frankreich, diesen alten und kaum versöhnten Feind Oesterreichs,

in das gemeinsame Interesse gegen Preußen zu ziehen; er ging selbst als Gesandter nach Paris und die Einleitungen, die er dort traf, brachte sein Nachfolger, Graf Staremberg, glücklich zu Stande. Mit innerem Widerstreben entschloß sich Maria Theresia zu einem eigenhändigen Schreiben an die allmächtige Mätresse Ludwigs XV., die Marquise von Pompadour, worin sie dieses übel berüchtigte Frauenzimmer Freundin und Cousine nannte. Die sittenstrenge Kaiserin war innerlich über diese Zumuthung ihrer Minister empört, allein Kaunitz stellte ihr dringend vor, daß Schlesien doch wohl einen Brief werth sei, und besiegte dadurch ihre gerechten Bedenklichkeiten. Die Marquise hatte eines ihrer Werkzeuge, den Abbé de Bernis, an die Spitze der Geschäfte gebracht und, geschmeichelt durch die Sprache der Kaiserin, betrieb sie nun durch diesen unfähigen, aber ränkevollen Staatsmann die Verbindung mit Oesterreich. Auch diese Schritte blieben dem Könige nicht verborgen. In Petersburg hatte er allen Boden verloren, seit der Kanzler Bestuschew, Friedrichs unversöhnlicher Feind, die Kaiserin Elisabeth beherrschte und sie zum Hasse gegen den preußischen Helden aufstachelte, der sich unvorsichtig und spöttisch über den unsittlichen Lebenswandel Elisabeths geäußert und sie dadurch empfindlich beleidigt hatte.

Zum Glück für den König fand eine völlige Umstellung der politischen Verhältnisse statt. Oesterreich konnte nicht füglich zugleich im Bunde mit Frankreich und England, diesen geschworenen Feinden, sein, glaubte auch mancherlei Grund zur Beschwerde gegen den zeitherigen Alliirten zu haben. England aber war bereits wieder in Zwist mit Frankreich wegen der Grenzen von Neuschottland in Amerika, die der Aachener Frieden unbestimmt gelassen hatte. Die Gründung von Halifax war den Franzosen ein Dorn im Auge, sie legten auch ihrer Seits an der Landenge von Neuschottland — oder, wie es früher hieß, Akadien — Befestigungen an, wollten es auch nicht dulden, daß die Engländer sich am Ohio festsetzten und dadurch die Verbindung zwischen

Canada und Luisiana, den beiden französischen Colonien in Nord und Süd, unterbrachen. Dieser Streit beider Mächte, wie die Erkältung zwischen den Höfen von London und Wien benützte Friedrich zu annähernden Schritten an Georg II., die durch die lebhafte Sympathie begünstigt wurden, welche das englische Volk für den großen König empfand. Bei einem Kriege zwischen Frankreich und England waren Georgs II. deutsche Besitzungen, das Kurfürstenthum Hannover, dem Einfalle der Franzosen preis gegeben, ein kriegstüchtiger Bundesgenosse auf dem Festlande daher unerläßlich und in wem anders als in dem siegreichen Friedrich konnte dieser gefunden werden. Ein Bündniß mit England schien überdies Preußen die Neutralität Rußlands zu versprechen, da jene beiden Mächte mit einander in gutem Einvernehmen waren und so kam dasselbe am 16. Januar 1756 in Westminster zu Stande. Beide Theile versprachen sich, den Frieden in Deutschland aufrecht zu halten und sich dem Ein- und Durchzuge fremder Truppen in und durch deutsche Länder zu widersetzen.

Die Nachricht hiervon beförderte den Abschluß des sogenannten Neutralitätsvertrages zwischen Frankreich und Oesterreich zu Versailles am 9. Mai 1756, wodurch letztere Macht sich verbindlich machte, bei dem amerikanischen Grenzstreite theilnamlos zu bleiben, Frankreich dagegen versprach, die Kaiserin bei einem Kriege mit Preußen nicht anzugreifen. Gleichzeitig wurde noch ein Vertheidigungsbund verabredet, dem gemäß beide Mächte sich ihre europäischen Besitzungen verbürgten und sich einen gegenseitigen Beistand mit 24000 Mann zusicherten. Rußland sagte sich unvermuthet von aller Verbindung mit England los und Elisabeth ließ an der preußischen Grenze ein Heer von 50000 Mann zusammenziehen. Lebhafter noch wurde in Oesterreich gerüstet, das in den wenigen Friedensjahren seine Finanzen geordnet, seine Militäreinrichtungen verbessert und verstärkt hatte und in dem Generalfeldmarschall Grafen Daun einen fähigen Heerführer besaß.

Wenn der erste Angriff Friedrichs gegen Oesterreich mit zweifelhaftem Rechte erfolgte, so müssen dagegen die erneuerten Versuche, dem Könige seine Eroberungen, die ihm zwei Friedensschlüsse verbürgten, wieder zu entreißen, als eine unberechtigte Störung des europäischen Friedens erscheinen. Friedrich, von zwei Seiten her gefährlich bedroht und auf seine wiederholten dringenden Anfragen über den Zweck dieser Rüstungen mit Ausflüchten hingehalten, ward gezwungen, das Schwert zuerst zu ziehen, um wo möglich die Macht der Gegner zu brechen, bevor sie sich mit aller Kraft auf ihn stürzen konnte. Die größte Begebenheit des 18. Jahrhunderts nahm ihren Anfang.

Der siebenjährige Krieg.

Feldzug vom J. 1756.

Die feindlichen Pläne gegen Preußen waren dem Könige von mehreren Seiten, besonders aber durch die fortgesetzten Mittheilungen des bestochenen sächsischen geheimen Kanzlisten Menzel, der Abschriften aller an seinen Hof gelangenden diplomatischen Schriften dem preußischen Gesandten Grafen Maltzahn zustellte, bekannt geworden. Die Kriegsrüstungen in Oesterreich wurden drohender Art, dagegen erklärte Rußland, daß es sich noch nicht vorbereitet finde, um an einem ausbrechenden Kriege sogleich Theil zu nehmen. Der Kurfürst von Sachsen und König von Polen sollte in das Bündniß gezogen werden, hatte aber noch keine Entscheidung getroffen. König Friedrich setzte jedoch voraus, daß, wenn das Kriegsglück sich gegen ihn wenden sollte, Sachsen nicht zögern würde, sich seinen Feinden beizugesellen.

Schlesien gehörte ihm auf Grund zweier Friedensschlüsse nunmehr rechtlich, dennoch war kein Zweifel darüber vorhanden, daß es ihm mit Gewalt wieder entrissen, Preußen überhaupt ge-

demüthigt und geschwächt werden sollte. Solchen Plänen zuvor zu kommen, ehe sie zu völliger Reife gelangten, schien unbedingt nothwendig. Noch waren Friedrichs Feinde nicht in Kriegsbereitschaft; er konnte sie überraschen und mit einigen kühn und glücklich geführten Schlägen niederwerfen. Der angreifende Theil befindet sich immer im Vortheil und der König, wenn er das Kriegsfeuer entzündete, durfte das öffentliche Urtheil nicht scheuen. Er brauchte nur das Gewebe vor den Augen Europas zu enthüllen, das ihn umstrickte, um sein Unternehmen zu rechtfertigen. Der König hatte vom Wiener Hofe die bestimmte Zusicherung friedlicher Gesinnungen, mindestens der Unterlassung eines Angriffs in diesem und dem nächsten Jahre, verlangt, allein eine stolze, abweisende Antwort erhalten. Die Heere nach Böhmen zu führen, während Brandenburg einem Einfalle der Sachsen offen stand, schien dem Könige unräthlich; er glaubte erst diesen gefahrdrohenden Nachbar entwaffnen und sich in den Besitz von Sachsen setzen zu müssen, bevor er gegen Oesterreich verfahren konnte. Den Regeln der politischen Klugheit und der Kriegskunst war dies vollkommen angemessen und diese wurden ausschließlich in Betracht gezogen. Sachsen befand sich freilich noch nicht im Bunde mit Oesterreich und hatte ein Recht, sich bei einem Ueberfalle über Gewalt zu beklagen, allein der Krieg versetzt die streitenden Theile in eine Lage, wobei nur auf den Erfolg gesehen wird. Frieden und Recht, Krieg und Gewalt sind gewöhnlich verschwistert.

Die Gründe zur Eröffnung der Feindseligkeiten entfaltete ein Manifest, das den geh. Legationsrath, nachmaligen Minister v. Herzberg, einen äußerst geistvollen Mann, zum Verfasser hatte und als es bekannt gemacht wurde, einen günstigen Eindruck hervorbrachte. Der Plan zum Feldzuge war wohl berechnet. Schwerin sollte das schlesische Heer nach Böhmen führen, der König selbst aber mit 60000 Mann nach Sachsen einfallen. Diese letztere Kriegsmacht bestand in drei Abtheilungen, von denen die

eine unter dem Befehl des Herzogs Ferdinand von Braunschweig bei Halle stand, die zweite unter dem Feldmarschall v. Keith, bei der sich der König selbst befand, über Torgau vordrang und die dritte, von dem Herzog von Braunschweig-Bevern geführt, gegen die Lausitz bestimmt war. Am 1. Sept. gab Friedrich dem Könige August III. von seinem Vorhaben in einem eigenhändigen Schreiben Nachricht, worin er dasselbe nicht als eine feindliche Handlung, sondern als eine Maßregel der Sicherheit bezeichnete. Gleich darauf ward die sächsische Grenze überschritten und am 8. Sept. stand der König mit dem Korps von Keith vor Dresden. Der sächsische Hof protestirte natürlich gegen diesen ungebetenen Besuch, allein unerwartet, wie er kam, fehlte es an Mitteln, diesem Einspruche Kraft zu geben. König August verließ augenblicklich mit seinen Truppen die Hauptstadt und bezog ein Lager bei Pirna, worauf Dresden am 9. Sept. von den Preußen besetzt ward. König August ist wegen der Wahl dieses Lagers vielfach getadelt worden, allein was sollte er, durch die Ereignisse überrascht, thun? Er hoffte durch Unterhandlungen die Preußen so lange aufzuhalten, bis Hülfe aus Böhmen käme; seine Stellung war unangreifbar und hätte Friedrichs rascher Entschluß nicht Oesterreich unvorbereitet gefunden, so würde der ganze Feldzugsplan vereitelt worden sein. Der gefährlichste Feind der Sachsen war aber der Hunger; das plötzlich bezogene Lager hatte nicht mit Lebensmitteln versorgt werden können, und die Preußen, die es von allen Seiten umzingelten, schnitten jede Zufuhr ab. Mit großer Geduld ertrugen die Soldaten diese Noth, als ihre Portionen bis auf den dritten Theil vermindert wurden und zuletzt nur aus Pferdefleisch bestanden. Die Hoffnung auf Entsatz hielt den Muth der Truppen aufrecht; es traf die Nachricht ein, daß sich in Böhmen 70000 Mann sammelten, und wirklich geschah in Wien alles, um die Rüstungen zu beschleunigen. Selbst aus dem kaiserlichen Marstalle wurden Pferde gestellt, dieses Beispiel weckte die Nacheiferung und obgleich Schwerin mit 35000 Preußen bei

Königgrätz lagerte, erhielt der österreichische General Browne dennoch die Mittel, um den Entsatz der sächsischen Truppen zu versuchen. Auf diese Nachricht ging Friedrich mit einem Theile seines Heeres dem Feinde entgegen, der am 30. Sept. die Eger überschritten hatte und am folgenden Morgen bei dem böhmischen Städtchen Lowositz stand, wo an diesem Tage die erste Schlacht in diesem denkwürdigen Kriege vorfiel. Den 52 Bataillonen und 72 Schwadronen der Oesterreicher hatte der König nur 24 Bataillone und 60 Schwadronen gegenüber zu stellen, war ihnen jedoch an Geschütz überlegen und hatte die vom Feinde unbesetzt gebliebenen Anhöhen von Lobosch und Radostitz, welche die österreichische Stellung beherrschten, eingenommen. Diesem Umstande, seinen geschickten Anordnungen und der begeisterten Tapferkeit seiner Truppen, die nach des Königs Aussage sich bei keiner Gelegenheit herrlicher bewährt hatte, verdankte er den schwer erkauften Sieg. Browne wurde über die Eger zurückgetrieben und seine beabsichtigten weitern Versuche, den bedrängten Sachsen Hülfe zu bringen, hinderten Sturm und Regen, welche die Wege unfahrbar machten. In dieser verzweifelten Lage erhielt der sächsische General Rutowski von seinem Könige, der sich auf die Bergveste Königstein begeben hatte, am 12. Oct. den Befehl, über die Elbe zu gehen und sich zu den Oesterreichern durchzuschlagen, die es endlich möglich gemacht hatten, bis in die Nähe von Schandau in der sächsischen Schweiz vorzudringen. Die Preußen besetzten sogleich das verlassene Lager von Pirna, griffen den Nachtrab der Sachsen an und bemächtigten sich nach vierstündigem Kampfe der Bagage und der Artillerie. Die sächsischen Truppen lagerten sich am Lilienstein, allein so vortrefflich der kriegerische Geist derselben blieb, so bot sich ihnen doch nicht der geringste Ausweg dar. Alle Höhen hatten die Preußen besetzt, alle Wege verhauen und mit einem Ringe von Bajonneten und Kanonen umgeben; daher blieb nichts weiter als eine Kapitulation übrig, die am 14. Oct. zu Stande kam. Bis auf 14000 geschmolzen, streckten nach vier-

unddreißigtägiger Umlagerung und nach der Ertragung der äußersten Drangsale diese Tapfern die Waffen. Im strengsten Sinne des Worts waren sie dem Hungertode nahe, und Friedrich mußte schleunigst die Verabreichung von Brod an seine Gefangenen anordnen, sollten sie nicht verschmachtend hinstürzen. Weder Freund noch Feind hat jemals die Kriegsehre der Sachsen wegen dieser Ergebung zu beflecken versucht, vielmehr ist die unerhörte Ausdauer dieser Braven bewundert worden. Ihr langer Widerstand rettete Oesterreich, denn hätte Friedrich früher mit seiner ganzen Macht nach Böhmen vordringen können, so wäre die Eroberung dieses Landes eine leichte Sache und der Krieg sogleich zu seinem Vortheile entschieden gewesen. Der Sieger selbst ehrte den bewiesenen Muth, indem er sich der Trophäen begab und die Fahnen, Standarten und Pauken der sächsischen Truppen auslieferte. Die Festung Königstein wurde für die Dauer des Krieges neutral erklärt und dem Könige von Polen die Abreise nach Warschau gestattet. Die sächsischen Offiziere entließ der König auf ihr Ehrenwort, was bei dem großen Hasse derselben gegen Preußen nicht gehalten wurde. Verdient das Tadel, so war es dagegen gleichfalls ein Unrecht, daß Friedrich die gefangenen Soldaten zwang, in seine Dienste zu treten und sie theils unter seine Regimenter vertheilte, theils ganze Bataillone von ihnen bildete, auch überdies mehr als 9000 Rekruten in Sachsen ausheben ließ. Männer zu zwingen, gegen ihr Vaterland und ihren König die Waffen zu tragen, war ein Gewaltschritt und wie jedes Unrecht das Verderben in seinem Schooße trägt, so geschah es auch hier: die Sachsen rissen aus, gingen zu den Kaiserlichen über und wurden die gefährlichsten Feinde der Preußen, wie wir dies künftig sehen werden.

Die Jahreszeit war zu weit vorgerückt, um jetzt noch mit Erfolg den Krieg in Böhmen führen zu können; selbst Schwerin zog sich nach Schlesien in die Winterquartiere zurück, der König aber blieb in Dresden und behandelte Sachsen, diese einzige

Frucht seines Feldzuges, als erobertes Land, was selbst sein Verbündeter, König Georg II. von England, tadelte. Plünderung und Bedrückung des Volks verbot der König zwar streng, aber der Hülfsquellen des Landes bediente er sich in einem Umfange, wie es nicht im eigenen Gebiete geschehen wäre. Lieferungen und Kriegssteuern wurden ausgeschrieben, dagegen die Gehalte der Behörden, selbst der Hofstaat der in Dresden zurückgebliebenen Landesherrin verkürzt und die Beschwerden des Kurprinzen mit einer spitzigen Abfertigung zurückgewiesen. Die sächsischen Minister mußten dem Könige ihre Berichte erstatten, der Magistrat von Dresden ihm huldigen. Die Königin, äußerlich freundlich, war insgeheim ungemein thätig wider ihren aufgedrungenen Gast und wirkte besonders auf die zum Dienst gezwungenen Soldaten ein, welche den erhaltenen Aufforderungen zum Aufstande und zur Fahnenflucht überall Folge leisteten, wo sich eine Gelegenheit dazu ergab. Geheime Botschaften gingen und kamen, und um den scharfen Nachsuchungen zu entgehen, nahm man zur List seine Zuflucht. So fanden die preußischen Thorwächter einst Schriftstücke in Würsten verborgen, die als Spione dienen sollten.

Die Lage des Königs gestaltete sich überhaupt ungünstig. Der kaiserliche Hof rief nicht blos alle Völker des eigenen Staats zu den Waffen, sondern verlangte Reichshülfe gegen Friedrich, weil dieser ein Reichsglied mitten im Frieden überfallen habe. Frankreich, Rußland, Schweden wurden zum Beistand aufgerufen; der bei weitem größte Theil von Europa waffnete gegen das kleine Preußen, dessen Länder ohne natürliche Grenzen, ohne Gebirge, welche den Widerstand erleichtern, dem Feinde überall offen lagen. Selbst das Riesengebirge und die Sudeten haben Päsße genug, um von Böhmen und Mähren dahin zu gelangen und die Menschen, welche diese Gebirge bewohnen, besaßen nicht den Geist der Tiroler, um in einem Volkskriege so Großes, wie diese, zu leisten. An allen seinen Grenzen bedroht, mußte Friedrich seine Streitkräfte theilen und diese bestanden überhaupt aus etwa 150000

Mann; allein sie waren von dem Geiste des Heldenkönigs erfüllt; wurden in allen Hauptschlachten von ihm geführt; wußten, daß die Blicke der Welt auf ihnen ruhten und erfüllten, dadurch gehoben, die großen Erwartungen, die man auf sie baute.

Nicht ganz ohne Bundesgenossen blieb jedoch Preußen. William Pitt, der berühmte britische Staatsmann, Friedrichs warmer Verehrer, war im Decbr. 1756 als erster Staatssekretär in das Amt getreten und schloß für England mit dem Könige am 11. Januar 1757 den Bundesvertrag, in den zugleich Hannover, Herzog Karl von Braunschweig-Wolfenbüttel, der Landgraf Wilhelm VIII. von Hessen, Herzog Friedrich III. von Sachsen-Gotha und Altenburg und der Graf Friedrich zur Lippe-Bückeburg, alle von England mit Geld unterstützt, aufgenommen wurden. Dadurch machte sich England anheischig, ein Heer an der Weser aufzustellen, dem Könige jährlich eine Mill. Pfd. Sterling als Hülfsgeld zu zahlen und eine Flotte — die nie erschien — in die Ostsee zu senden.

Das war ein wichtiger Beistand und mit dieser Urkunde in der Hand konnte Friedrich wohl lächeln, als er auf den 17. Januar jenes Jahres vor den Reichstag in Regensburg geladen, bei seinem Ausbleiben aber in die Acht und Aberacht erklärt und eine eilende Exekutionsarmee gegen ihn aufgeboten wurde. Noch dazu war ein „i" in der Feder stecken geblieben und in der Verkündigung hieß es daher eine elende Exekutionsarmee, wodurch der ganze Reichskrieg von vorn herein, dem allgemeinen Gelächter anheim fiel, das er auch später reichlich verdiente. Dazu ging es noch wie im Rathe der Mäuse, welche der Katze die Schelle anhängen wollen: wer sollte die Acht dem preußischen Gesandten am Reichstage, Freiherrn v. Plotho, aushändigen? Erst spät, und zwar zu einer Zeit, wo Friedrich verloren schien, wurde der kaiserliche Notar Dr. April — wieder ein bedeutsamer Name — von Wien aus, dazu abgeschickt, der sich in vollem Ornat und mit großer Feierlichkeit den 14. Oct. zu dem Gesandten begab, dort

aber mit den Worten: „was will er mir da insinuiren, Er Flegel", empfangen und zur Treppe hinunter geworfen wurde.

So sehr hatte die Reichsversammlung damals alles Ansehen verloren, daß Friedrich sich wenig um die Regensburger Zänkereien bekümmerte, sondern ruhig seinen Feldzugsplan entwarf, während ihm zugleich die Pläne des Hofkriegsraths in Wien abschriftlich zugesteckt wurden und er die feindlichen Zwecke zu vereiteln vermochte.

Der Feldzug von 1757.

Der Hofkriegsrath Friedrichs des Großen saß in seinem Kopfe und diesem Umstande verdankte er es, daß seine Absichten nie verrathen wurden, während er beständig die seiner Gegner erfuhr. Auch jetzt täuschte er listig den Feldmarschall Browne, der die Rollen mit dem Könige tauschen und ihn in Sachsen überfallen wollte. Er erheuchelte eine Unkenntniß dieses Plans, traf aber geräuschlos seine Gegenanstalten. Damit noch beschäftigt, ward Browne plötzlich im Oberbefehl durch den uns bereits bekannten Bruder des Kaisers, den Prinzen Karl von Lothringen, ersetzt, der andere Weisungen von Wien mitbrachte und dem Könige Zeit ließ, seinen Angriff auf Böhmen zu ordnen. In der letzten Hälfte des Aprils wurde dieser gleichzeitig von vier Seiten her ausgeführt. Am 18. brach Feldmarschall v. Schwerin von Schlesien über Trautenau und Nachod; am 20. der König von Lockwitz in Sachsen nach Aussig; gleichzeitig Prinz August von Bevern aus der Lausitz nach Reichenberg und am 21. Prinz Moritz von Dessau über Kommotau in Böhmen ein. In Reichenberg traf das Bevernsche Korps zuerst auf den 20000 Mann starken Feind, der geworfen wurde. Wie gewöhnlich kam der plötzliche Angriff den Oesterreichern unerwartet; sie waren noch nicht gesammelt; ihre zerstreuten Abtheilungen wurden überall zurückgetrieben und verloren ihre Magazine. Prinz Karl, unter dem jetzt Feldmarschall Browne diente, zog sich gegen Prag, wo er

mit 45000 Mann eine feste Stellung einnahm; Friedrichs gefährlichster Feind aber, Feldmarschall Leopold Maria Graf v. Daun, hatte an dem Flüßchen Czidlina bei dem Schlosse Humburg, in dem an das schlesische Riesengebirge grenzenden Bidschower Kreise, mit 37000 Mann ein Lager bezogen. Ihn zu beobachten war die Aufgabe des Herzogs von Bevern, während der König seine Hauptmacht bei Prag sammelte, wo es am 6. Mai zur Entscheidungsschlacht kam. Leider befanden sich Prinz Moritz und Feldmarschall Keith jenseits der Moldau oberhalb Prag, wo sie eine Brücke schlagen und dem Feinde in den Rücken fallen sollten. Der Fluß war stark angeschwollen und zur Vollendung der Schiffbrücke fehlten einige Pontons. Ohne diesen geringfügigen Umstand, der die Truppen an der Erfüllung ihrer Bestimmung verhinderte, würde der Erfolg des Tages so vollständig gewesen sein, daß der Feldzug damit entschieden worden wäre. Schwerin und der König unter dem sein Bruder Prinz Heinrich, Herzog Ferdinand von Braunschweig und General v. Ziethen befehligten, hatten mit ihren etwa 64000 Mann betragenden Schaaren den Kampf allein zu bestehen: Schwerin auf dem linken, Friedrich auf dem rechten Flügel. Schwerin hatte, ohne die Beschaffenheit des Bodens genau zu kennen, sumpfige Wiesen vor sich, allein seine Grenadiere stürmten so verwegen gegen die feindlichen Batterien, daß ein hitziges Gefecht sich entspann, in welchem Feldmarschall Browne tödtlich verwundet wurde. Seine erbitterten Soldaten warfen sich wüthend auf die Preußen und trieben sie aus dem Dorfe Sterboholy hinaus. Es entstand eine Verwirrung, welche die österreichische Reiterei zum Einhauen benützen wollte, allein in diesem bedenklichen Augenblicke erschien der Prinz von Schönaich-Karolath mit 65 Schwadronen, die er über die Dämme bei Sterboholy geführt hatte, und griff mit solcher Schnelligkeit an, daß der Feind nicht Zeit gewann, seine Reiterei gehörig zu formiren. Die erste Linie durchbrach er glücklich, traf aber nun auf heftigen Widerstand, den seine wiederholten Chargen nicht zu be-



C. Preisel & C. Geyer sc.

Feldmarschall Schwerin.

wältigen vermochten, bis Ziethen vom rechten Flügel des Königs zu seiner Unterstützung kam. Auch Oberst Warneri führte die Reserveschwadronen um den Teich von Unter-Micholuch dem Feinde in die Seite und es entstand nun ein furchtbares Handgemenge. Die kaiserliche Reiterei wurde in völlige Unordnung gebracht, hinter ihre Infanterie zurückgeworfen und einige Schwadronen preußische Husaren zersprengten sogar mehrere Grenadierkompagnien des österreichischen rechten Flügels. Das schaffte dem Feldmarschall Schwerin Luft, er ordnete seine Bataillone von neuem und erhielt in demselben Augenblicke vom Könige die kurze Weisung: „Schwerin! die Retirade geht nach Schandau!" Es hätte dieses Spornes nicht bedurft und mit bitterem Gefühle ergriff er die Fahne seines Regiments. Vorwärts, Kinder! rief er und führte die Seinigen bis vor die Mündung der feindlichen Geschütze, aus denen fünf Kartätschenkugeln den Helden trafen, so daß er leblos vom Pferde sank. Theuer ward mit dem Verlust dieses großen Anführers der Sieg des linken Flügels erkauft. Aber auch auf dem rechten Flügel siegte die ungestüme Tapferkeit der Preußen, die einander in Anstrengungen überboten. Jedes Bataillon dürstete nach der Ehre an dem Kampfe Theil zu nehmen. Generalmajor v. Manstein, der die feindliche Linie bei Keyge durchbrach, die Entschlossenheit des Prinzen Heinrich, die Talente und der Muth, die Prinz Ferdinand von Braunschweig entfaltete: alles trug dazu bei, diesen Tag zu einem der glorreichsten in der preußischen Kriegsgeschichte zu machen. Die Oesterreicher wurden von dem Schlachtfelde vertrieben und flüchteten größtentheils nach Prag, das der König sofort umzingelte.

Das war die große Prager Schlacht, die von früh 9 Uhr bis Abends 8 Uhr wüthete, von der Bürger in seiner Lenore spricht und die allerdings manchem Mutterkinde das Leben gekostet hatte. Die Oesterreicher gaben ihren Verlust selbst 8324 Tode und Verwundete nebst 5000 Gefangenen, 11 Standarten und 60 Kanonen an. Die Preußen berechneten ihn weit höher, hatten aber selbst

18000 Mann eingebüßt, die theils todt, theils kampfunfähig waren. Außer dem berühmten Schwerin fielen noch G. M. v. Amstel, die Obersten Prinz von Holstein=Beck, Manstein und Rohr; verwundet waren die Generallieutnants v. Winterfeld, Fouqué und Hautcharnoi, die Generalmajore v. Blankensee, Plettenberg, Manteuffel, Ingersleben, Saldern, Schöning und Kursel; viele von den Säulen des preußischen Fußvolks waren eingesunken. Der Ruf der Prager Schlacht hallte aber in Europa wieder. Die Freunde des Königs jubelten; seine Feinde bebten und in der ersten Bestürzung wollte Maria Theresia Wien verlassen und in Ungarn Schutz suchen. Ihr stärkstes Heer, das vor der Schlacht auf mehr als 70000 Mann gebracht worden war, war theils vernichtet, theils eingeschlossen und schien unrettbar verloren. Der König selbst sah die Sache in diesem Lichte an und schrieb vom Schlachtfelde an seine Mutter: „Der Feldzug ist für die Oesterreicher verloren, und ich habe mit 150000 Mann freie Hände. Wir sind Meister von einem Königreiche, das uns Geld und Mannschaft geben wird. Einen Theil meiner Truppen werde ich absenden, um den Franzosen ein Compliment auszurichten, mit den übrigen verfolge ich die Oesterreicher."

Oft, wenn der Mensch auf der Höhe des Glücks zu stehen scheint, ist er dem tiefsten Falle am nächsten, und so geschah es auch hier. Friedrich hoffte, das Schauspiel von Pirna zu wiederholen und den fünften Akt desselben noch früher zu Stande zu bringen. Prag besaß eine Bevölkerung von 80000 Menschen und sollte jetzt noch 50000 Soldaten ernähren, während die Magazine schlecht versorgt waren, da man auf ein so außerordentliches Ereigniß nicht gerechnet hatte. Die Noth mußte sich mithin bald einstellen; dennoch hielt sich Prag länger, als der König gerechnet hatte. Prag ist als Festung unbedeutend, aber mit einer zahlreichen Besatzung läßt sich jede große Stadt vertheidigen, und Friedrich mußte sich zu einer förmlichen Belagerung entschließen. In der Absicht, die Magazine zu verbrennen, wurde die Stadt mit

Bomben und glühenden Kugeln beschossen. Flammen und Tod wütheten in dem unglücklichen Orte und das Wehgeschrei der Einwohner drang des Nachts bis zu den Ohren der Belagerer. Um die Armen los zu werden, wurden 12000 dieser Elenden aus der Stadt getrieben, aber die preußischen Kugeln jagten sie wieder zurück. Nach drei Wochen lag die ganze Neustadt und Judenstadt in Asche und bedeckte die Leichen vieler Bewohner. Da auch einige Vorrathshäuser verbrannten, stieg der Mangel täglich; den verlangten freien Abzug der Truppen verweigerte der König, und so sahen die Leute ihres Jammers kein Ende.

Aber auch die Preußen litten sehr; wolkenbruchartige Regen überschwemmten ihr Lager; die Moldau verließ ihr Ufer und riß die preußische Schiffbrücke bei Branik mit sich fort. Bei solcher Noth versuchte die Prager Besatzung zum ersten Juni einen allgemeinen verzweifelten Ausfall, allein sie stieß noch auf die alten Preußen und ihren ungebeugten Muth und wurde mit blutigen Köpfen zurückgeschickt.

Oesterreichs alleinige Hoffnung beruhte auf dem Feldmarschall Daun, der einige versprengte Abtheilungen des bei Prag geschlagenen Heeres an sich gezogen, Verstärkungen aus Oesterreich und Ungarn, selbst von der Wiener Besatzung erhalten, auf diese Weise ein Heer von 60000 Mann zusammen gebracht und sich damit bei Kollin, elf Stunden von Prag entfernt, verschanzt hatte. Doch zweifelnd fragte man sich: wird es ihm gelingen, den Sieger in acht Schlachten zu überwinden? Daun fühlte selbst nicht den Muth dazu; er wagte es nicht zum Entsatz der Hauptstadt heran zu ziehen, ja selbst das schwache Bevernsche Korps griff er nicht an. Dennoch besorgte der König, daß es diesem Zauderer, der sich beständig verstärkte, endlich einfallen könnte, einen vernichtenden Schlag auf seinen Gegner zu führen. Ueberdies standen Franzosen, Russen, Schweden und Reichstruppen bereit auf dem Kriegsschauplatze zu erscheinen, und endlich hoffte Friedrich, die Uebergabe von Prag zu beschleunigen, wenn er die

letzte Aussicht auf Entsatz vernichtete. So entschloß er sich denn mit einem Theile des Belagerungsheeres aufzubrechen und Daun aus seiner festen Stellung zu vertreiben.

Die Schlacht von Kollin, die verderblichste in allen Kriegen Friedrichs, wurde am 18. Juni, an eben dem Tage, der 58 Jahre später bei la belle Alliançe so glorreich für die preußischen Waffen endete, geschlagen. Eine gewisse Trunkenheit des Glücks gehörte schon dazu, um sie zu wagen. Des Königs Heer war nur etwa 35000 Mann stark und hatte er auch bisher alle seine Siege gegen einen überlegenen Feind gewonnen, so mußte doch hier die günstige Stellung des Feindes beachtet werden. Der Aufmarsch in schiefer Richtung, des Königs Lieblingsmanöver, war hier, nach Napoleons, des großen Kriegsmeisters Ausspruch, übel angebracht, da er die ganze preußische Fronte dem feindlichen Feuer aussetzte. Dauns Stellung fand der König selbst so fest, daß er ihm nur auf seinem rechten Flügel beizukommen hoffte, sich immer weiter an demselben hinziehen, diesen auf die Mitte und den linken Flügel drängen und so das ganze Heer in die dort befindlichen Moräste und Defileen werfen wollte. Auf dem Gipfel der Berge stehend und durch senkrechte Abhänge gedeckt, die mit Geschützen besetzt waren, sahen die Oesterreicher dem kommenden Angriff entgegen, den General v. Hülsen eröffnete. Mörderisch schlugen die Kanonenkugeln in die ohnehin dünnen Reihen der Preußen, allein gegen alle Hindernisse der Natur, der Kunst und der Uebermacht ringend, drangen sie zuversichtlich vor. Ihr wüthender Anprall wird zurückgeworfen, allein sie ordnen sich von neuem und siebenmal versuchen die Braven über die Leichen ihrer gefallenen Brüder hinweg den Sturm. Da endlich krönt der Erfolg die unvergleichliche Ausdauer: der Feind wankt, er flieht, sein rechter Flügel ist geschlagen. Zugleich fällt Ziethen mit der Reiterei über Nadastis Husaren und Kroaten her und treibt sie vor sich hin. Daun ließ seine Geschütze abführen und befahl den Rückzug nach Suchdol.

Wäre der Kampf nur gegen den geschlagenen Feind und an seiner verwundbaren Stelle fortgeführt worden, so hätte die Schlacht von Kollin ein neues Blatt in Friedrichs Heldenbuche gefüllt, allein Mannstein, den wir in der Schlacht vor Prag bei Keyghe so tapfer fechten sahen, wollte den Ruhm jenes Tages erneuern und stürmte auf die Kroaten ein. Prinz Moritz von Dessau, der auf dem preußischen rechten Flügel befehligte und sich den Anordnungen des Königs zufolge zur Unterstützung desselben links ziehen sollte, unterbrach seinen Marsch, um Mannstein zu unterstützen. Dadurch entstand eine Lücke, eine Unordnung, die Angriffe wurden an unrechter Stelle unternommen und der Feind, der dies bemerkte, faßte neuen Muth. An Tapferkeit fehlte es auf beiden Seiten nicht; der Kampf wurde erbittert, gräßlich, aber bei der einmal gestörten Schlachtordnung fiel ein Fehler über den andern vor. So gerieth ein preußisches Kürassier-Regiment bei einem hitzigen Angriff dermaßen in die Schußlinie einer österreichischen Batterie, daß diese gepanzerten Krieger massenhaft niederstürzten und Mann und Roß zu Haufen über einander lagen. Den Augenblick der höchsten Verwirrung ersah sich der sächsische Oberstlieutnant v. Benkendorf. Mit seinen zu den Oesterreichern übergegangenen Dragonern stürzte er sich, ohne den Befehl hierzu abzuwarten, auf die Preußen. Der langverhaltene Grimm brach furchtbar los; mit Rachegeschrei drangen sie auf die preußischen Bataillone ein, die sich aber auch jetzt noch ihres immer behaupteten Ruhmes würdig zeigten; als aber immer mehr Reiterei nachdrängte, so trat der entscheidende Augenblick ein: die Preußen wichen. Noch wußte der siegende Hülsen auf dem linken Flügel nichts von diesem Ausgange; es war neun Uhr Abends geworden; er wollte endlich seinen Tapfern Ruhe gönnen, befahl Viktoria zu schießen und dann ein Lager zu beziehen. Wie schrecklich war seine Enttäuschung, als ihm in diesem Augenblick die Nachricht zukommt: die Schlacht ist verloren; der Rückzug muß angetreten werden. So niederschlagend dieser Befehl für Män-

ner war, welche diesen Tag ruhmreich beendet hatten, wurde er doch mit einer Ordnung vollzogen, die dem Feinde Achtung einflößte. Er wagte es nicht, die weichenden Truppen zu beunruhigen, und weidete nur seine Blicke an dem nie gesehenen Schauspiel des Rückzugs einer geschlagenen preußischen Armee. Blos sechzehn Kanonen, — nach andern 45 — die ihre Bespannung verloren hatten, mußten auf dem Schlachtfelde zurückgelassen werden, das 13000 Preußen und 9000 Oesterreicher mit ihren Leibern bedeckten.

Friedrich konnte sich über den Ausgang dieses Tages nicht zu gut geben. Er hatte dem Tode getrotzt und selbst ein Bataillon gegen eine Batterie geführt; seine Leute stürzten um ihn her, sie wichen zurück, nur Friedrich war voran und schien keine Gefahr zu kennen, bis ein Adjutant ihm zurief: „Wollen denn Ew. Majestät die Geschütze allein nehmen?“ Noch am Spätabend sollte die Garde einen letzten Angriff versuchen und als sie unentschlossen bleibt, ruft ihr Friedrich voll Wuth zu: „Kerls, wollt ihr denn ewig leben!“ „Hör', Fritze,“ antwortete ihm ein bärtiger Grenadier, „für dreizehn Pfennige, dächt' ich, wär's für heut genug.“

Wohl war es genug, denn er konnte sich ja selbst nicht mehr aufrecht halten und ein verwundeter Reiter brachte ihm in seinem Helm einen Labetrunk. Die Muthlosigkeit war übrigens allgemein geworden und selbst die abziehenden Offiziere riefen: Kollin ist unser Pultawa! Nur die Truppen unter Ziethen und Hülsen behielten noch einen kräftigen Geist und deckten den Rückzug nach Prag.

Das war kein freudiges Zusammentreffen; trostlos lautete der Befehl zur Aufhebung der Belagerung, nachdem die Stadt durch schwere Kämpfe und große Anstrengungen der Uebergabe bereits so nahe gebracht worden war. Das größte Unglück für den König bestand darin: der Zauber seiner Unbesieglichkeit war dahin! Eine Niederlage Dauns hätte nicht nur

den Verlust von Prag nach sich gezogen, sondern Oesterreich überhaupt zum Frieden gezwungen und alle Feinde Preußens würden den Muth verloren haben, es anzugreifen. An dem geschlagenen Könige wollte jeder sein Müthchen kühlen; die Hoffnung, ihn völlig zu Boden zu werfen, lebte wieder auf und von neuem wurde an die Theilung Preußens gedacht.

Nachdem das Unglück geschehen war, sah Friedrich selbst ein, daß er seinem Stern zu viel vertraut habe. An seinen Freund, den Lord-Marschall Keith, schrieb er: „Das Glück flößt uns oft ein schädliches Selbstvertrauen ein; 23 Bataillone waren nicht hinreichend 60000 Mann aus einem vortheilhaften Posten zu vertreiben. Ein andermal wollen wir unsere Sache besser machen."

Welcher Jubel herrschte dagegen in Wien! Welche Belohnungen wurden an Daun und die übrigen Führer des Heeres vertheilt! Die Kaiserin stiftete den Maria Theresia-Orden und der Jahrestag der Schlacht von Kollin ist bis zum Jahre 1853 gefeiert worden. Der Pabst weihte den Degen des Retters von Oesterreich und sprach über Friedrich den Bannfluch aus.

Noch wollte sich Friedrich in Böhmen halten, führte ein Korps von Prag nach Leitmeritz, während dem Prinzen von Preußen, August Wilhelm, das zweite Hauptkorps anvertraut ward. Die beiden kaiserlichen Generale, Prinz Karl und Daun, ließen acht wichtige Tage ungenutzt verstreichen, ehe sie sich zur Verfolgung ermannten, die sie wider den minder gefährlichen Feind, den Prinzen von Preußen, richteten. Dieser ohnehin schon durch die Streifparteien Nadasdys und des Obersten Loudon, der sich rasch große Berühmtheit erwarb, geneckt, benahm sich zaghaft und unsicher. Ihn vor allen hatte die Schlacht von Kollin gebeugt, er klagte laut, daß der König den Staat zu Grunde richte, und verbreitete Kleinmuth um sich her. Die Anordnungen seines Marsches müssen nicht die zweckmäßigsten gewesen sein, denn in Gabel wurde Gen. v. Puttkammer umzingelt und mußte sich nach dreitägigem Kampfe mit 2000 Mann und 7 Kanonen

ergeben. Andere Verluste kamen hinzu und da der Prinz sich überhaupt nicht in Böhmen zu halten vermochte, sondern seine Magazine in Zittau zu erreichen suchte, so erregte dies alles Friedrichs lebhaftesten Unwillen, den er dem Prinzen nicht in sanften Worten aussprach und ihm den Heerbefehl entzog. Der Prinz, gut und wohlwollend, aber zum Heerführer schwerlich geeignet, empfand den brüderlichen Zorn so schmerzlich wie einen Dolchstoß. Er zog sich auf sein Schloß Oranienburg zurück, wo er kränkelte, bis er am 12. Juni des folgenden Jahres starb. Die Königin Wittwe, Friedrichs Mutter, fiel auch als ein Opfer der Kolliner Niederlage. Die Schreckenspost, die Angst um die Zukunft des Sohnes, erschütterte sie so, daß ihr Herz im Tode brach. Wie tief Friedrich diesen Verlust empfand, geht daraus hervor, daß er noch im Jahr 1779 in einem Gespräche mit dem gelehrten Garve über Glückseligkeit äußerte: „Wüßten Sie, welche Thränen mich der Tod meiner Mutter gekostet hat, so würden Sie begreifen, daß ich unglücklich gewesen bin, wie jeder Andere und vielleicht unglücklicher, weil ich mehr Empfindlichkeit besitze."

So viele vernichtende Schläge zugleich, so drohende Wetter, die sich ringsum aufthürmten, hätten wohl das Gemüth eines gewöhnlichen Menschen zu beugen vermocht. Friedrich dagegen richtete sich schnell und stolz empor und der Geist, der ihn beseelte, spricht sich in folgenden Versen des Königs aus:

Ainsi, dans ces jours pleins d'alarmes,
La constance et la fermeté
Sont le bouclier et les armes,
Que j'oppose à l'adversité.
Que le destin me persécute,
Qu'il prepare ou hâte ma chûte
Le danger ne peut m'ébranler.
Quand le vulgaire est plein de crainte,
Que l'esperance semble éteinte
L'homme fort doit se signaler.

(In diesen Tagen der Noth und der Sorge
Ist ein fester, ein standhafter Sinn
Das Schild und die Waffe, die ich mir borge
Und über alles erhaben bin.
Möge das Schicksal mein Leben verbittern,
Und bereite es selbst meinen Fall,
Sollten mich nimmer Gefahren erschüttern,
Nicht der Furcht dien' ich zum Spiel als Ball:
Und erlösche der letzte Hoffnungsschein,
So will ich doch stark bis zum Ende sein!)

Wohl gehörte eine starke Seele dazu, um nicht zu verzagen, sondern Rettung zu bringen gegen die von allen Seiten anstürmenden Feinde, denen die Schlacht von Kollin das Zeichen zum Aufbruche gab. Ein Heer von 100000 Mann Russen, denen Feldmarschall Lehwald nicht den dritten Theil dieser Truppenzahl entgegen zu setzen hatte, überschwemmte Preußen; eine französische Armee nahm Westphalen in Besitz, eine andere vereinigte sich mit den Reichstruppen zum Einfall in Sachsen, und die Schweden griffen Pommern an. Ein erhebender Anblick war es, daß mitten in diesen Kriegsstürmen, welche die Länder zu Grunde richteten, die Herzen des Volks treu an ihrem Könige festhielten und krampfhafte Anstrengungen zur Rettung des bedrohten Vaterlandes gemacht wurden. In Pommern, in Brandenburg, in Magdeburg und Halberstadt wurden zur Verstärkung des Heeres Landmilizen errichtet; die Schlachten hatten besonders viele Offiziere hinweggerafft und es fehlte daran; um diese Lücken zu ersetzen, verließen ergraute Gutsbesitzer, die früher gedient hatten, ihre Schlösser und traten in niederen Graden bei den neugebildeten Truppen wieder ein. Dieser Wetteifer durchzuckte alle Stände: Mannschaften, Pferde, Geld wurden aufgebracht und dieser schöne Eifer drang belebend in die Reihen des Heeres. Auch in dem Briefwechsel mit seinen Freunden, dem Grafen Finkenstein, dem verwundeten General v. Winterfeldt, der Gräfin Camas, d'Alembert, dem Marquis d'Argens fand Friedrich eine

reiche Quelle des Trostes; nur Voltaire überschüttete ihn mit Spott und sagte unter andern: „Es ist ihm nicht mehr zu helfen; er wird die Staaten verlieren, die er erobert hat, und die seinigen dazu.“

In Böhmen hatte sich der König nicht halten können, sondern seine Truppen bei Bautzen zusammen gezogen. Daun war ebenfalls in die Lausitz eingerückt und belagerte das von nur drei preußischen Bataillonen vertheidigte Zittau, eine offene, gewerbreiche Stadt, die dennoch mit Bomben beschossen und in Asche gelegt wurde, wobei 300 Einwohner das Leben einbüßten und unermeßliches Besitzthum verloren ging. Ich weiß selbst etwas davon zu erzählen; mein großelterliches Haus, das in Zittau eine Commandite hatte, büßte ein Garnlager im Werthe von 50000 Thlr. ein. Dem grausamen Feinde gelang es demungeachtet nicht, die Besatzung zur Uebergabe zu bewegen; die Braven schlugen sich mit geringem Verluste durch. Gern hätte der König eine neue Schlacht gewagt, aber Daun stand in einem unangreifbaren Lager bei Eckartsberge und ließ sich nicht bewegen, alles Gewonnene auf ein gefährliches Spiel zu setzen. So mußte sich der König denn auch entschließen, auf den Höhen von Jauernick bis an den Neißefluß ein Lager zu beziehen, das 56000 Mann aufnahm. Diese vertraute er dem Herzog von Bevern und dem General v. Winterfeldt, er selbst aber brach mit 18 Bataillonen und 30 Schwadronen am 25. August gegen die Franzosen und Reichstruppen auf. Mit dieser Unternehmung beschäftigt, erreicht ihn die traurige Nachricht von dem Verhalten seiner englischen Verbündeten. Der Erbprinz von Braunschweig hatte am 26. Juli bei Hastenbeck, unfern von Hameln, glücklich gegen die Franzosen gekämpft, dennoch zog sich der feige Oberbefehlshaber, Herzog von Cumberland, ein Sohn des Königs von England, zurück und schloß, von dem dänischen Könige Friedrich V. gedrängt, am 8. Sept. 1757 in Kloster-Zeven mit dem französischen Feldherrn Herzog v. Richelieu, eine Uebereinkunft, wonach die Feindselig-

keiten gegenseitig eingestellt und die deutschen Regimenter in ihre Heimath entlassen werden sollten. So war also auch von dieser Seite jede Unterstützung abgeschnitten und der König allein seinen Feinden preis gegeben. Den tapfern Seydlitz, der nach der Schlacht bei Prag vom Obersten zum Generalmajor befördert worden war, hatte der König voraus geschickt. Dieser verjagte die Franzosen aus Leipzig und Halle und ging wie im Fluge bis Gotha. Dort wollte sich der französische Marschall Soubise eben mit seinen Offizieren im herzoglichen Schlosse zur Tafel setzen, als der Schreckensruf erscholl: die Preußen kommen. Mit Noth entwischt die Tafelgesellschaft, doch nahm Seydlitz 150 Franzosen gefangen und setzte sich nun mit seinen Offizieren an den gedeckten Tisch, um sich das für seine Feinde bereitete Mahl trefflich schmecken zu lassen. Außer den Soldaten war den Preußen auch noch der ganze französische Troß: Kammerdiener, Lakaien, Köche, Friseurs, liederliche Frauenzimmer, Komödianten und ähnliches Gelichter in die Hände gefallen. Seydlitz sagte: Das Pack kann ich nicht brauchen, die leisten mir bessere Dienste, wenn sie fortfahren, den Feind zu verweichlichen, und schickte sie alle unentgeltlich zurück, aber die Truppen verfolgte er bis Eisenach. Friedrich aber konnte seinem Vorläufer nicht sogleich folgen. Der kaiserliche General Haddik hatte einen Handstreich gegen Berlin unternommen, am 16. Oct. die Stadt besetzt und um 200000 Thlr. gebrandschatzt. Dadurch war Friedrich genöthigt worden, seiner Hauptstadt zu Hülfe zu ziehen, aber schon in Torgau erfuhr er, daß Haddik ihn nicht abgewartet, sondern sich eilfertig zurückgezogen hatte. Dagegen erhielt Soubise Verstärkungen von Richelieu's Armee, die keinen Feind weiter vor sich hatte, und wollte nun die Schmach, die Seydlitz ihm angethan hatte, rächen. Er rückte bis in die Nähe von Leipzig vor und Friedrich sah sich genöthigt, ihn von dort zu vertreiben, damit er nicht seine Winterquartiere in Sachsen selbst, oder an den Grenzen des Kurfürstenthums nehmen könnte. Vor dem nahenden Könige wichen die Franzosen

und Reichstruppen über die Saale zurück und verbranten hinter sich die Brücken. Da dies mit zu großer Eilfertigkeit geschah, fielen den Preußen bei Weißenfels mehrere feindliche Abtheilungen in die Hände. Ein Zug französischen Edelmuths darf aber hier nicht verschwiegen bleiben. Zwei französische Offiziere hatten den Befehl auf einer kleinen Insel der Saale die Bewegungen der Preußen zu beobachten, und bemerkten den König, der den passendsten Punkt zum Uebergange aufsuchen wollte. Sie ließen bei ihrem Chef, dem Herzog von Crillon, anfragen, ob sie auf ihn schießen dürften? Der aber antwortete: die Person des Königs ist geheiligt und muß geschützt, nicht verletzt werden!

Seltsamer Weise hinderte der Feind den Uebergang der Preußen nicht und beide Heere lagerten jenseits der Saale bei Mücheln einander gegenüber. Friedrichs Husaren drangen in die schlecht gewählte französische Stellung ein, plünderten und machten Gefangene, was die Franzosen bewog, über Nacht eine festere Stellung einzunehmen. Friedrich fand es nicht gerathen, in dieser den dreimal stärkeren Feind anzugreifen, sondern zog sich zurück und schlug bei Roßbach sein Lager auf. Dieser Rückzug machte die Franzosen übermüthig; sie verspotteten „den Marquis von Brandenburg", und Soubise schrieb nach Paris: „Um die Neugierde meiner Landsleute zu befriedigen, werde ich ihnen nächstens den kleinen Marquis gefangen zuschicken."

Am 5. November sollte dieser Streich ausgeführt werden. In weitem Bogen umspannt der Feind das preußische Lager, um es einzuschließen. Friedrich sieht der ungeschickt ausgeführten Bewegung gelassen zu, speist ruhig mit seinen Generalen zu Mittag und erst um halb drei Uhr giebt er den Befehl, das Lager abzubrechen. Mit Blitzesschnelligkeit, wie eine Verwandlung auf dem Theater, wird der Befehl ausgeführt und in einer halben Stunde stehen die Preußen in Schlachtordnung. Seydlitz führt die Reiterei zum Kampfe; von einer Hügelreihe gedeckt, überflügelt er unbemerkt den Feind und erreicht die Höhen, ehe jener seine

Schwadronen aufgerollt hat. „Kinder!“ ruft der preußische Held, „jetzt ist's Zeit die Pfeife ausgehen zu lassen.“ Damit schleudert er seine Pfeife den Berg hinab und wie eine Lawine wälzt sich sein Reitergeschwader in die Ebene. Unwiderstehlich reißt es alles mit sich fort und treibt den Feind an einen Hohlweg, wo zahlreiche Gefangene gemacht werden; was sich retten kann, flieht im Galopp bis zur Unstrut. Durch dieses Manöver ist Seydlitz zugleich dem feindlichen Fußvolk in den Rücken gekommen, das Friedrich von vorn mit seinen Bataillonen und Geschützen angreift. Derselbe panische Schrecken ergreift auch hier den Feind, und in zwei Stunden erringen 22000 Preußen mit einem Verlust von 376 Mann den glänzendsten Sieg über das verbundene deutsch-französische Heer, das dreimal so stark war und in wilder Flucht 700 Todte, 2000 Verwundete, 5000 Gefangene und eine Menge Kanonen und Fahnen zurück läßt. Von den 27 preußischen Bataillonen waren nur sieben im Gefecht gewesen. Der eigentliche Held des Tages war aber Seydlitz, der dafür vom jüngsten Generalmajor zum Generallieutnant aufstieg und den schwarzen Adlerorden erhielt.

Lebhaft wurde der Feind verfolgt, der sich erst am Rhein vor den preußischen Husaren sicher hielt und auf seiner Hasenjagd die Straßen mit Pudermänteln, Haarbeuteln, Pomadebüchsen, Schlafröcken, Sonnenschirmen und ähnlichem Geräth bedeckte. Das Heer war in völliger Auflösung und zahlreich wurden die Fliehenden von den preußischen Husaren aufgegriffen. Gegen seine Gefangenen benahm sich Friedrich edel, tröstete die Offiziere und sagte ihnen, daß er sich nicht an den Gedanken gewöhnen könne, in ihnen seine Feinde zu sehen. Den verwundeten General Custine besuchte er in Leipzig persönlich, und hingerissen von der freundlichen Ansprache des Monarchen, rief dieser: „das ist der beste Balsam für meine Wunden.“

Noch mehr war dieser Sieg den Preußen ein Balsam für die Schlacht bei Kollin und ganz Deutschland nahm an ihrem

Ruhme Theil. Zahllos waren die Siegeslieder, wie die Spottgedichte auf die Franzosen. Noch heut wird im preußischen Heere das Lied gesungen, dessen eine Strophe so lautet:

„Und wenn der alte Fritze kommt
Und klopft auf seine Hosen,
Da läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen!"

Selbst das französische Volk nahm Veranlassung, seinem Groll gegen die unwürdige Mätressenherrschaft, unter der es seufzte, Luft zu machen. Friedrichs Ehre und des Landes Schmach wurde ungescheut ausgesprochen. — Ganz England feierte diesen Sieg durch Erleuchtungen; eine allgemeine Begeisterung flammte auf und die Uebereinkunft von Kloster-Zeven wurde zerrissen. Georg II. erbat sich von Friedrich einen Heerführer, der ihm den Herzog Ferdinand von Braunschweig schickte. Dieser heldenkühne Fürst sammelte sogleich wieder die hannöverschen und verbündeten Truppen, führte sie noch vor dem Winter ins Feld und erstritt sogleich einige Vortheile. Der Sieg übt eine zauberhafte Gewalt.

Dagegen war der Tag von Roßbach ein Donnerschlag für Preußens Widersacher, und die Königin von Polen, die ihm ohne Heer und Waffen großen Schaden zugefügt hatte, starb an einem Schlaganfalle, als sie diese Nachricht erfuhr.

So strahlend aber Friedrichs Stern auch wieder aufgegangen war, blieb seine Lage dennoch äußerst mißlich. Seine Feinde glichen der hundertköpfigen Hyder und war ein Haupt unter seinen Streichen gefallen, so wuchs ein anderes fürchterlicher hervor.

Der Herzog von Bevern hatte sich, Daun gegenüber, in der Lausitz nicht zu halten vermocht, sich nach Schlesien gezogen und stand bei Breslau in einem verschanzten Lager, während der Prinz von Lothringen aus Böhmen eingefallen war, das Land überschwemmte und Schweidnitz belagern ließ. Ein kurzer, aber glücklicher Feldzug, den der mit wenig mehr als 6000 Mann in Sachsen zurückgebliebene Feldmarschall Keith geführt, Böhmen beun-

ruhigt und sich an der Grenze dieses Landes aufgestellt hatte, verschaffte dem Könige bei seinen Bewegungen Erleichterung. Dieser ließ die Franzosen unter Richelieu durch seinen Bruder Heinrich und den Herzog Ferdinand beobachten und brach aus Thüringen mit etwa 14000 Mann in Gewaltmärschen auf, um Schlesien Hülfe zu bringen. Er treibt Haddik in der Lausitz vor sich her, allein jetzt ereilt ihn die schreckliche Nachricht, daß G. M. Seers am 14. Nov. Schweidnitz übergeben hat und damit 10 Bataillone und 10 Schwadronen dem Feinde in die Hände gefallen sind. Am 25. Nov. wird der Herzog von Bevern bei Breslau geschlagen, wobei er 80 Geschütze und 8000 Mann verlor. Er selbst fiel in Gefangenschaft, die er, wie man behauptet, gesucht hatte, um den Vorwürfen des Königs, wegen der schweren Fehler zu entgehen, deren er sich schuldig gemacht hatte. G. L. v. Kyau, der den Befehl übernahm, führte die geschlagenen Truppen fälschlich nach Glogau, wohin ihm der Commandant von Breslau, G. L. v. Lestwitz folgte, nachdem er die Hauptstadt sammt 98 Geschützen und allen Vorräthen und Kassen auf die erste Aufforderung feig übergeben hatte; die gegen 5000 Mann starke Besatzung ging zu den Oesterreichern über. Seers und Lestwitz kamen dafür auf die Festung.

Unter so trostlosen Umständen erreichte der König Parchwitz in Schlesien, wo ihm Ziethen die ersten Regimenter des bevernschen Korps zuführte. Die schlesischen Brüder wurden von den Siegern bei Roßbach herzlich begrüßt und der Geist, der die letztern beseelte, hob auch das gesunkene Vertrauen der Geschlagenen wieder. Mit allen Truppen, die der König an sich ziehen konnte, rückte er auf der Straße nach Breslau vor. Für Schlesien, sagte er zu seinen Offizieren, muß eine Schlacht gewagt werden und stände der Feind auch auf dem Zoptenberge; denken Sie an Ihren Ruf, an Ihre Ehre, an Ihre frühern Thaten; Sie müssen siegen! Auch die Begeisterung der Soldaten wurde auf jede Weise entflammt und der Wein und der Branntwein nicht gespart, um

ihnen ein lustiges Leben anzurichten. Seinen begeisternden Worten, die Friedrich wiederholt an die Generale und die Truppen richtete, stellte er das Bild der Schmach einer Niederlage und die Strafe der Feigheit, die jeden treffen würde, der es einen Augenblick an Entschlossenheit fehlen lassen würde, gegenüber und die Wirkung blieb nicht aus.

Aber nicht blos Worte hatte Friedrich, sein Beispiel leuchtete Allen voran. Er befand sich beim Vortrab und stürmte am 4. Decbr. mit seinen Husaren das vom Feinde besetzte Neumarkt, worauf er die Anhöhen um die Stadt einnahm und den Anmarsch der Gewalthaufen erwartete. Der Prinz von Lothringen, der über 80000 Mann befehligte, rechnete auf gewissen Sieg. „Es wäre eine Schande," sagte er, „die berliner Wachtparade — so nannte er spottend des Königs Heer, das etwa 32000 Mann zählte — in unserer festen Stellung zu erwarten." Er ging über das Schweidnitzer Wasser dem Könige entgegen, der, als er dies erfuhr, ausrief: „Ist der Fuchs selbst aus dem Loche gegangen, will ich ihm das Fell schon abziehen."

Am 5. Decbr. kam es zu der denkwürdigen Schlacht bei Leuthen. Nie hatte Friedrich so fromme Regungen gefühlt. Zu jedem Anführer sagte er: „Zieh' Er mit Gott und schlag' Er den Feind." Es freute ihn, daß die Soldaten kirchliche Lieder sangen. „Mit solchen Leuten ist mir der Sieg gewiß," sprach er.

Ueber eine Meile lang dehnte sich die feindliche Schlachtlinie aus und war auf ihrem rechten Flügel, wo der Angriff vermuthet wurde, am stärksten. Das gewahrte Friedrich und beschloß, an der entgegengesetzten Seite sein Heil zu versuchen. Er ließ seine Truppen links abmarschiren und Daun, der diese Bewegung mißkannte, sagte zu dem Prinzen Karl: „Die Leute gehen; man störe sie nicht." Die Schlacht von Leuthen war aber grade diejenige, wo das Aufrollen des Heeres in schiefer Linie mit dem außerordentlichsten Erfolge begleitet war. Um ein Uhr Nachmit-

tags erfolgte der Angriff auf den linken Flügel mit solcher Heftigkeit, daß dieser fast augenblicklich auf die Mitte des Heeres geworfen wurde. Hier bot das Dorf Leuthen dem Feinde einen Stützpunkt. Der Commandeur des Bataillons, welches voran den Sturm beginnen sollte, stutzte, vor dem stark besetzten Ort: da sprang Hauptmann v. Möllendorf, der nachmalige Feldmarschall, vor und rief: „Soldaten mir nach!“ Er drang in das erste Gehöft, die Massen drückten nach, Leuthen ward genommen, doch währte hier noch vier Stunden lang ein wüthender Kampf, in dem besonders die preußische Artillerie die Reihen des Feindes niederstreckte. Die Niederlage der österreichischen Reiterei des rechten Flügels, die von der preußischen geschlagen wurde, ward entscheidend und die Flucht jetzt allgemein. Nie hatten die Preußen mit solcher Kampfgier gestritten; nie wurden die Anordnungen des Königs pünktlicher und kaltblütiger ausgeführt, nie aber auch ein herrlicherer Sieg gegen einen dreimal stärkeren Feind gewonnen. Dauns Lorbeerkranz von Kollin fiel ihm vom Haupte; hatte er Böhmen gerettet, so ging ihm jetzt Schlesien verloren.

Unter den preußischen Anführern that sich Prinz Moritz von Dessau besonders hervor, der dafür den Marschallsstab erhielt. Das preußische Heer hatte ungleich weniger als in früheren Schlachten, etwa 1200 Todte und 2500 Verwundete, verloren; unter ersteren befand sich G. M. v. Rohr. Auf kaiserlicher Seite waren 3 Generale gefallen, 6574 Mann theils todt, theils verwundet; mit den Gefangenen, Ueberläufern und Ausreißern konnte die Verringerung der feindlichen Streitkräfte auf 30000 Mann angeschlagen werden. Die einbrechende Nacht kam seinem Rückzuge zu statten, dennoch versuchte Friedrich mindestens den Ort Lissa zu erreichen und die dortige Brücke zu besetzen, die über das Schweidnitzer Wasser führt. Mit wenigen Truppen brach er dahin auf, fand aber den Ort noch von den Kaiserlichen besetzt und mußte um den Besitz dieser Brücke kämpfen. Während seine

Leute diese Sache abmachten, ritt der König mit seiner Begleitung auf das Schloß des Grafen von Maltzahn, wo er zu übernachten gedachte. Dort hatten sich bereits eine Menge österreichischer Offiziere aller Grade, die keine Verfolgung befürchteten, für die Nacht eingerichtet, stürzten aber auf die Nachricht, daß Preußen da seien, aus allen Gemächern herbei. Der Anblick des Königs versetzte sie in Bestürzung; sie konnten nicht anders glauben, als daß er mit einem großen Theile des Heeres den Ort besetzt und umstellt habe und ihre Verwirrung, die Friedrich bemerkte, benützte er mit gewohnter Geistesgegenwart zu seinem Vortheil. „Meine Herren, Sie sind meine Gefangenen, sprach er dreist, wir wollen es uns mit einander für die Nacht bequem machen.“ Die Oesterreicher hätten nichts weiter nöthig gehabt, als den König zu ergreifen, allein seine feste Haltung, seine zuversichtliche Aufforderung imponirte ihnen; sie überreichten ihre Degen, und der Monarch, der sich mit wenigen Worten selbst gerettet und eine große Anzahl von Gefangenen gemacht hatte, unterhielt sich mit ihnen auf das freundlichste. Nach und nach mehrte sich seine Umgebung und bald zog zu des Königs eigener Ueberraschung sein ganzes Heer mit klingendem Spiele durch den Ort. Die siegfrohen Truppen hatten, als sie erfuhren, daß ihr königlicher Feldherr voran sei, nicht rasten wollen und waren aufgebrochen, um ihm zu folgen.

Das Kriegsglück lächelte dem Könige bis zum Ende des Jahres. Breslau, das er mit weniger Truppen belagerte, als sich deren von den fliehenden Oesterreichern hinein geworfen hatten, ergab sich am 19. Decbr.; 18000 Mann streckten die Waffen; Liegnitz räumte die kaiserliche Besatzung gegen freien Abzug; in beiden Städten fielen reiche Vorräthe den Preußen in die Hände. In Schlesien blieb Schweidnitz der einzige Ort, der nicht sogleich wieder genommen werden konnte. Mit frohen leichten Herzen konnten die Preußen ihre Winterquartiere beziehen und sangen nun wohlgemuth:

Es lebe durch des Höchsten Gnade
Der König, der uns schützen kann;
So schlägt er mit der Wachtparade
Noch einmal achtzigtausend Mann!

Prinz Karl legte den Heerbefehl nieder und Graf Daun ward an die Spitze der kaiserlichen Armee gestellt, aber auch ihm rief Friedrich voll heiterer Laune in satyrischen Versen einen Abschiedsgruß nach Böhmen nach.

Bei der Erzählung dieser großen Ereignisse haben wir das, was sich in Preußen und Pommern zutrug, ganz aus den Augen verloren und müssen es kurz nachholen.

Im Juni war Feldmarschall Graf Apraxin nebst den Generalen Sibilski und Fermor mit 83000 Russen in Preußen verwüstend eingefallen, während eine russische Flotte die Häfen sperrte. Der 72jährige preußische Feldmarschall Lehwald kämpfte gegen diese Uebermacht am 30. August ruhmvoll, aber nicht glücklich, bei Groß-Jägerndorf. Er mußte sich zurückziehen, anstatt aber Königsberg zu besetzen, verließ der Feind unerwartet das Land. Eine Krankheit der Kaiserin Elisabeth hatte den Kanzler Bestuschef veranlaßt, den Befehl dazu zu ertheilen, weil er sich für den Fall des Todes der Kaiserin ihrem Thronfolger, dem Freunde Friedrichs, empfehlen wollte. Als Elisabeth genas, mußte Bestuschef zur Strafe nach Sibirien wandern.

Die Schweden hatten von Stralsund aus Streifzüge nach preußisch Pommern und der Ukermark unternommen. Die Provinz, welcher der König wenig Hülfe schicken konnte, sorgte für ihre Vertheidigung zumeist selbst und leistete durch die errichteten Landmilizen einen so kräftigen Widerstand, daß die Schweden, welche den Krieg überhaupt nicht mit Nachdruck führten, nichts ausrichten konnten.

Als man in England den Sieg bei Leuthen erfuhr, erwachte der Jubel aufs neue und durch freiwillige Unterzeichnungen wurde beschlossen, Friedrich dem Großen, dem Unüber-

windlichen, Geldmittel zur Bestreitung der Kriegskosten zu liefern. Friedrich glaubte aber, daß Blut genug geflossen und Ehre genug errungen sei, und bot Maria Theresia den Frieden in einem eigenhändigen Schreiben an, das er ihr durch den kriegsgefangenen und in Freiheit gesetzten Fürsten Lobkowitz zuschickte. Die Kaiserin würdigte dieses Entgegenkommen nicht einmal einer Antwort und so sah sich der König genöthigt, den Winter über auf die Verstärkung seiner Streitkräfte zu denken. Durch den großen Zulauf, den er erhielt, durch die Freikorps, zu deren Errichtung er seine Genehmigung ertheilte, brachte er sein Heer auf 208446 Mann Fußvolk und 54058 Mann Reiterei, womit er im

Feldzug von 1758

erscheinen konnte. Schon Mitte März griff er zu den Waffen und begann seine Unternehmungen mit der Belagerung von Schweidnitz, das sich, nachdem die Besatzung von 9000 Mann durch Gefechte, Krankheiten und Hunger bis auf 1500 geschmolzen und am 15. April das sogenannte Galgenfort mit Sturm genommen worden war, ergab. Daun, welcher erwartete, daß der König, wie zeither immer, seinen Angriff auf Böhmen richten würde, zog dahin alle seine Streitkräfte und sperrte alle Pässe durch Verhaue, wozu er ganze Wälder niederschlagen ließ. Friedrich täuschte seinen Gegner und fiel Anfang Mai in Mähren ein, das unbesetzt geblieben war, und berannte Olmütz. Es war jedoch nicht Sorge getragen worden, das schwere Belagerungsgeschütz schnell genug herbei zu schaffen; andere Fehler bei Anlegung der Laufgräben und Werke traten hinzu, um den Angriff zu verzögern, so daß Daun Zeit gewann, sich der bedrängten Stadt zu nähern und sogar Verstärkungen hinein zu werfen. Eine wichtige Festung im Angesichte einer feindlichen Armee zu belagern, ist jederzeit eine mißliche Sache und konnte Friedrich seinen Gegner nicht zu einer Schlacht bringen und ihn besiegen, so ließ sich vor-

aussehen, daß das Unternehmen vergeblich bleiben würde. Ein starker Transport von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, der dem Könige zugeführt werden sollte, wurde in den Gebirgspässen von den Oesterreichern angegriffen und trotz hartnäckiger Gegenwehr theils vernichtet, theils weggenommen, so daß nur das wenigste davon im preußischen Lager anlangte; und Ziethen selbst, der diesem Transport entgegen geschickt worden, aber nicht zu rechter Zeit eingetroffen war, mußte sich, von allen Seiten umschwärmt, fechtend nach der schlesischen Grenze zurückziehen. Der König gerieth dadurch in die allerübelste Lage; der Rückweg nach Schlesien war ihm versperrt und Niemand ahnete, wie er sich aus diesem Netze herausziehen würde. Klugheit und List retteten ihn. Absichtlich ließ er eine Depesche, die seine bevorstehende Ankunft in Neisse meldete und den Befehl zur Vorsorge für die Verpflegung der Truppen enthielt, in die Hände des Feindes fallen. Daun ging in die Falle und traf alle Anstalten, den Marsch des Königs in dieser Richtung zu hindern. Plötzlich hob er am 2. Juli die Belagerung auf und trat den Marsch durch Böhmen an; er war beschwerlich, denn das ganze Belagerungsgeschütz mußte mit fortgeschleppt werden, aber der gewonnene Vorsprung half; schon am 12. Juli erreichte das Heer Königingrätz, das Belagerungsgeschütz wurde nach Glatz geschickt, und der König versuchte nun, wiewohl vergebens, seinem Feinde eine Schlacht anzubieten. Daun wich durch gut gewählte Stellungen dieser Absicht aus, und so kehrte Friedrich Anfang August über Politz und Friedel nach Schlesien zurück, da die Bekämpfung der Russen ihm dringender, als dieses Schachspiel mit einem zaudernden Gegner wurde. Alle Welt erstaunte über diesen kühnen und glücklichen Rückzug und man rief: Friedrich hat nicht blos den Cäsar, er hat auch den Xenophon studirt!

Die Russen hatten schon im Januar das von Truppen ganz entblößte Preußen besetzt und die Stände gezwungen, der Kaiserin zu huldigen. Diesen Schritt hat Friedrich dem Lande nie ver-

ziehen, obgleich er wahrlich nur mit Widerstreben gethan worden war. Im Herzen wurde die Treue bewahrt und mannigfach bethätigt. Der Kammerdirektor Domhard täuschte die Ueberwachung der Russen, versorgte die Festung Kolberg mit Proviant, schickte dem Könige durch den armen Strumpfwirker Kapeller 100,000 Thlr. und ersparte nach und nach 300,000 Dukaten, die er nach Elisabeths Tode dem Könige selbst einhändigte.

Die Russen ließen es aber bei der Besitznahme von Preußen nicht bewenden; Graf Fermor ging durch Polen, erschien am 13. August vor Küstrin und verwandelte die Stadt durch seine Bomben in einen Aschenhaufen. Dennoch hielt der Kommandant die Festung trotz der barbarischen Drohung, daß nach einem gelungenen Sturme die ganze Besatzung niedergemetzelt werden sollte. Ein abgesondertes russisches Korps war nach Pommern gegangen, um sich dort mit den Schweden zu verbinden; Berlin befand sich also von zwei Seiten bedroht und rief seinen König um Hülfe an. Bereits war Graf Dohna mit den Truppen, womit er die Schweden beschäftigt hatte, zur Unterstützung Küstrins herbeigezogen, jedoch gegen die russische Uebermacht zu schwach. Friedrich, in Schlesien von Loudon und Daun bedrängt, entschloß sich dennoch dem grausamen Feinde, der seine Länder furchtbar verwüstete, die Spitze zu bieten, aber er hielt seine Lage für so ernst, daß er sein Testament errichtete und dieses seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der das Heer in Sachsen befehligte, zur Vollziehung zuschickte, um danach zu handeln, falls er in dem Kampfe wider die Russen fallen sollte. Mit nur 14000 Mann brach er am 11. August von Grüssau in Schlesien auf, legte die 35 Meilen bis Küstrin in elf Tagen zurück und vereinigte sich mit den Truppen unter Dohna, so daß er eine Streitmacht von 32000 Mann mit 17 Geschützen beisammen hatte. Wie ein rettender Engel war er von den Bewohnern der Neumark erwartet worden. Die Landleute warfen sich knieend auf seinen Weg. „Kinder,“ tröstete er sie, „ich habe nicht eher kommen können.“ Sogleich be-

fahl er 200,000 Thlr. zur Unterstützung der Bedürftigen zu vertheilen. Kaum hatten sich seine müden Soldaten von ihrem anstrengenden Marsche erholt, als er sie zum Kampfe wider Fermor und seine 50000 Russen führte.

Am 25. August 1758 beleuchtete der Morgenstrahl den Aufmarsch der Preußen zur Schlacht von Zorndorf. Den Russen sprachen zuerst die Popen, dann die Branntweinvertheiler Muth ein, aber die Preußen riefen: Hoch, Friedrich! und griffen mit Begeisterung an. Fermor steckte Zorndorf in Brand, doch als wäre es der Zorn des Dorfes, der an den Barbaren Rache suchte, so heftig blies der Wind Glut und Rauch den Russen ins Gesicht. Hinter diesen Wolken formirte der König seinen Angriff auf den rechten Flügel des Feindes nach demselben Plane wie in der Schlacht bei Leuthen und mit demselben Erfolge. Die russischen Bataillone wurden gegen die Mitte des Treffens zurück gedrängt und schwankte auch das Gefecht einen Augenblick, so blieben dennoch die Preußen mit ihrem Hurrahgeschrei und ihren Bajonneten unwiderstehlich. Wie bei Roßbach gab auch hier Seydlitz wieder die Entscheidung; sein Angriff mit den Kürassier-Regimentern warf die russische Reiterei auf ihr Fußvolk zurück und brachte es in Verwirrung. Die fliehenden Feinde stürzten sich auf ihre eigene Wagenburg, plünderten die Branntweinfässer und bewiesen durch viehisches Saufen, wovon weder Befehlwort noch Knute sie zurückbringen konnte, auf was eigentlich ihr Durst gerichtet war und daß er nicht dem Blute der Preußen galt. Bei Wilkersdorf hielt sich inzwischen das russische Fußvolk besser, bis auch auf diesem Punkte Seydlitz mit seinen gepanzerten Reitern erschien und hier die Russen nicht zu Branntweinfässern, sondern in die Sümpfe trieb. Den ganzen Tag über hatte die Schlacht gewüthet und an dem Ehrgeiz der russischen Generale lag es nicht, wenn sie verloren ging; noch am Spätabend griffen sie den König an, der so im Gedränge war, daß zwei seiner Adjutanten dem Feinde verwundet in die Hände fielen. Selbst die Nacht

kühlte ihren Eifer nicht und der Kanonendonner begrüßte von neuem den Morgen, bis Fermor nach vierstündigem Gefecht den Rückzug antrat, der ihn über Hinterpommern und Polen nach Preußen führte. Er hatte 20000 Mann, 5 Generale, 941 Offiziere, 103 Kanonen und 27 Fahnen verloren, aber auch der Verlust der Preußen war ungeheuer und bestand in 11061 Mann, 324 Offizieren und 26 Kanonen, welche letztere bei Wilkersdorf und dem anfänglichen feindlichen Erfolge genommen worden waren.

Großmüthig überließ Friedrich den Ruhm des Tages dem trefflichen Seydlitz und sagte zu dem englischen Gesandten, Sir Mitchell, als dieser ihm Glück wünschte: Ohne Seydlitz würde es übel gestanden haben.

Friedrich hatte allen Grund, gegen Rußland, dem er nicht die geringste Veranlassung zum Kriege gegeben hatte, erbittert zu sein. Die erzwungene Huldigung in Preußen, die barbarische Verwüstung der Neumark, die Einäscherung von Küstrin waren unverantwortliche Handlungen. Der König ließ seinen Grimm den gefangenen Offizieren merken; er schickte sie in die feuchten Kasematten von Küstrin und sagte ihnen: meine Herren, Sie selbst sind Schuld, wenn ich Ihnen keinen andern Aufenthalt anzuweisen habe; später aber durften sich die höhern Offiziere nach Berlin begeben. Die in Küstrin zurückbleibenden Offiziere zettelten ein Komplott an, um mit 3000 gefangenen Soldaten auszubrechen. Es wurde verrathen und harte Strafe erfolgte; ein Lieutnant Lüders ward sogar gerädert.

Als dem Könige mehrere gefangene Kosaken im elendesten Aufzuge vorgeführt wurden, rief er: „Da seht, mit solchem Gesindel muß ich mich nun herumschlagen.“

Die Abwesenheit des Königs war von seinen übrigen Feinden bestens benützt worden. Daun hatte sich in der Lausitz festgesetzt, die Reichsarmee, diesmal stärker an Zahl, den Marsch durch Böhmen nach Sachsen angetreten und das Pirnaer Lager bezogen,

Loudon mit seinen leichten Truppen die Niederlausitz überschwemmt, sich bis gegen die Oder ausgedehnt und die von Invaliden ehrenhaft vertheidigte kleine Veste Peitz besetzt. Gegen Loudon war Ziethen abgesandt worden; zwei ebenbürtige Gegner hatten es also mit einander zu thun; dem Daunschen Heere folgte Markgraf Karl mit den schlesischen Truppen, und in Sachsen stand Prinz Heinrich in einem befestigten Lager bei Dresden, hielt sich aber zu schwach angriffsweise zu Werke zu gehen.

Seinen Feinden viel zu früh kam der König aus der Zorndorfer Schlacht zurück, zog Ziethen und das schlesische Heer an sich, zwang Loudon, sich auf die österreichische Hauptmacht zurück zu ziehen, und erschien am 10. Sept. bei Dresden. Jetzt hatte er Streitkräfte genug bei sich, um einen entscheidenden Schlag zu führen; einem solchen wich aber Daun auf jede Weise aus. War er kein Meister und Held im Angriff, so verstand er doch das System der Vertheidigung vollkommen und ermüdete den König durch Märsche und Stellungen, die ihn vor seinem unternehmenden und kühnen Gegner sicherten. So entschloß sich Friedrich, nach Schlesien zu gehen, wohin ein anderes österreichisches Korps eingefallen, Oppeln und Neisse umringt hatte und sich anschickte, die letztgenannte Festung zu belagern. Diesmal kam ihm Daun an Schnelligkeit zuvor. Er fürchtete für seine Magazine in der Lausitz, wendete sich daher rasch dahin und befand sich dem Könige gegenüber, als dieser am 10. Oct. das Dorf Hochkirchen hinter Bautzen erreichte.

Mit der so oft erprobten Geschicklichkeit hatte Daun seine Stellung gewählt. An beiden Flügeln durch Berge gedeckt, lagerte er auf einer ausgedehnten und bewaldeten Hügelreihe, die das Dorf Hochkirch umschloß. Hier hatte er keinen Angriff zu fürchten und sperrte doch dem Könige den Weg. Unbegreiflicher Weise und wider den Rath seiner geschicktesten Generale schlug dieser sein Lager bei Hochkirch auf einer Fläche auf, die dem feindlichen Feuer ausgesetzt war. Der Generalquartiermeister v. Mar-

witz weigerte sich, das Lager abzustecken, und ward mit Arrest bestraft; Prinz Moritz von Dessau flehte den König an, sich nicht preis zu geben; er ward überhört; Keith, der am 11. Oct. aus Bautzen nachrückte, rief: „Wenn die Oesterreicher uns hier ruhig lassen, so verdienen sie gehenkt zu werden." Friedrich antwortete: „Ich hoffe, daß sie sich mehr vor mir, als vor dem Galgen fürchten."

Die witzige Zuversicht ward getäuscht und der größte Fehler, den Friedrich als Feldherr jemals begangen hat, furchtbar bestraft. Daun hätte das preußische Lager zu jeder Stunde mit gewissem Erfolge angreifen können, allein um diesen noch zu erhöhen, wählte er die Nacht und die List. Er stellte sich an, als sei es ihm nur um die Befestigung seiner Stellung zu thun, ließ einige Wege, die zu seinem Lager führten, verhauen, führte kleine Schanzen und Redouten auf und Friedrich ließ sich durch diese Scheinmaßregeln hintergehen. Selbstgefällig wiegte er sich in dem Glauben, daß der furchtsame Feind auf nichts bedacht sei, als sich einzugraben und sich vor den Preußen zu decken. Die Anstalten dauern auch in der Nacht vom 13. zum 14. Oct. fort. Die preußischen Wachen sehen, daß die Lagerfeuer wie gewöhnlich brennen, sie hören den Lärm der stürzenden Bäume, welche für die Verhaue gefällt werden; alles im kaiserlichen Lager deutet auf Wachsamkeit und Vertheidigung hin. Aber ungesehen, geräuschlos ordnet hinter den Höhen Daun seine Angriffskolonnen und wartet nur den Zeitpunkt ab, wo es im preußischen Lager still wird und selbst die Offiziere, die in geselligen Kreisen bei Wein, Gesang und Spiel sich bis gegen Morgen munter zu halten pflegten, ermüdet eingeschlafen sind. Panduren necken die Vorposten, allein, daran gewöhnt, wird nicht viel darauf gegeben; ihnen folgen Infanteristen, die sich als Ausreißer melden, aber bald in solcher Zahl eintreffen, daß sie im Stande sind, die preußischen Wachen zu überwältigen. Jetzt, als die Thurmuhr in Hochkirch die fünfte Morgenstunde verkündet, brechen, vom Nebel begünstigt,

die kaiserlichen Bataillone in das Lager ein, gewinnen im raschen Anlauf die Höhen bei Hochkirch und nehmen alle dort aufgestellten Geschütze. Der Lärm erweckt die preußischen Schläfer und mit möglichster Eile greifen sie zu den Waffen. Auch Friedrich, der in dem Dorfe Rodewitz sein Hauptquartier hatte, ist augenblicklich auf dem Platze, allein noch immer von dem Wahne befangen, daß es die Oesterreicher nicht ernsthaft meinen, ruft er den Leuten vom Regiment Wedell, die zu ihren Gewehren laufen, zu: „Was macht ihr Burschen? es ist nichts, es sind nur die Schurken, die Kroaten.“ Der Donner der Kanonen unterbricht seine Worte und zerstört seinen Irrthum; es ist kein Zweifel mehr, der rechte Flügel ist heftig angegriffen. Nie hat die preußische Kriegszucht sich glänzender bewiesen. Trotz der Dunkelheit, des Schreckens und der Verwirrung ordnen sich die Regimenter und werden zur Unterstützung des bedrohten Punktes geführt, doch sind Dauns Vortheile bereits zu groß. Mit verzweifeltem Muthe wird gestritten, allein oft schießt ein befreundetes Bataillon auf das andere, da die Finsterniß keine Unterscheidung möglich macht. Jetzt entbrennt der Kampf um Hochkirch selbst, dessen Behauptung für den König von der äußersten Wichtigkeit ist. Keith vertheidigt wüthend diesen Posten gegen den in Ueberzahl andringenden Feind; seine Leute schmelzen zusammen, doch der Marschall befeuert sie und kämpft an ihrer Spitze. Da zerschmettert eine Kugel seine Brust und selbst seine Leiche muß im Stich gelassen werden, da die feindlichen Grenadiere unaufhaltsam vordringen. Auch Franz von Braunschweig fällt, Moritz von Anhalt geräth verwundet in des Feindes Hände, dem Könige wird das Pferd unter dem Leibe erschossen.

In der offenen Feldschlacht ist es der vorbereitete Plan, die geschickte Anordnung, die pünktliche Ausführung, welche den Sieg gegen die Ueberzahl davon trägt. Alle diese Vortheile fehlten bei dem nächtlichen Kampfe und alle Tapferkeit richtete gegen die Uebermacht nichts aus. Noch behauptete Major Lange und

Lieutnant v. Marwitz mit einem Bataillon des Regiments Markgraf Karl den Kirchhof von Hochkirch und der Kern der österreichischen Grenadiere erliegt vor den Preußen, die hier nicht mit der gewöhnlichen Tapferkeit der Soldaten, sondern mit der Wuth erbitterter Männer streiten. 600 Preußen halten gegen 22 kaiserliche Bataillone aus und der Verlust der Oesterreicher an Todten in dieser mörderischen Nacht, der hinter dem preußischen nicht zurückblieb, ist vornämlich diesem Kampfe um den Kirchhof von Hochkirch beizumessen. Auch Friedrich benützt die Hingebung von sechs Bataillonen, um einen letzten Angriff zu versuchen, und rettet dadurch mit einer Besonnenheit, welche in dieser fürchterlichen Stunde besonders bewunderungswürdig ist, den einzigen Rückzugsweg, den Paß von Drehsa. Durch diesen führt er seine geschlagene Armee auf den eine halbe Stunde vom Schlachtfelde entfernten Spitzberg zwischen Klein-Bautzen und Kreckwitz, während Seydlitz, so oft schon der Retter in Gefahr, mit seinen verwegenen Reitern den Marsch des Heeres deckt. So geschlossen, so wohl geordnet ziehen die Preußen ab, daß Daun die Verfolgung nicht wagt, sondern am nächsten Abende in sein befestigtes Lager zurückkehrt. Es ehrt jedoch den Sieger, daß er den Tag benützte, die Leiche des Marschalls Keith mit kriegerischen Ehren in der Kirche von Hochkirch zu bestatten. Sie wurde später nach Berlin gebracht. Von preußischen Generalen starben noch v. Retzow, v. Geist und v. Krockow an ihren Wunden, überhaupt verlor der König an Todten, Verwundeten und Gefangenen 8850 Mann, 246 Offiziere, 101 Geschütze, 28 Fahnen, 2 Standarten und fast alle Zelte. Der König nahm sein Hauptquartier in Dobraschütz, entschlossen, keinen Schritt zu weichen, sondern dem Feinde eine neue Schlacht anzubieten. Er sprach wenig und sein einziger Befehl war, frisches Pulver auszutheilen und darauf zu sehen, daß die Leute in der Nacht ihre Kleider behalten.

Wie Unglück nie allein kommt, so traf ihn auch an diesem Tage noch die Nachricht von dem Tode seiner geliebtesten Schwester,

Wilhelmine Markgräfin von Bayreuth. Friedrichs Seele war völlig erweicht, und sein Vorleser le Catt traf ihn am Abend, eine Sammlung der Predigten des berühmten französischen Kanzelredners Bourdaloue in der Hand, in die er versunken war; er schien sich auf seinen Tod vorzubereiten. Klarheit und besonnene Prüfung seiner Lage kehrten aber bald in die Brust des Helden zurück. Er beauftragte den Prinzen Heinrich ihm von Dresden aus einen Theil seiner Truppen, nebst Geschütz, Kriegsbedarf und Lebensmitteln zuzuführen und vereinigte sich mit ihm bei Bautzen. Seinen Gegner, der zu keiner Schlacht zu bringen war, täuschte er durch einige Bewegungen, die auf einen Marsch durch die Niederlausitz abzuzwecken schienen, brach aber in der Wirklichkeit am 24. Oct. plötzlich auf, umging geschickt Dauns befestigtes Lager und gewann die Straße von Görlitz, ehe der Feind nur diesen kühnen Zug erfuhr, der nun, für seine Magazine besorgt, dem Könige folgte. Als diese gesichert waren, schickte Daun den Preußen nur leichte Truppen nach, wendete sich dagegen mit der Hauptmacht nach Sachsen. So konnte der König, den man in Wien schon für verloren gehalten hatte, seinen Marsch nach Schlesien ruhig fortsetzen. Der kaiserliche General v. Harsch wartete dort seine Ankunft nicht ab, hob die Belagerung von Neisse auf und wendete sich nach Mähren. Als Friedrich diese frohe Nachricht hört, macht er sogleich Halt und kehrt nach der Lausitz zurück, um zur Rettung des bedrohten Dresdens zur Hand zu sein. Dort befehligte General Graf Schmettau, der alle Truppen in die Hauptstadt gezogen hatte, da er sich außerhalb derselben gegen den gewaltigen Feind nicht halten konnte. Als Daun sich zu einer förmlichen Belagerung anschickte, ließ Schmettau am 10. Novbr. die Vorstädte von Dresden theilweise anzünden. Der kaiserliche Feldherr, uneingedenk dessen, was er sich selbst gegen Zittau erlaubt hatte, ließ dem preußischen Befehlshaber sagen: eine solche Maßregel sei unerhört und er werde ihn dafür persönlich verantwortlich machen. Schmettau antwortete mit Festigkeit: „Ich habe

den Befehl, die Stadt zu vertheidigen, und muß alle hierzu nöthigen Anordnungen treffen; werde ich angegriffen, so brenne ich auch den Rest der Vorstädte und Straßen nieder; ich halte mich bis auf den letzten Mann."

Die nirgend etwas ausrichtende Reichsarmee war in ihren Unternehmungen gegen Torgau und Leipzig durch aus Pommern anrückende Truppen gehindert worden; Daun erfuhr des Königs Annäherung und seine Besorgniß vor einem Zusammenstoß mit demselben verbarg er hinter dem Vorwand der Menschlichkeit und Schonung von Dresden. Er zog nach Böhmen, die Reichsarmee nach Franken ab und Friedrich konnte, als er Dresden erreichte und Sachsen vom Feinde geräumt fand, die pommerschen Truppen zur Bekämpfung der Schweden zurücksenden, die in dem ganzen Feldzuge nichts Bedeutendes ausgerichtet hatten und nun wieder nach Stralsund zurückgetrieben wurden. Mecklenburg, das seine Grenzen den Schweden geöffnet hatte, mußte zur Strafe dafür 2,400,000 Thlr. entrichten, wie es denn überhaupt durch preußische Werbungen, Lieferungen und Brandschatzungen den ganzen Krieg über schwer zu leiden hatte.

Uns bleibt nur noch ein kurzer Blick auf den Heldenlauf des Prinzen Ferdinand von Braunschweig im Jahre 1758 übrig, dem diesmal Ludwig XV. einen geistlichen Feldherrn, den aus königlichem Geblüt stammenden Grafen Clermont, Abt von Saint-Germain-des-Pres, mit 86000 Mann gegenüber stellte. Ferdinand hatte nur 30000 Mann und zwar durch den vorigen Feldzug entmuthigte Leute, aber schon im Februar beginnt er den Krieg. Wie Spreu treibt er den unfähigen und feigen Gegner vor sich her, der über die Weser, zuletzt im April sogar über den Rhein zurückweicht, während Prinz Ferdinand auf dieser Hetzjagd 11000 Gefangene und reiche Beute macht. Mit diesem Erfolge nicht zufrieden, geht der Prinz den 1. Juni bei Emmerich über den Rhein, schlägt am 23. die Franzosen bei Krefeld aufs Haupt, nimmt fünf Tage später Roermonde an der Maas, am



C. Preisel & C. Geyer sc.

Herzog Ferdinand v. Braunschweig.

7. Juli Düsseldorf, wird aber in seinem Siegeslaufe dadurch aufgehalten, daß der Herzog von Broglio, der mit den Truppen unter Soubise noch in Frankfurt und Hessen stand, am 23. Juli den Prinzen von Isenburg bei Sondershausen schlägt. Meisterhaft bewerkstelligt Ferdinand am 10. August seinen Rückzug über den Rhein bei Griethausen, zwischen Kleve und Emmerich, und vereinigt sich am 20. bei Coesfeld mit 18000 Engländern, die unter dem Herzog von Marlborough bei Emden gelandet waren. Von dieser Seite her hatte also Friedrich den ganzen Feldzug über nichts zu besorgen gehabt, denn obgleich die Franzosen ihre beiden Heere am Nieder- und Mittelrhein ansehnlich verstärkten und Soubise durch die Tapferkeit des Prinzen Xavier von Sachsen und der sächsischen Regimenter am 10. Oct. den hannöverschen Generallieutnant v. Oberg bei Lutterberg im Kalenbergischen besiegte, so glich doch der tapfere Braunschweiger diesen Unfall bald aus. Zwar konnte er dem überzähligen Feinde, der bessere Führer erhielt, keine großen Schlachten mehr liefern, aber durch geschickte Bewegungen hielt er ihn beständig im Schach und drängte ihn gegen den Rhein; Soubise blieb diesseits des Stroms, die große Armee zwischen Rhein und Maas, in Winterquartieren stehen.

Der Feldzug des Jahres 1758 endete damit, daß der König im Besitz von Sachsen und dessen Hülfsquellen blieb, alle seine Staaten aber vom Feinde frei waren, Preußen ausgenommen, das jedoch geschont wurde, da die Kaiserin Elisabeth es als ihr bleibendes Besitzthum betrachtete. Auf diesen Umstand sollte man sich in unsern Tagen ernstlich erinnern; der Appetit auf dieses Land ist den Russen seitdem gewiß nicht vergangen und die Weichsel zur Grenze gegen Preußen an dieser Seite zu haben, ein still genährter Wunsch, der noch einmal laut werden könnte.

Der drei Jahre lang fortgesetzte Krieg hatte die Kassen des Königs, wie seine Länder erschöpft und Friedrich, weit entfernt, ihnen neue Steuern aufzulegen, suchte vielmehr, wo er konnte,

die Noth zu lindern. Um seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen, mußten Sachsen und Mecklenburg herhalten und noch mehr half sich der König durch ein freilich eben so gewaltsames Mittel: er ließ schlechtes Geld prägen. Unter dem Namen der sächsischen und bernburgischen Drittel (Drittelthalerstücke) kam massenhaft eine Münze in Umlauf, die beständig werthloser wurde und woraus später unermeßliche Verluste entstanden.

Während des Winters beschäftigte sich Friedrich ein neu erfundenes Kriegsmittel, die reitende Artillerie, auszubilden. Wie Bernhard von Weimar im dreißigjährigen Kriege seine Schlachten dadurch gewann, daß er die Kanonen, welche bis dahin auf Wagen geführt und auf der Wahlstatt in unverrückbare Betten gelegt wurden, auf Laffetten brachte, so erreichte Friedrich durch die von ihm erdachte größere Beweglichkeit der Geschütze Vortheile, die von der größten Wichtigkeit wurden.

Obwohl der König die Stunden der Ruhe wie immer, so auch in diesem Winter, den Musen widmete, so war doch seine Stimmung ernster, gedrückter, was sich in seinen Briefen verrieth. An den Marquis d'Argens schrieb er im Anfange des Jahres: „Für mich giebt es in der Welt keinen Ort mehr, den ich Sanssouci nennen könnte. Ich bin alt, traurig, verdrießlich. Die Stunden der guten Laune sind nur Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen."

Auch der Thatendurst, das Verlangen durch kühne Schläge den Frieden zu erzwingen, wurden schwächer; er beschloß, nicht mehr angriffsweise zu Werke zu gehen, sondern sich auf die Vertheidigung zu beschränken, und eröffnete den nächsten Feldzug spät. Seine Winterquartiere beunruhigte ein unbedeutender Gegner, der polnische Fürst Sulkowski, ein hitziger Russenfreund, der große Vorräthe für diese aufhäufte und auf eigene Kosten Truppen warb. Friedrich schickte ein Streifkorps nach Polen, ließ diese Vorräthe zerstören, die Rekruten zerstreuen, die Waffen wegnehmen und Sulkowski nach Glogau schaffen, wo er einige

Zeit gefangen saß. Die Polen nahmen dies nicht übel, verfuhren vielmehr auf ähnliche Weise gegen den Fürsten Lubomirski, denn das willkürliche Schalten Rußlands in dem Gebiet der Republik erweckte ihre nur allzu gerechten Besorgnisse und sie haßten die Männer, welche den Untergang des Staats vorbereiteten.

Der Feldzug von 1759.

Friedrich wollte in diesem Jahre seine Farben auch zur See entfalten und hatte in Stettin elf bewaffnete Fahrzeuge ausrüsten lassen, um die Mündungen der Oder zu beschützen. Sie erlagen aber der schwedischen Uebermacht und nur durch Kaperbriefe schadete der König im mittelländischen Meere den österreichischen, schwedischen und toskanischen Schiffen, deren im Laufe des Jahres viele genommen wurden. Ein Theil der Prisengelder floß in die königlichen Kassen, doch hob der König am 8. März des folgenden Jahres diese Anordnung wieder auf.

Im Felde war Herzog Ferdinand von Braunschweig wieder, wie voriges Jahr, früher rührig als Friedrich selbst, wozu ihn schon Soubise nöthigte, der gegen den damaligen Kriegsgebrauch im Winter Frankfurt am Main besetzt und dadurch seine Verbindung mit den Reichstruppen und Oesterreichern gesichert hatte. Den Heerbefehl über die Franzosen führte jetzt am Main der Herzog von Broglio, am Niederrhein der Marschall von Contades. Gegen Ersteren wendete sich Herzog Ferdinand und lieferte ihm am 13. April bei Bergen eine Schlacht, die keine Entscheidung herbeiführte, vielmehr drang Broglio nach Kassel, Contades nach Münster und Minden mit beträchtlichen Streitkräften vor. Der Braunschweiger sah sich auf die Vertheidigung beschränkt, behauptete sich aber monatelang an der Weser, während Contades Lippstadt belagerte und hinter Morästen in einer unangreiflichen Stellung dieses Unternehmen deckte. Um ihn heraus zu locken, detachirte Herzog Ferdinand seinen Neffen, den Erbprinzen, gegen den französischen General Brissac, den dieser bei

Gohfeld, zwei Meilen von Minden, am 1. August erreichte und schlug. Contades, als er von dieser Bewegung Nachricht erhielt, beeilte sich, seinem Unterfeldherrn zu Hülfe zu kommen, aber Herzog Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße, und an dem nämlichen Tage, an welchem der Neffe schlug, errang der Oheim bei Minden über Contades einen herrlichen, vollständigen Sieg, der den Entsatz von Lippstadt und die Eroberung von Minden zur Folge hatte. Der König feierte dieses Ereigniß durch eine Ode, ernannte den Herzog zum General der Infanterie, aus England kam reiche Belohnung an und neben Friedrich glänzte der Ruhm des Herzogs unter den Helden jener Tage am leuchtendsten. Broglio erhielt jetzt den Oberbefehl über das gesammte französische Heer in Deutschland, der Kaiser ernannte ihn zum Reichsfürsten, und der Herzog von Württemberg führte ihm 12000 Mann im französischen Solde zu. Der so hoch Erhobene leistete dagegen wenig, was den großen, auf ihn gebauten Erwartungen entsprach, und saugte nur das Fuldasche Land aus, woraus ihn der Erbprinz von Braunschweig Ende Novbr. vertrieb und ihm 1200 Gefangene abnahm. Damit schloß sich das Kriegstheater an dieser Stelle und der Erbprinz wurde im Decbr. mit 12000 Hannoveranern, Schotten und andern Kriegsvölkern dem Könige zu Hülfe geschickt.

In Sachsen hatten Prinz Heinrich und G.-L. v. Hülsen — wir kennen ihn von Kollin her — mehrere glückliche Einfälle nach Böhmen gemacht und die dort aufgehäuften Magazine zerstört. Von da wendete sich der Prinz mit dem G.-L. v. Fink gegen die Reichstruppen, trug den Schrecken des preußischen Namens tief nach Franken und der Oberpfalz: Bamberg, Nürnberg, hinein, und kehrte hierauf zum Schutze von Sachsen mit reicher Beute und vielen Gefangenen zurück.

Friedrich deckte Schlesien in einem Lager bei Landshut; Daun nahte sich ihm aus Böhmen, in der Absicht, den Russen die Hand zu bieten, welche im April über die Weichsel gegangen waren und neue Magazine errichteten. Graf Dohna, der Mit-

streiter bei Zorndorf, erhielt den Auftrag, die einzelnen Heerhaufen der Russen anzugreifen und zu vernichten, bevor sie sich sammeln konnten. Das wollte ihm nicht gelingen und in der Zerstörung einiger Magazine bestand sein ganzer Erfolg. Friedrich hielt den alten Anführer für zu zaghaft, wählte einen seiner jüngsten Generale, v. Wedell, der sich im zweiten schlesischen Kriege und bei Leuthen vortheilhaft ausgezeichnet hatte, und stellte ihn mit den umfassendsten Vollmachten und mit dem Auftrage, den Feind anzugreifen, wo er ihn träfe, mit 26000 Mann dem russischen General Soltikof gegenüber. Durch dieses schmeichelhafte Vertrauen gehoben und von Ehrgeiz gespornt, that Wedell, was ihm geheißen war; er griff die Russen, die er bei Kay in der Nähe von Züllichau traf, am 23. Juli an, ward aber aufs Haupt geschlagen und verlor den dritten Theil seines Heeres.

Um diese Schlappe auszuwetzen, berief der König den Prinzen Heinrich mit 16 Bataillonen und 25 Schwadronen aus Sachsen zu sich in sein Lager bei Schmottseifen. Er bedurfte dieser Verstärkung, um die Vereinigung der Russen und Oesterreicher zu hindern und beiden die Spitze zu bieten. Eine rastlose Thätigkeit wurde in allen Anordnungen entfaltet; Prinz Heinrich erhielt den Befehl über das schlesische Heer; der König selbst eilte seinem geschlagenen Feldherrn, den er brieflich über sein Unglück tröstete, zu Hülfe, ging zwischen Frankfurt und Küstrin über die Oder und stand nun, nachdem er seine Vereinigung mit Wedell bewirkt, dem Feinde gegenüber, der, nachdem Loudon ihm ein Hülfskorps zugeführt hatte, 70000 Mann stark war, während Friedrich etwa 48000 Mann zur Verfügung besaß.

Bei Kunersdorf und auf der Hügelreihe, die sich östlich von Frankfurt a. d. Oder hinzieht, stand der wohlverschanzte Feind, den Friedrich am 12. August anzugreifen unternahm. Da der Boden von Seen und Bächen durchschnitten war, konnte das österreichisch-russische Heer nur auf Umwegen erreicht werden. Früh um 2 Uhr brach der König auf, durchzog die Neudorfer

Haide und erreichte mit seinen bereits ermüdeten Truppen um 11 Uhr bei drückender Hitze den Saum des Waldes. Man stand dem russischen linken Flügel gegenüber, den der König sogleich aus 60 schweren Geschützen begrüßte, die er auf zwei Hügeln aufstellen ließ. Nachdem seine ermatteten Soldaten sich mit Branntwein gelabt hatten, benützte der König den Eindruck, den seine Batterien hervorbrachten, um unter dem Schutze derselben durch acht Grenadierbataillone den Sturm beginnen zu lassen. Es gelingt, die ersten Schanzen werden genommen und die Russen auf den Kirchhof von Kunersdorf getrieben. Sogleich findet ein allgemeiner Angriff statt; die Soldaten, die auf einen raschen Sieg hoffen, dringen begeistert vor, kein Hinderniß schreckt sie, kein Graben hält sie auf; sieben Schanzen mit 180 Geschützen fallen in ihre Hände, die wichtigsten Punkte des Feindes sind alle in der Gewalt des Siegers, und der König sendet Abends um 6 Uhr die Kuriere mit der glückverkündenden Botschaft ab. Hätte er das Gefecht an diesem Tage abgebrochen, so wäre sein Erfolg gesichert gewesen, allein gegen den Rath seiner Generale muthet er den erschöpften Truppen zu, auch noch den Judenberg zu stürmen, den Loudon besetzt hielt. Die Soldaten dieses kühnen Anführers waren noch nicht im Kampfe gewesen; er bricht mit ihnen aus einem tiefen Grunde hervor und vor dem Anprall seiner Reiterei weichen die Preußen. Vergebens frischt der König ihr Feuer an, vergebens theilt er ihre Gefahren; zwei Adjutanten fallen an seiner Seite, zwei Pferde werden unter ihm erschossen; ihn selbst trifft eine Kugel, dennoch will er nicht weichen. Alles ist umsonst; jeder gewonnene Vortheil geht verloren, die Niederlage wird vollständig und der Rückzug artet in wilde Flucht aus. Der König ist in Verzweiflung, er ruft: giebt es denn keine Kugel mehr für mich! Als Alle fliehen, steht er noch auf einem Sandhügel und stößt seinen Degen in den Boden. Ein Ziethenscher Husar erblickt ihn und ruft seinem Rittmeister von Prittwitz zu: dort steht der König. Sogleich eilt dieser auf den Monarchen zu und beschwört

ihn, sich zu retten. Halb mit Bitten, halb mit Gewalt bringt er den König von der Stelle. Schon dringen die Kosaken hervor, doch Prittwitz schießt den feindlichen Offizier vom Pferde und jagt mit dem Könige davon, den er in einer armseligen Bauernhütte unterbringt. Hier behielt Friedrich nur seinen Pagen und einen Bedienten bei sich, dem braven Prittwitz befiehlt er mit seinen Husaren weiter zu reiten und die Fliehenden zu sammeln, wo er kann. Einige Verwundete, die sich gleichfalls in dieses Dorf geflüchtet haben, schleppen sich, als sie des Königs Anwesenheit erfahren, herbei, um ihn zu bewachen. Dieser aber hielt sich für verloren und traf danach seine Befehle. Seinem funfzehnjährigen Thronerben sollte Treue geschworen, durch den Prinzen Heinrich, als Oberfeldherrn, der Krieg zu Ende geführt werden. Obschon er den Untergang des Staats und den seinigen für gewiß hielt, machte ihn dies doch für die Leiden seiner Unglücksgefährten nicht gleichgiltig. Er erkundigte sich nach allen Verwundeten im Dorfe, sorgte, daß sie verbunden würden, und sprach ihnen Trost zu. Fast ungläubig hörte er am folgenden Morgen die Nachricht an, daß einiges Geschütz gerettet worden sei, und wirklich verdankte er es nur der Saumseligkeit seiner Feinde, daß die Folgen der Niederlage nicht größer wurden. Die selbst erschöpften Russen erholten sich von ihren Anstrengungen bei der Flasche, ohne an die Verfolgung ihrer Gegner zu denken. Freilich war ihr Verlust gleichfalls entsetzlich und wurde von ihnen selbst auf 16000 Mann angegeben. General Soltikof schrieb daher an die Kaiserin Elisabeth: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen und gewinne ich noch einen solchen Sieg, so muß ich mich allein aufmachen, um Eure Majestät die Nachricht davon zu bringen.“ Er ließ, selbst geschwächt wie er war, dem Könige Zeit, am folgenden Tage seine flüchtigen Truppen zu sammeln und mit 18000 Mann die Oder zu überschreiten. Hinter sich brach dieser die Brücken ab und bezog zwischen Frankfurt und Küstrin ein Lager. Auf den Rath des alten Obersten Moller ordnete er

auch die Abhaltung eines Feldgottesdienstes an. „Ja, Majestät," hatte der greise Krieger zu ihm gesagt, „bei Leuthen ging es freilich anders, dort sangen aber auch die Leute nicht Zotenlieder, sondern priesen Gott!"

Der Verlust war ungeheuer, mehr als die Hälfte der Armee mit 172 Geschützen dahin, Seydlitz schwer verwundet. Friedrich fühlte sich so niedergedrückt, daß er den Heerbefehl abtrat und auf kurze Zeit dem General v. Fink übertrug. Von den Versprengten fanden sich inzwischen so viele freiwillig wieder ein, daß die Streitmacht bald auf 28000 Mann stieg. Dazu kam die Nachricht von dem Siege bei Minden und die Hoffnung, Beistand von dem Herzoge Ferdinand zu erhalten, der auch, wie ich schon oben sagte, wiewohl erst später, eintraf.

Zu den Opfern von Kunersdorf gehörte Ewald v. Kleist, der Sänger des Frühlings. In der Schlacht gestürzt, zogen ihn die Kosaken nackt aus, und obgleich andere russische Soldaten ihm Hülfe leisteten, so wiederholte sich doch dieser Vorgang. Die russischen Offiziere aber, bis zu denen der Ruf des Dichters gedrungen war, benahmen sich edel, schafften ihn nach Frankfurt, und als er dort am 24. August starb und es bei der feierlichen Bestattung an einem Degen fehlte, legte ein russischer Offizier den seinigen auf den Sarg. Gelehrsamkeit, zumal dichterische Talente, waren im Kriegerstande damals noch eine solche Seltenheit, daß Voß dem Gefallenen später die Grabschrift widmete:

Hier ruht der Barde Kleist!
In ihm beweint der Musenchor
Zum ersten mal den schönen Geist
In einem preußischen Major.

Durch 9000 Mann, die General v. Kleist dem Könige aus Pommern zuführte, verstärkt und aus seinen Zeughäusern mit Geschützen versehen, fühlte er sich bald wieder im Stande, den ihm drohenden Gefahren zu begegnen. Die Russen waren über die Oder gegangen; ihre Vereinigung mit Daun, der Marsch auf

Berlin standen zu befürchten und der König deckte deshalb seine Hauptstadt durch ein Lager bei Fürstenwalde. Zu seinem Glück entzweiten sich die feindlichen Anführer; jeder wollte dem andern den Zug nach Berlin zuschieben, aber Soltikof sagte: ich habe in diesem Feldzuge bereits zwei Schlachten gewonnen, nun mögen die Oesterreicher ihr Heil versuchen. So kam es zu keinem gemeinsamen Unternehmen. Prinz Heinrich, der zeither ruhig in seinem Lager bei Schmottseifen gestanden hatte, nöthigte überdies den Grafen Daun, sich gegen ihn zu wenden. Er war den Oesterreichern in den Rücken gefallen, hatte einzelne Abtheilungen aufgerieben und die feindlichen Magazine zerstört; Daun mußte daher die Fortschritte des Prinzen hemmen.

Während sich so die Dinge wieder hoffnungsreicher gestalteten, traf den König ein neuer harter Schlag. In seiner ersten Trostlosigkeit nach der Niederlage bei Kunersdorf hatte er dem Grafen Schmettau, der Dresden noch immer besetzt hielt, geschrieben, daß, wenn es ihm unmöglich werden sollte, sich zu behaupten, er eine günstige Kapitulation abschließen solle. Nun waren die Reichstruppen in Sachsen eingefallen und belagerten die Hauptstadt. Der König, dessen Lage sich inzwischen gebessert hatte, schickte zwei tapfere Männer, die Generallieutnants v. Fink und v. Wunsch, um von zwei Seiten her dem bedrängten Dresden Hülfe zu bringen; Schmettau aber erhielt diese Nachricht und die anders lautenden Befehle des Königs erst am 5. September, nachdem es bereits zu spät war; er hatte schon Tags vorher kapitulirt. Fink und Wunsch thaten das Unglaubliche. Letzterer nahm am 27. August Wittenberg, am 31. August Torgau, am 13. Sept. Leipzig, die alle dem Feinde in die Hände gefallen waren, und befand sich im Anzuge auf Dresden. Fink kam von Osten her mit 9 Bataillonen und 32 Schwadronen und ersuchte Schmettau, die Stadt trotz der Kapitulation nicht zu übergeben. Der zweite Kommandant, Oberst Hoffmann, widersetzte sich auch der Uebergabe, wurde jedoch von den Preußen selbst erschossen, und so

ging Dresden mit einer Kriegskasse von 5,600,000 Thaler, mit Kriegs- und Mundvorräthen für 35000 Mann verloren. Friedrich war wüthend. Er schrieb an Schmettau, der sich mit dem zuerst erhaltenen Befehl entschuldigt und zugleich gesagt hatte, Oberst Hoffmann sei betrunken gewesen: „Ich denke wie Hoffmann, und ist der betrunken gewesen, so wünschte ich, der Gouverneur und die ganze Besatzung wären es auch gewesen, damit sie eben so gedacht hätten." Schmettau wurde entlassen und erlangte des Königs Gnade nie wieder. Dresden war dahin und der König hat es auch im ganzen Laufe des Krieges nicht wieder erlangt, was für ihn ein äußerst herber Verlust war.

Vergütet wurde der Unfall durch den Abzug der Russen. Die Spannung zwischen Soltikof und Daun war immer größer geworden. Jener hatte Truppen verlangt, dieser zog sich nach Sachsen; jener wollte Proviant, dieser bot Geld. „Geld esse ich nicht und meine Leute auch nicht," gab der Russe zur Antwort und ging nach Polen.

Die Beschwerden des Feldzugs zogen dem Könige das Podagra zu, allein er ertrug seine Schmerzen nicht nur mit Geduld, sondern vertheilte von seinem Krankenlager aus die Befehle mit der gewohnten Klarheit seines Geistes, unterbrach auch seine wissenschaftlichen Beschäftigungen nicht, studirte die Geschichte Karls XII. von Schweden und schrieb ein gedankenreiches Werk: Betrachtungen über den Charakter und die Talente dieses Schwedenkönigs. Sobald sich Friedrich besser fühlte, eilte er nach Sachsen, ertheilte seinem Bruder, der sich dort kräftig hielt, den Lobspruch: „Heinrich ist der einzige General, der in diesem Feldzuge keinen Fehler begangen hat," trat aber jetzt wieder selbst an die Spitze des Heeres. Mit einem glücklichen Gefechte bei dem Dorfe Krögis eröffnete er aufs neue seine kriegerische Thätigkeit, neckte auch Daun, der im Plauenschen Grunde stand, und schickte Streifkorps nach Böhmen, die anfangs Glück hatten. In dem Befehl aber, den er dem General Fink gab, sich in dem Dorfe Maxen,

im Rücken Dauns, aufzustellen und diesem den Weg zu verlegen, beging er einen neuen Fehler. Fink, der sein Schicksal voraus sah, bat den König, ihn mit diesem Auftrage zu verschonen, aber Friedrich sagte: „Er weiß, daß ich keine Diffikultäten leide; mach' Er, daß er fortkommt.“ Die trübe Ahnung des Geopferten erfüllte sich bald; von der ganzen feindlichen Macht umringt, mißlang sein verzweifelter Versuch, sich durchzuschlagen; er mußte sich am 21. Novbr. mit 13000 Mann ergeben. Das ist der berühmte Finkenfang bei Maxen, wie der Feind spottweise das Unglück der Tapfern nannte. Auch General Diericke, der jenseits der Elbe stand, entging demselben Schicksale nur mit großem Verlust, da der Eisgang das Uebersetzen des Flusses erschwerte. So war Friedrichs Heer wieder bis auf ein kleines Häuflein zusammen geschmolzen, dennoch blieb er in seinem Lager bei Wilsdruf stehen, aus dem weder der Feind, noch die Winterkälte ihn vertreiben konnten. Die Leinwandstadt schneite ein und die Soldaten litten fürchterlich, aber den Oesterreichern ging es nicht besser. Endlich erschien der Erbprinz von Braunschweig mit der mehrerwähnten Hülfe und nun entschlossen sich beide Heerführer, vom Froste bezwungen, ihre Truppen in Kantonirungen zu verlegen. Schreckliche Unfälle hatten diesen Feldzug begleitet, doch hatte es Friedrich dem Schicksale abgetrotzt, daß er in Feindes Land die Winterquartiere behielt, seine Länder bis auf Preußen vom Feinde frei blieben und außer Dresden keine wichtige Stadt oder Festung genommen worden war.

Demungeachtet blieb des Königs Lage äußerst gefährlich und sein scharfer Verstand richtete sich nach allen Gegenden hin, wo sich ihm die Möglichkeit einer Erleichterung darbot. König Ferdinand von Spanien war am 10. August 1759 im Wahnsinn gestorben, sein Halbbruder, Karl von Neapel, folgte ihm auf dem Throne und überließ seinem dritten Sohne Ferdinand, einem achtjährigen Knaben, Neapel, das, dem Aachener Frieden zufolge, dem Herzoge von Parma bestimmt war, dessen Länder an Oester-

reich fallen sollten. Maria Theresia achtete dieser Ansprüche nicht, um in dem Kriege gegen Preußen nicht gestört zu werden. Diese Verhältnisse will Friedrich benützen, um sich Bundesgenossen zu verschaffen. Nach Madrid sendet er den Lord Marshall, nach Turin seinen Flügeladjutanten v. Cocceji als Unterhändler; aber der König von Sardinien fürchtet die vereinigte Macht Frankreichs und Oesterreichs und wagt es nicht, Ansprüche, die er auf Parma hat, mit den Waffen durchzusetzen. Anstatt Spanien für sich zu gewinnen, unterhandeln vielmehr die bourbonischen Mächte, um einen Familienvertrag zum gegenseitigen Schutze zu Stande zu bringen und so scheitern Friedrichs Pläne an beiden Höfen. Diese Umstände machen ihm den Frieden nur noch wünschenswerther, wozu auch England die Hand bietet. Bei den großen Vortheilen, welche die britischen Heere und Flotten über die Franzosen in Amerika davon getragen hatten, hoffte man, mit solchen Anträgen in Versailles ein geneigtes Gehör zu finden, allein der Haß gegen Friedrich verblendete Alle. Die österreichische Partei, der sich selbst Voltaire beigesellte und beleidigend gegen den König schrieb, gewann im Rathe Ludwigs XV. die Oberhand, die Fortsetzung des Krieges ward beschlossen. Zugleich erneuern die beiden Kaiserinnen von Rußland und Oesterreich am 21. März 1760 ihr Bündniß auf fernere zwanzig Jahre und beschließen, nicht zu ruhen, bis Oesterreich Schlesien und Glatz, Rußland Ostpreußen gewinnen.

Friedrich sieht sich gezwungen, den verzweifelten Kampf fortzusetzen, aber seine Seele bleibt ungebeugt. Die Fluth der Schmähschriften, welche seine Gegner ausstreuen, beantwortet er durch ungleich witzigere und geistreichere Satyren, wodurch er die Lacher auf seine Seite bringt. Wie immer beschäftigen ihn wissenschaftliche Arbeiten, eine neue Ausgabe seiner Gedichte, eine Ode, die er an die Deutschen richtet, der Ankauf von Gemälden, der Briefwechsel mit seinen Freunden. Er scheint die Welt in Waffen, die ihn umdrängt, vergessen zu haben, aber diese erhabene Ruhe seiner Seele ist es gerade, welche seine Feinde verwirrt.

Während seine Lebensweise so geordnet ist, als befände er sich im tiefsten Frieden, bereitet er dennoch die Mittel zur Fortsetzung des Krieges mit der äußersten Umsicht vor, und während seine Kräfte für erschöpft gehalten werden, ist er gerüstet, die eisernen Würfel des Krieges von neuem niederfallen zu lassen. Die altgedienten Soldaten haben die Schlachten zwar hinweggerafft, allein durch Werbungen ist das Heer auf 126 Bataillone und 190 Schwadronen — etwa 90000 Streiter — ergänzt, nur lassen sich, da es diesen Truppen an Uebung, an der Vollzahl der Offiziere fehlt, nicht, wie im Anfange des Krieges, große Schläge führen. Vertheidigung, vorsichtiges Abwarten der Umstände, ist ihm Pflicht und mit einem danach entworfenen Plane beginnt

Der Feldzug von 1760.

„Heran! ihr muthigen Geschwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz
Und trefft mit scharf geschliff'nem Erz
Dem frechen Feind die Lebensader."

(Aus des Königs Ode an die Deutschen.)

Der Begeisterung, welche solche Worte zu entzünden geeignet waren, entsprachen die ersten Kriegsthaten nicht, obgleich sich bei manchen Vorfällen der alte preußische Geist wieder offenbarte. In Sachsen befehligte der König selbst, Prinz Heinrich wurde den Russen entgegen geschickt; die Schweden sollte der Prinz von Württemberg im Zaume halten und in Schlesien General v. Fouqué die Pässe gegen Böhmen bewachen. In Oberschlesien hatte General v. d. Golz nur 5 Bataillone und 7 Schwadronen der Macht Loudons gegenüber zu stellen, der von Mähren aus über das pommersche Regiment v. Manteuffel herfiel, das meine Vaterstadt Neustadt besetzt hielt. Manteuffel räumte vor der Uebermacht die Stadt, wurde aber auf dem Marsche von kaiserlichen Dragoner=, Kürassier= und Husaren=Regimentern im Nachtrab und den Flanken so heftig angefallen, daß er verloren schien.

Loudon ließ den preußischen General zur Ergebung auffordern, aber Manteuffel fragte seine Pommern: wollt ihr mir folgen? „Wir wollen!" war der einstimmige Ruf, und aus den geschlossenen Reihen der Tapfern wurde der anstürmende Feind mit einem Kugelregen begrüßt, daß er zurückprallte. Manteuffel richtete seinen Rückzug gegen den Wald bei Schweinsdorf und fand hier Gelegenheit zu so erfolgreichem Widerstande, daß die Kaiserlichen, nachdem sie über 300 Mann verloren hatten, von der Verfolgung abstehen mußten. Dieser kühne und geschickte Rückzug und die Entschlossenheit des Lieutnants v. Liebenroth, der mit nur 30 Mann von Neisse aus den Preußen zu Hülfe geschickt worden war, diese wenigen Leute aber so schlau vertheilte, daß der Feind den Anmarsch eines beträchtlichen Korps vor sich zu sehen glaubte, ist in jenen Gegenden unvergessen geblieben.

Loudon war aber auch schlau; er ließ das durch Manteuffel verstärkte Neisse liegen, breitete sich in Schlesien aus, bedrohte Glatz, Schweidnitz und Breslau und verleitete dadurch Fouqué, der nicht mehr als 14000 Mann besaß, diesen Gegenden zu Hülfe zu kommen. Darauf hatte Loudon gewartet, läßt durch den General Janus rasch die verlassene Stellung bei Landshut besetzen, sichert sich die Pässe bei Wartha, der nach Glatz, und bei Silberberg, der nach Böhmen führt und berennt Glatz, das er zur Uebergabe auffordert. Der König, als er diese Vorgänge erfuhr, schrieb an Fouqué: „Ich dank's Euch mit dem Teufel, daß Ihr meine Berge verlassen habt, schafft mir meine Berge wieder, es koste, was es wolle!" Dadurch sah sich Fouqué, der sich unter die Kanonen von Glatz hatte ziehen wollen, zur Umkehr gezwungen, gewann auch am 17. Juni Landshut, woraus er die Oesterreicher vertrieb, glücklich wieder, wurde aber dort von dem herbeieilenden Loudon am 23. Juni mit einem Heere von 38000 Mann angegriffen. Mit Hülfe von 68 Geschützen hielt Fouqué den ganzen Tag über diesen ungleichen Kampf aus, endlich aber erlagen seine Tapfern der Uebermacht; blos die Reiterei schlägt sich durch.

Fouqué selbst, den nur sein Reitknecht Trautschke — der König nannte ihn „das Wunder Schlesiens" — durch die Aufopferung seines Lebens rettete, wird mit 4000 Mann gefangen; alle Geschütze, 34 Fahnen und 2 Standarten gehen verloren; in Landshut wüthet Plünderung und Mord, bis Loudon seine rohen Schaaren zügelt; Schlesien war dem Feinde preisgegeben. Am 26. Juli erstürmte Loudon Glatz und nahm die ganze Besatzung gefangen. Friedrich kassirte, als er dies hörte, alle Offiziere und ein Kriegsgericht verurtheilte den Vizekommandanten d'O zum Tode; erst auf dem Richtplatze ward er begnadigt. Loudon aber wendet sich nach Breslau, um dort einen gleichen Erfolg zu erringen, trifft jedoch da auf einen andern Mann. General v. Tauenzien — sein Standbild ziert seit 1800 den schönen Platz vor dem Schweidnitzer Thore, der nach ihm der Tauenzienplatz heißt — war ein Held von altem Schlage. Seine Besatzung bestand nur aus 3000 Mann, aber als Loudon ihm sagen ließ, wenn er Breslau nicht übergebe und es erstürmt werden müsse, würde auch das Kind im Mutterleibe keine Schonung finden. Tauenziens lakonische Antwort war: „Schlimm! aber, Gott sei Dank, ich bin nicht schwanger und meine Grenadiere auch nicht!" Der berühmte Lessing war damals Tauenziens Sekretär und der sagt von ihm: „Wäre des Königs Macht so zusammengeschmolzen, daß er alle seine Truppen unter einem Baume hätte versammeln können, Tauenzien hätte gewiß unter diesem Baume gestanden." Prinz Heinrich, der in der Neumark die Russen zu erwarten stand, rückte der schlecht befestigten Hauptstadt sogleich zu Hülfe, worauf Loudon am 4. August die Belagerung aufhob.

Die Kunde von dem Verluste der Festung Glatz überraschte den König bei der Belagerung von Dresden, die er, obgleich Daun auf dem rechten Elbufer stand, lebhaft betrieb und die Stadt vom 19. Juli an aus 100 schweren Geschützen grausam beschoß. Fruchtlos war die Zerstörung; am 29. Juli zogen die Preußen ab, aber der König war auf seine Truppen ergrimmt

und strafte das Regiment des weiland alten Dessauers, das sich, seiner Meinung nach, bei einem Ausfalle der Belagerten, nicht kräftig bewiesen hatte, durch den Verlust der Tressen. Von Lacy verfolgt, von Daun beobachtet, ging Friedrich am 1. August bei Meißen über die Elbe und wie ein Gespenst stand die Aussicht seines nahen Falles vor seiner Seele. Noch gebeugter war Prinz Heinrich, der, an jeder Rettung verzweifelnd, aus Lissa, wo sein Hauptquartier war, an seinen königlichen Bruder die Bitte richtete, ihn des Heerbefehls zu entbinden. Dieses Zeichen von Zaghaftigkeit war es gerade, was Friedrichs Geiste die Spannkraft wieder gab. Er antwortete dem Prinzen: „Es ist nicht schwer, Leute zu finden, die dem Staate in Zeiten des Glücks und der Blüthe dienen; des Vaterlandes echter Sohn bewährt dagegen seinen Sinn in den Tagen der Noth. Je schwieriger die Umstände sind, um so leuchtender muß das Beispiel sein. Sie können es mit Ihrem Rücktritt nicht ernstlich meinen; weder Sie noch ich sind an der traurigen Wendung der Dinge Schuld, aber unsere Pflicht ist es, sie zum Besseren zu kehren. Ich werde mich in wenigen Tagen schlagen und gewiß wird jeder auf seinem Platze sein.“ Prinz Heinrich gab diesem Anruf an seine Ehre Gehör und blieb. Soltikof war ihm nachgerückt und stand bei Breslau dem Prinzen gegenüber, aber Friedrich eilte in Gewaltmärschen herbei und der Russe, seine Annäherung fürchtend, ließ sich nur durch Dauns Versprechen, daß er mit Loudon und Lacy den König angreifen werde, vom Abzuge zurück halten.

Friedrich erfuhr die Absicht seiner Feinde und freute sich darüber. Eine Feldschlacht war ihm immer willkommen, und um sie zu wagen, stellte er am 15. August eine Stunde nach Mitternacht unfern von Liegnitz seine Truppen auf. Ermüdet von dem Nachtmarsch, lag der König, in seinen Mantel gehüllt, auf der Erde am linken Flügel seiner Schlachtordnung und schlummerte. Da weckt ihn die Nachricht: die feindlichen Heersäulen sind keine 400 Schritte entfernt! Rasch springt er auf, stellt sich an die Spitze



C. Preisel & C. Geyer sc.

Prinz Heinrich v. Preußen.

von zwei Bataillonen, während die andern Truppen seiner Bewegung folgen, und führt sie gegen Loudon, der in drei Kolonnen über die Katzbach gegangen war, den König zu überraschen hoffte und jetzt selbst überrascht ward. Der Aufmarsch der Oesterreicher war schwierig und Friedrich ließ sie nicht zur Besinnung kommen. Schlag auf Schlag folgten die kühnsten Angriffe und nach drei Stunden hatte er mit nicht mehr als 14000 Mann seinen 32000 Mann starken Gegner geworfen und über die Katzbach zurückgetrieben. Daun und Lacy kamen zu spät. Als sie Loudons Niederlage erfuhren, wagten sie es nicht, den rechten Flügel, wo Ziethen zu ihrem Empfange bereit stand, zu attakiren. Das Feldherrntalent, das Ziethen an diesem Tage entfaltete, bewunderte der König so sehr, daß er von seinem Krankenbett aus — eine Kugel hatte ihn in die Weichen getroffen — den Mitstreiter sofort zum General der Reiterei ernannte. Auch das Regiment, das bei Dresden so gekränkt worden war, erhielt die wohl verdiente Auszeichnung zurück und der Flügelmann Fauser redete den König mit den Worten an: „Ich danke Euer Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen; jetzt sind Sie wieder unser gnädiger, geliebter König.“

Der Tag von Liegnitz war glorreich; er hatte den Oesterreichern 10000 Mann und 82 Kanonen gekostet, aber entscheidend war er nicht; doch benützte der König die Verwirrung seiner Feinde trefflich, brach vom Schlachtfelde sogleich auf und bewirkte in wenigen Tagen seine Vereinigung mit dem Prinzen Heinrich bei Breslau. Dadurch trennte er die Oesterreicher von den Russen; letztere zogen sich an die polnische, erstere an die böhmische Grenze zurück.

Friedrichs Absicht, Daun noch einmal zum Schlagen zu bringen, ging fehl, dagegen vereitelte er seine Absicht, Schweidnitz zu belagern, und drängte ihn wiederholt an die Berge zurück, in denen dieser geschickte Anführer aber solche Stellungen zu nehmen vermochte, daß er sich nicht aus Schlesien vertreiben ließ. Den

Oberbefehl über die Russen hatte General Fermor wieder erhalten und bereitete sich zu einem Zuge gegen Berlin, wohin auch Lacy vordringen sollte. Diese Bewegung nöthigte den König, von Daun abzulassen und seinen Marsch durch die Niederlausitz nach der Mark zu richten. Zwischen dem Könige und seinen Soldaten stellte sich jenes trauliche Verhältniß her, welches ihm der sicherste Bürge ihrer treuen Anhänglichkeit war. Grade auf diesem Marsche erhielt er viele Beweise davon. Der Name „der alte Fritz" war allgemein geworden, und rief der König seinen Leuten zu: „Guten Tag, Kinder!" so schallte ihm der tausendstimmige Ruf entgegen: „Guten Tag, Fritz!" Rief er den Soldaten, wenn sie nachlässig gingen, zu: „Hübsch grade, Kinder!" so mußte er sich die Antwort gefallen lassen: „Nur selber grade!" Ein Ziethenscher Husar musterte sogar des Königs Anzug und rief: „Die Stiefeln besser raufgezogen." Tausend solche kleine Vorgänge, denen der König immer eine liebenswürdige Wendung gab, erhielten die Soldaten bei guter Laune; diese Anekdoten verbreiteten sich in den Reihen des ganzen Heeres, gaben reichlichen Stoff zu frohem Gelächter, erzeugten aber zugleich jenen kriegerischen Geist und jene persönliche Anhänglichkeit, die wir in neuerer Zeit bei den Soldaten Napoleons wieder gefunden haben.

In den Zwischenzeiten großer Schlachten fehlte es nie an Ereignissen, welche durch das Ungewöhnliche, das Ueberraschende in ihrer Art Erstaunen und Bewunderung erregten, den Geist des Heeres kräftigten und in der ganzen Welt besprochen wurden. So hatte Preußen von der versprochenen englischen Seehülfe nichts zu sehen bekommen, dagegen erschien wieder eine russische Flotte vor Colberg, zu der auch schwedische Schiffe stießen und beide bombardirten die unglückliche Stadt, die gleichzeitig zu Lande angegriffen ward und die Oberst v. d. Heyde mit Muth vertheidigte. Schon war er aufs Aeußerste gebracht, als sich ein kleines Hülfskorps nahte. Drei Schwadronen Husaren stürmten voran und warfen sich mit solchem Ungestüm auf das

russische Fußvolk, daß dieses sich von einer ganzen Armee angegriffen glaubte und auf die Schiffe flüchtete, die, als gäbe es dort keine Sicherheit vor den preußischen Husaren, eilfertig die Anker lichteten.

„Und durch ganz Deutschland machte die Runde
Die unerhörte, die drollige Kunde:
Zwei Flotten vertrieben die preußischen Reiter;
Das nenn' ich mir kühne, verwegene Streiter!"

Zu viel aber hatte Friedrich auf die Lahmheit in den Maßregeln der Russen und auf ihre Langsamkeit gerechnet; diesmal kamen sie ihm zuvor; schon am 3. Oct. war der russische Vortrab vor Berlin. Seydlitz und andere verwundete Generale, die sich ihrer Heilung wegen dort aufhielten, trafen Anstalt zur Vertheidigung; als aber die Russen immer zahlreicher wurden, als auch Lacy sich von der andern Seite näherte, mußten sie am 8. Oct. kapituliren. Zwei Bataillone und die Miliztruppen, nebst allen anwesenden Militärpersonen wurden kriegsgefangen, die Kriegsvorräthe und das Staatseigenthum dem Feinde zur Verfügung gestellt, wogegen für Personen und Privatbesitz Sicherheit verheißen ward. General Graf Tottleben, ein geborner Thüringer, hielt seinen Einzug und forderte eine Kriegssteuer von 4 Millionen Thlr. Durch die Vermittlung des auch beim Feinde hochgeschätzten Kaufmanns Gotzkowsky erlangte die unglückliche Hauptstadt manche Erleichterung; auch Sanssouci, wo der edle Ungar, Fürst Esterhazy befehligte, wurde durchaus geschont; dagegen ließen an den andern königlichen Schlössern vornämlich sächsische Truppen die Rachgefühle aus, welche die Beschießung von Dresden, überhaupt die Drangsale, die Sachsen seit drei Jahren erlitten, entzündet hatten. Geräthe und Kunstsachen wurden muthwillig zerstört und es bildete sich da ein Blatt in der Geschichte, das ich um so lieber überschlage, als die heutige sächsische Armee, die nicht geringeren Eifer, aber zartere Gefühle für kriegerische Ehre besitzt, es selbst heraus zu reißen wünschte. Uebrigens er-

wähne ich hier gleich, daß Friedrich in dieser Hinsicht nicht edler verfuhr und zur Vergeltung späterhin das Lustschloß des Königs von Sachsen, Hubertusburg, plündern ließ; die Lorbeerkränze wurden also von beiden Seiten befleckt. Der Noth Berlins und seiner Umgebung machte die Nachricht ein Ende: der König kommt! Ihm voran waren schon die Korps des Prinzen v. Württemberg und des Generals von Hülsen geeilt, allein zu schwach, um die Feinde anzugreifen, hatten sie sich unter den Kanonen von Spandau aufgestellt. Friedrich hatte kaum die Grenzen der Mark erreicht, als am 12. Oct. die Feinde vor seinem gefürchteten Namen aus einander stoben, Lacy sich nach Sachsen, Tottleben sich über die Oder rettete und der König daher nicht nöthig hatte, selbst in Berlin zu erscheinen, sondern sich gleich nach Sachsen wenden konnte.

Das war ganz in Feindes Hand, nachdem Hülsen zum Schutze von Berlin geeilt war. Nur durch eine Schlacht konnte es wieder gewonnen und zugleich Fermor abgehalten werden, aufs Neue die Mark zu bedrohen und dort seine Winterquartiere zu nehmen. Als preußische Truppen Leipzig und Wittenberg besetzten, zog sich die Reichsarmee vor ihnen nach Thüringen zurück, Daun aber blieb mit 64000 Mann bei Torgau stehen und war durch Sümpfe und Verhaue so gedeckt, daß es als höchst verwegen erschien, wenn Friedrich ihn mit seinem um 26000 Mann geringeren Heere angreifen wollte. Dennoch entschloß sich der König dazu, umging die feindliche Stellung und ließ nur Ziethen mit einem Korps zurück, um den Kaiserlichen von vorn die Stirn zu bieten, während die Hauptmacht ihren Rücken bedrohte.

Keine fürchterlichere und blutigere Schlacht ist im ganzen Laufe des siebenjährigen Krieges geliefert worden, als am 3. Nov. 1760 bei Torgau. Vergleicht man die Kämpfe Cäsars mit denen Friedrichs, so hatte die Schlacht bei Munda große Aehnlichkeit mit der Torgauer. Auch hier konnten die Legionen des großen Imperators nicht durchdringen; auch hier wankten sie und Cäsar

war nahe daran dem Pompejus das Feld zu räumen, als sich nach ungeheuerm Blutverlust der Sieg spät auf seine Seite wendete. Grade so gestalteten sich die Ereignisse an jenem verhängnißvollen 3. Nov., an welchem in der Frühe des Morgens Friedrich mit vier Kolonnen von Langen-Reichenbach links abmarschirte. Schon unterwegs griffen die Ziethenschen Husaren das österreichische Dragoner-Regiment St. Ignon, das sich in einem Gehölze verborgen hielt, an und nahmen es sammt dem General gefangen; auch viele feindliche Grenadiere fielen bei dem weiteren, den Kaiserlichen ganz überraschend kommenden Marsche des Königs den Preußen in die Hände und zwei Reiter-Regimenter retteten sich nur durch eiliges Zurückziehen auf die Hauptmacht. Daun behielt keine Zeit, seine Schlachtordnung zu ändern, als der König, den heftiges Feuer aus der Ferne vermuthen ließ, Ziethen sei mit Lacy handgemein geworden, rasch und ehe alle seine Truppen beisammen waren, aus dem Walde, durch welchen sein Zug ihn führte, hervorbrach und unter dem feindlichen Feuer aus 200 Kanonen den linken Flügel bestürmen ließ. Die preußischen Grenadiere wurden reihenweise niedergestreckt und selbst das Geschütz demontirt. Auf die gelichteten Brigaden von Stutterheim und Syburg hieben die österreichischen Karabiniere ein und gleichzeitig brachen Infanteriekolonnen auf die Geschlagenen los, die jedoch G. M. v. Ramin mit fünf Bataillonen zurück trieb. Daun führte aber in Person den Seinigen frische Truppen zu Hülfe und ließ die gesammte Reiterei seines linken Flügels einhauen. Das preußische Fußvolk wäre verloren gewesen, wenn nicht die Kürassier-Regimenter v. Spaen und Markgraf Friedrich die Oesterreicher über den Haufen geworfen und die Dragoner von Baireuth ganze österreichische Infanterie-Regimenter gefangen genommen hätten. Das verschaffte dem preußischen Fußvolke Zeit, sich zu sammeln und wieder vorzudringen, doch warfen sich neue feindliche Reiter-Regimenter ihm entgegen. Erst in diesem Augenblicke führte Prinz Georg von Holstein das Hauptkorps aus

dem Walde zum Treffen; sein erster Angriff mißlang, bis ihm fünf Bataillone zur Unterstützung kamen. Wäre der Prinz früher ins Gefecht gekommen, würde die Entscheidung rascher gewesen sein; er kam viel zu spät, der König gab die Schlacht schon verloren, da brach „Ziethen aus dem Busch.“ Er hatte sich nicht voreilig in das Gefecht eingelassen; die Kononade, die der König gehört und die seinen Angriff beschleunigt hatte, war nur eine Plänkelei mit Kroaten gewesen. Ziethen beschäftigte den Feind, als er aber bemerkte, daß der Donner der Schlacht sich entferne, war er überzeugt, daß die Sachen nicht gut ständen. Sogleich zog er sich zur Unterstützung des Königs links, entdeckte einen Zugang durch die Moräste und Teiche, den der Feind nicht gekannt und daher nicht besetzt hatte, brach durch denselben hervor, warf die Oesterreicher trotz des heftigsten Widerstandes und nahm die Weinberge von Süptitz, den Schlüssel der feindlichen Stellung, womit er den Sieg der Preußen entschied. Daun war zweimal verwundet und konnte den Befehl nicht weiter führen. Das erzeugte Fehler und Unordnungen, welche die Preußen benützten. Lacy wagte noch um 9 Uhr bei eingebrochener Nacht einen Angriff, allein Freund und Feind konnten sich nicht mehr unterscheiden und österreichische Abtheilungen feuerten gegen einander. Auf dem im Blute schwimmenden Schlachtfelde wußte in dieser fürchterlichen Nacht kaum jemand, wie es stand, doch zogen die Oesterreicher sich gegen Mitternacht auf Torgau, von da weiter über die Elbe nach Meißen zurück. Zerstreut lagerten die Preußen auf dem Schlachtfelde und versprengte österreichische Abtheilungen näherten sich ihren Wachtfeuern, um sich zu wärmen. Von keiner Seite hatte man mehr Lust, sich feindlich zu behandeln. Die kurz vorher mit solcher Erbitterung gegen einander gestritten hatten, lagen friedlich beisammen und die feindlichen Lagerkameraden streckten am Morgen die Waffen. Andere Trupps verirrten sich in den Wäldern und fielen den Preußen später gleichfalls in die Hände. Der König brachte die Nacht in der Kirche zu Elsnig zu



C. Preisel & C. Geyer, sc.

General Ziethen.

und fertigte von da die Siegesboten ab, die nach Magdeburg, wo die königliche Familie weilte, nach Berlin, nach dem Haag und Baden gingen. Theuer war der Sieg erkauft; gegen 13000 Mann büßte das preußische Heer ein; angesehene Offiziere, darunter Graf Wilhelm von Anhalt, waren gefallen, Markgraf Karl und G. M. v. Stutterheim verwundet, der König selbst, dem zwei Pferde unter dem Leibe getödtet wurden, durch eine Flintenkugel an der Brust gestreift, die Generallieutnants v. Bülow und v. Finkenstein, Oberst Graf Schwerin und Oberstlieutnant v. Möllendorf gefangen. Doch der Erfolg überwog den Nachtheil. Zunächst war der Verlust des Feindes noch größer und dann schreckte die Kunde dieses Sieges die Reichstruppen, die nach Franken, die Russen, die nach Polen gingen, während Daun dem Könige Sachsen überließ und sich damit begnügte, Dresden zu behaupten. Loudon hatte in Oberschlesien auch nichts ausgerichtet und als einzige Frucht seiner anfänglichen Siege nur Glatz behalten.

Herzog Karl von Württemberg, dessen Bruder, Friedrich Eugen, so mannhaft mit Friedrich stritt, verließ nach der Torgauer Schlacht die Sache der Verbündeten und ging nach Hause, auch der Herzog von Zweibrücken legte den Befehl über die Reichstruppen nieder und wurde durch den Grafen Christoph Karl von Stolberg ersetzt — heut denken die Stolberge anders.

Die Franzosen hatten in diesem Jahre bedeutende Heere in das Feld gestellt und den Herzog Ferdinand dadurch an wichtigen Unternehmungen gehindert; sein Neffe, der Erbprinz, verlor sogar am 16. Oct. bei Kloster-Campen ein Treffen gegen den französischen General de Castries; Entscheidendes fiel aber auf diesem Kriegsschauplatze nicht vor. Jenseits des Ozeans erkaufte der britische General Wolf in der Schlacht bei Quebek mit seinem Leben den Sieg und die Eroberung von ganz Kanada. Es war das letzte glorreiche Ereigniß während der Regierung Georgs II., er starb am 25. Oct. 1760 und hinterließ in seinem Privatschatze nur 43000 Guineen, da er alle persönlichen Mittel auf den Krieg ver-

wendet hatte. Dieser Tod war ein Unglück für Friedrich; der Enkel des Verstorbenen, Georg III., wurde von seiner Mutter und Lord Bute geleitet, doch gelang es Pitt noch einmal am 12. Dec. 1760 das Bündniß mit Preußen zu erneuern, womit er ganz im Geiste des Volks handelte, welches den „protestantischen Helden" anbetete.

Als der Winter die Waffenruhe brachte, konnte Friedrich immerhin zufrieden auf das durchkämpfte Jahr zurückblicken. Bei seinen immer schwächer werdenden Kräften hatten die Feinde gehofft, ihn durch ihre Uebermacht zu erdrücken. Es war ihnen nicht gelungen; zwei folgenreiche Schlachten hatten alle ihre anfänglichen Erfolge ausgeglichen; aufrecht stand er da und die Erschöpfung seiner Feinde war nicht geringer, als die seinige. Die Last des Krieges traf vornämlich das arme Sachsen, das wie eine Citrone ausgepreßt ward. Eben so mußte es, gleich Mecklenburg, Anhalt und schwedisch Pommern Rekruten stellen; nicht minder wurden die österreichischen Gefangenen, da man in Wien die Auswechselung verweigerte, zum Dienst gezwungen, aber auch im eigenen Lande Jünglinge im zartesten Alter nicht geschont. Der König vermehrte die Freikorps, die, zumal im kleinen Kriege, beständig Erfolgreicheres leisteten, und so hoffte er, sich auch mit seinen jungen Soldaten im Felde wieder ehrenvoll zu behaupten.

Einen Theil des Winters brachte er in Leipzig zu und unterhielt sich hier mit deutschen Gelehrten. Gottsched, Ernesti, Winkler wurden eingeladen, behagten aber dem König nicht, dem nur der fromme bescheidene Gellert gefiel. Seine Verse fand er fließend, da sich jedoch Gellert an ihn nicht herandrängte, so blieb es bei einer einmaligen Unterredung. Friedrich erinnerte sich aber seiner noch später gern und äußerte zu Garve in Breslau: Der Mann verdient auf die Nachwelt zu kommen, denn bearbeitet er auch nur ein kleines Feld, so geschieht dies doch mit Glück und Verstand. Den Buchhändler Pauli in Berlin ermunterte er, Gellerts Fabeln als Schulbuch zu drucken, allein von Gleim und

Ramler, die ihn verherrlichten, so wie von Klopstock hat er nie Kenntniß genommen.

Die Siegeshoffnung, womit Friedrich den Krieg begonnen, schwand immer mehr, nur der Entschluß, keinen ehrlosen Frieden zu schließen, blieb fest stehen.

Kehrt das Glück mir seinen Rücken,
Will ich dennoch furchtlos stehn.
Anstatt feige mich zu bücken,
Groß und glänzend untergehn.

So sang er und danach handelte er. Nichts schien seinen Gleichmuth stören zu können und umringt von Gefahren, konnte er noch harmlos scherzen. Marquis d'Argens traf den König in Leipzig, als er auf dem Fußboden saß, seine Hunde fütterte und mit einem Stäbchen, das den Lieblingen die besten Bissen zuschob, Ordnung unter ihnen hielt. „Mein Gott, rief der Franzose, wie werden sich doch die Großmächte Europas den Kopf zerbrechen, was der Marquis de Brandebourg jetzt thut. Gewiß glauben sie ihn mit Plänen zu ihrem Verderben beschäftigt und er spielt mit seinen Hunden!"

Wohl dachte er an Anderes, an Wichtigeres und empfing mit Vergnügen den Vorschlag Frankreichs zu einem Friedenskongreß, der sich in Augsburg versammeln sollte, jedoch abermals zerschlugen sich die Unterhandlungen und

Der Feldzug von 1761

begann, den die Feinde mit größerem Nachdruck zu führen gedachten. Zwischen Frankreich, Spanien und Neapel kam am 10. August 1761 der bourbonische Hausvertrag, auf den ich bereits hindeutete, wirklich zu Stande, weshalb Pitt verlangte, daß England nun auch an Spanien den Krieg erklären sollte. Da er damit nicht durchdrang, trat er aus dem Kabinet und mit ihm verlor Friedrich seine beste Stütze. Später brach der Krieg gegen Spanien dennoch aus, ohne daß seine Ereignisse einen Einfluß

auf die Sache des Königs ausübten. Die Gegner hatten den Frieden verworfen und wagten sich doch nicht an den preußischen Löwen heran. Mit den Franzosen und Sachsen, die unter dem Marschall Broglio in Hessen standen und in Thüringen eindrangen, wurde zuerst angebunden. Der König schickte dem Herzog Ferdinand den G. L. v. Sydow mit 7000 Mann zu Hülfe. Dieser trifft am 15. Febr. 1761 den Feind bei Langensalza, treibt die französische Reiterei in die Flucht und nöthigt dadurch auch das sächsische Fußvolk zum Rückzuge: 3000 Gefangene, 4 Kanonen und 6 Fahnen sind die Früchte des Sieges.

Diesem ersten glänzenden Aufzuge entsprach der Fortgang des Schauspiels nicht; Herzog Ferdinand berennt Kassel und Marburg, ohne sich dieser Städte zu bemächtigen; der Erbprinz wird am 21. März bei Stangerode geschlagen, wogegen der Herzog am 16. Juli bei Vellinghausen mit besserem Glücke kämpft. Daß er den Feind dem Könige vom Leibe hält, ist viel, freilich aber auch alles, was er abermals im Felde zu leisten vermag.

Dauns Stern, der bei Kollin und Hochkirch so strahlend aufging, war im Verbleichen und der thatkräftigere Loudon, der als Protestant zeither nicht die verdiente Berücksichtigung gefunden hatte, erhielt in diesem Feldzuge den selbständigen Heerbefehl über 60000 Mann, womit er nach Schlesien in der Absicht rückte, die Verbindung mit den Russen zu suchen. Auch die Russen hatten einen neuen Anführer, den Feldmarschall Butturlin, der mit 70000 Mann in der Neumark stand. Was ließ sich nicht von zwei so mächtigen Heeren unter dem Befehl von Generalen erwarten, die nach dem Ruhme strebten, über den Helden des Jahrhunderts zu triumphiren. Mit seinen 50000 Mann, meist Rekruten, die erst für große Thaten herangebildet werden sollten, vermochte Friedrich den Uebergang der Russen über die Oder und ihre Vereinigung mit Loudon bei Striegau, die am 17. August erfolgte, nicht zu hindern. Der Schlachtenlustige muß auf Vertheidigung denken und bezieht in dem Dorfe Bunzelwitz zwischen

Schweidnitz und Striegau ein festes Lager, wodurch er das Heer der Verbündeten an der Belagerung von Schweidnitz verhindert. Loudon ist entschlossen, die Lagerwälle zu bestürmen, doch Butturlin trägt gegen das Wagniß Bedenken; läßt sich ein Versprechen entreißen und zögert von Neuem, bis ihm zuletzt die Lebensmittel ausgehen und er rückwärts nach Jauer zieht. Die Preußen hatten noch größere Noth gelitten und das Hungerlager von Bunzelwitz, das vom 20. August bis 25. Sept. behauptet ward, ist jetzt noch im preußischen Heere nicht vergessen. Friedrich theilte alle Beschwerden seiner Soldaten und als er eines Abends wie gewöhnlich in die Schanzen ritt, rief er seinen Leuten zu: „Sorgt für ein Bund Stroh, daß ich heut Nacht nicht wieder auf der Erde liegen darf.“ Solch Beispiel zog, doch war es ein Glück, daß die Truppen erlöst wurden, als der verlassene Loudon sich allein nicht länger sicher hielt und nach Freiberg in ein festes Lager eilte.

Um ihn aus diesem heraus zu locken, unternahm der König verstellte Märsche, allein er kannte seinen Gegner noch nicht genug. Als er sich dadurch zu weit von Schweidnitz entfernte, stürzt Loudon mit einem Löwensprunge am 1. Oct. aus seinen Verschanzungen hervor, überfällt Schweidnitz in der Nacht und erstürmt es glücklich. Dennoch wagt er es nicht, den herbeieilenden König anzugreifen, sondern zieht sich in seine Befestigungen zurück. In dieser Zeit, wo Friedrich sich den größten Gefahren aussetzte, begegnete es ihm auch, daß er bei einer Recognoscirung auf einen Panduren stieß, der sein Gewehr auf ihn anlegte. Der König erhob nur den Stock und rief dem Soldaten zu: „Du! Du!“ und dieser von dem Blitze aus den Augen des Monarchen getroffen, eilt verwirrt wie das Reh bei dem Brüllen des Löwen davon. Nicht lange darauf drohte eine andere Gefahr, die aus einem überlegten verrätherischen Plane herrührte. Ohne weitere wichtige Vorgänge hatte der Feldzug geendet, die Winterquartiere wurden bezogen und des Königs Hauptquartier befand sich in dem Dorfe Woiselwitz bei Ohlau. Unter den Per-

sonen, die ihm hier aufwarteten, war auch der in der Nähe reich begüterte Baron Warkotsch, der mit dem Pfarrer Schmidt in Siebenhuben und dem kaiserlichen Obersten Baron Wallis den Plan zu einem Ueberfalle von Woiselwitz entwarf. Als er am 29. Nov. vom König auf sein Schloß Schönbrunn zurückgekehrt war, weckte er noch spät in der Nacht seinen Jäger Kappel, um diesem einen Brief an den Pfarrer Schmidt zur Weiterbeförderung an den Obersten Wallis zu übergeben. Der Jäger hatte aus verschiedenen Gründen längst Verdacht geschöpft und anstatt den Brief an den katholischen Pfarrer Schmidt zu befördern, trägt er ihn — obwohl er selbst Katholik ist — zu dem evangelischen Ortspfarrer Gerlach, dem er seine Bedenken mittheilt. Diesem leuchtet die Sache ein; er öffnet den Brief und findet darin den vollständigen Entwurf zum Ueberfall auf den nächsten Montag den 30. Nov. Er eilt damit zum Könige, der dadurch Gelegenheit erhielt, für seine Sicherheit zu sorgen. Die beiden Schelme hatten Wind bekommen und sich aus dem Staube gemacht. Das über sie ausgesprochene Todesurtheil konnte nur an ihren Bildnissen vollzogen werden, doch verlor Warkotsch seine Güter, der Pfarrer sein Amt und wie ihnen dieser Verlust in Oesterreich ersetzt worden ist, weiß ich zwar nicht, aber das weiß ich, daß man dort, wie überall, zwar den Verrath liebt, aber den Verräther verachtet.

Der König begab sich nach Breslau und brachte dort den Winter zu. Lange hatte er sich um ein Bündniß mit der Türkei beworben, auch wirklich am 22. März 1761 einen Vertrag zu Stande gebracht, doch war das Jahr folgenlos vergangen. Nun aber ordnete Osman III. Rüstungen an, welche die Zusammenziehung eines bedeutenden Heeres an der Donau bezweckten, was sowohl für Rußland, als für Oesterreich eine Drohung war. Auch der Tartarchan, Kerim Gherai, verhieß, nächstes Jahr im Felde zu erscheinen; allein weit wichtiger, als diese fern liegenden Diversionen war für Friedrich der Tod seiner erbitterten Feindin, der Kaiserin Elisabeth von Rußland, die mit Hinterlas-

sung eines unrühmlichen Andenkens am 5. Januar 1762 starb. Ihr Neffe, der Sohn des Herzogs Karl Friedrich von Schleswig-Holstein, bestieg als Peter III. den russischen Thron. Das warf ein Gewicht in Friedrichs Wagschale, das doppelt zog. Er war nicht nur einen Feind los, sondern hatte in demselben Augenblicke den thätigsten Bundesgenossen und einen schwärmerischen Freund gewonnen. Die Wendung ward bald offenbar. Der neue Czar schickte einen geheimen Abgesandten nach Breslau, Friedrich aber am 9. Februar den Baron v. d. Goltz als außerordentlichen Gesandten nach Petersburg mit einem eigenhändigen Schreiben, das den Glückwunsch zur Krone enthielt, vornämlich aber den raschen Abschluß des Friedens bezweckte. Alles ging vortrefflich. Peter setzte sogleich die in russische Kriegsgefangenschaft gerathenen Offiziere in Freiheit, die gefangenen Soldaten ließ er sogar, ehe er sie zurück schickte, neu uniformiren, legte selbst preußische Uniform und den preußischen schwarzen Adlerorden an, erbat sich vom Könige die Ernennung zum Chef eines preußischen Regiments, ließ schon am 16. März zu preußisch Stargard einen Waffenstillstand unterzeichnen, obgleich der falsche Lord Bute ihm empfohlen hatte, das eroberte Land nicht zurück zu geben, und schloß am 5. Mai 1762 zu Petersburg den Frieden, worin zugleich die Räumung Ostpreußens, die am 8. Juli erfolgte, und eine Kriegshülfe von 15000 Mann zugesichert ward. Kolberg war am 16. Decbr. von gewaltigen russischen Streitkräften zu Land und See endlich überwältigt und die Schaar von 300 Tapfern, die sich so lange wüthend vertheidigt hatte, vom Feinde selbst bewundert, wie im Triumphe nach Petersburg geführt worden. Auch dieser Unfall glich sich jetzt aus. Schweden sah sich gleichfalls genöthigt, dem Beispiele des Czars zu folgen; am 22. Mai kam in Hamburg der Friede zu Stande. Die Schweden waren am wenigsten gefährlich gewesen und Friedrich konnte bei Gelegenheit dieser Friedensunterhandlungen seine Spottlust nicht unterdrücken. „Ich habe von dem ganzen Kriege nicht viel gehört, schrieb er; ma-

chen Sie doch die Sache mit Belling ab, mit dem Sie sich in Pommern etwas geneckt haben." In Pommern dachte man aber anders und war froh, der langen Kriegsbürde und des wiederholten russischen Besuches ledig zu sein, wie denn überhaupt in der ganzen Monarchie der Frieden vornämlich mit Rußland größere Freude als der herrlichste Sieg hervorrief.

Natürlich entgegnete Friedrich alle Freundlichkeiten, die er von seinem neuen Bundesgenossen erfuhr, allein das Schicksal hatte ihn zu oft gelehrt, dem Glück und seiner Dauer zu mißtrauen, als daß dieser überraschende Wechsel ihn übermüthig und unvorsichtig machen konnte. Namentlich kannte er das eheliche Mißverhältniß zwischen Peter III. und seiner Gemahlin Sophie Auguste Friederike, die sehr bald als Katharina II. den Kaiserthron besteigen sollte. Ihr Vater, Prinz Christian August von Anhalt-Zerbst, war preußischer General und Gouverneur von Stettin gewesen, wo die Prinzessin am 2. Mai 1729 das Licht der Welt erblickte. Friedrich hatte die Ehe derselben mit dem russischen Großfürsten, wie ich bereits sagte, gestiftet und er durfte daher auf ihre Dankbarkeit hoffen. Seine Stellung zwischen dem uneinigen Ehepaare war aber schwierig; er mußte sich die Freundschaft des Kaisers bewahren und durfte es doch auch mit der Gemahlin desselben nicht verderben, denn trübe Ahnungen stiegen frühzeitig in ihm auf. Peter III. ging mit zu wenig Schonung der Nationalgefühle zu Werke und besaß doch nicht die überwältigende Kraft, wie sie Peter I. eigen gewesen war; er beleidigte seine Gemahlin und wollte nicht sehen, daß sie ihm gefährlich werden konnte. Friedrich aber sah es und handelte danach. Er schrieb dieserhalb an den Marquis d'Argens: „O was für eine herrliche Sache ist die Erfahrung! In meiner Jugend war ich unbesonnen, wie ein junges Pferd, das ohne Zügel auf einer Wiese herumspringt, aber nun — nun bin ich bedachtsam geworden, wie der alte Nestor. Doch ich bin auch grau, von Kummer aufgenagt, mit Krankheiten belastet, mit einem Wort, ich tauge

zu nichts in der Welt mehr. — Sie ermahnen mich immer, für mein Wohlbefinden zu sorgen; wie ist es möglich, mein Lieber, wenn man so herumgezerrt wird, wie ich! Vögel, die dem Muthwillen der Kinder überlassen werden, Kreisel, welche kleine Knaben peitschen, können keine schlimmere Mißhandlung erfahren, als es mir von drei erbitterten Feinden geschehen ist."

Gern hätte der König auch Oesterreich die Hand zur Versöhnung gereicht, allein sie wurde, trotz dieser wichtigen Aenderung der Dinge, nicht angenommen. Man tröstete sich in Wien damit, daß Friedrich, was er durch den Tod Elisabeths gewonnen, durch den Georgs II. verloren habe; daß jetzt die englischen Hülfsgelder und bald alle Unterstützungen von daher ausbleiben würden und Frankreichs Mitwirkung auf geringere Hindernisse stoßen werde. Friedrich schrieb darüber: „Hinge es von mir ab, ich wäre längst in Sanssouci, allein zu den sechs bestandenen Feldzügen muß noch ein siebenter hinzu kommen, vielleicht weil die Zahl sieben, die als eine heilige gilt, voll werden soll. Wie dem auch sei, ich kann meinem Schicksale nicht entgehen."

Der Feldzug von 1762.

Oesterreich hatte bei der Erschöpfung des Königs auf einen leichten Sieg gehofft und da das Erscheinen eines zahlreichen russischen Heeres versprochen worden war, so glaubte man in Wien zur Erleichterung der Finanzen die eigenen Streitkräfte vermindern zu können. Bald nachdem im Spätherbst von 1761 die Winterquartiere bezogen worden waren, erhielten 20000 Soldaten ihre Entlassung. Der Umschwung der Dinge in Petersburg ließ diese Anordnung bereuen. Es mußte rasch wieder geworben; es mußten vielmehr größere Heere aufgestellt werden, und das kostete Zeit. Dennoch wurden alle Kräfte zusammen gerafft, die Befestigungen von Schweidnitz verstärkt und in dem benachbarten Gebirge die zahlreichsten Truppen unter Dauns Oberbefehl aufgestellt. Das hinderte den König, die Belagerung von Schweidnitz

zu betreiben und vergebens waren alle Mittel, den vorsichtigen Gegner aus dieser Stellung weg zu locken. Selbst ein Einfall nach Böhmen, an dem 2000 Kosaken Theil nahmen — um es den Leuten handgreiflich zu zeigen, daß die Russen Preußens Verbündete seien — fruchtete für diesen Zweck nichts. Ueberdies sollte diese russische Hülfe sich bald als eine täuschende Luftspiegelung erweisen. Kaum war General Tschernitschew mit seinem Korps beim König eingetroffen, als ihm wie ein Donnerschlag die Kunde nachfolgte, daß am 29. Juni in Petersburg Katharina die Garden für sich gewonnen, ihren Gemahl, der sich feig unterwarf, vom Throne gestoßen und sich die Krone auf das Haupt gesetzt habe. Der unglückliche Peter wurde am 17. Juli durch den Fürsten Baratinski, die Grafen Orlow und Templow auf grausame Weise erdrosselt. Damit war das preußische Bündniß zerrissen, die Hülfstruppen sollten sich wieder und zahlreicher in Feinde verwandeln und nur den geschickt geleiteten Unterhandlungen, so wie einem glücklichen Umstande verdankte es der König, daß der Frieden bestätigt ward. Der Kaiserin Katharina fiel nämlich unter den Schriften ihres Gemahls ein Brief Friedrichs in die Hände, worin dieser in achtungsvollen Ausdrücken sich über sie geäußert, in dem ehelichen Zwist ihre Partei ergriffen und seinem kaiserlichen Freunde Rathschläge ertheilt hatte, die, wenn sie befolgt worden wären, ihn vom Verderben gerettet und mit seiner Gemahlin versöhnt haben würden. Katharina wurde durch diese Worte gerührt; sie erinnerte sich, daß Preußen ihr Geburtsland sei, daß ihr Vater diesem Staate gedient und sie selbst ihre jetzige Würde nur dem Könige zu danken habe, ohne den sie nie nach Rußland gekommen wäre. Mit Preußen im Bunde durfte sie nicht bleiben, ohne die Partei, durch die sie erhoben worden war, empfindlich zu kränken und so den Boden unter ihren Füßen zu unterhöhlen, allein sie that, was sie vermochte, indem sie in allem Uebrigen den Frieden bestätigte.

Die erste Nachricht von den Ereignissen in Petersburg war

für den König niederschmetternd gewesen, allein er sah es als einen Wink vom Himmel an, daß er allein ohne alle fremde Hülfe den Krieg siegreich zu Ende führen sollte. Die gehoffte Unterstützung von Seiten der Türkei war durch einen Aufstand der Janitscharen vereitelt worden, der Tartarchan gestorben, Rettung nur in sich selbst zu suchen. Das fühlte Friedrich und ohne sich einer feigen Verzweiflung zu ergeben, suchte er nur nach Mitteln, alle diese Schläge weniger fühlbar zu machen. Er bewog den General Tschernitschew, die Nachrichten aus Petersburg noch drei Tage geheim zu halten. Dieser General, der dem Könige sehr ergeben war, ließ sich dazu bestimmen. „Es kostet mich vielleicht mein Leben," sagte er, „aber hätte ich zehn Köpfe zu verlieren, ich gäbe sie alle zehn hin, um Ihnen, Sire, zu beweisen, wie sehr ich Sie liebe."

Es war eine kurze Frist, und Niemand anders, als ein so großer Geist würde sie so vortrefflich zu benützen verstanden haben. Tschernitschew durfte nicht mehr schlagen, allein seine Truppen wurden so postirt, daß Daun, der von dem Vorgefallenen nichts wußte, ihnen beträchtliche Streitkräfte gegenüber zu stellen gezwungen war. Den dadurch geschwächten Gegner griff der König am 21. Juli mit Ungestüm an und nichts konnte die preußischen Kolonnen aufhalten. Ueber Schluchten und Wälle drangen sie vor, durchbrachen Palissaden und Verhaue, erstiegen eine Anhöhe nach der andern, trugen die Kanonen mit ihren Händen über die Berge und warfen ihre Feinde in regellose Flucht. Staunend sahen die Russen dem kühnen Plane und seiner heldenmüthigen Ausführung zu und Tschernitschew, als er an der Seite des Königs ritt und dieser sein Taschentuch einem verwundeten Soldaten mit liebevollen Worten reichte, um sich eine eben erhaltene Wunde zu verbinden, rief: „Jetzt wundere ich mich nicht mehr, daß Ihre Soldaten, Sire, so begeistert für Sie in den Tod gehen, und beklage unsere Trennung um so mehr." Allein verweilen durfte er länger nicht, führte seine Truppen jedoch nicht

den Oesterreichern zu, sondern nach Polen zurück. Der Zweck, Daun aus seinen Stellungen bei Burkersdorf zu vertreiben, war inzwischen glücklich erreicht und der König konnte an die Belagerung von Schweidnitz gehen, die am 4. August eröffnet und feurig betrieben wurde. Zwei Heere deckten dieses Unternehmen, von denen das eine der König, das andere der Herzog von Bevern führte, den wir hier nach dem Unfalle bei Breslau im Jahr 1757 zuerst wieder im Felde erblicken. Auf diesen, der bei Reichenbach stand, stürzte sich Daun am 16. August mit überlegener Macht, allein der Herzog hielt muthiger Stand, als vor fünf Jahren und als er vom König Unterstützung erhielt, mußten die Kaiserlichen mit großem Verluste das Feld räumen. Hierdurch entmuthigt, wendete sich Daun nach der Grafschaft Glatz.

Trotzdem vertheidigte der kaiserliche G. L. Graf Guasco, der eine Besatzung von 10000 Mann und den geschickten Ingenieur Gribauval an seiner Seite hatte, die Festung Schweidnitz hartnäckig. Die Belagerung leitete der preußische General Tauenzien, den der Ingenieur-Major le Febvre, Gribauvals Freund und Landsmann, dabei unterstützte. Beide Ingenieure waren durch Schriften und Thaten berühmt und jeder suchte sein eigenthümliches System durch die geschickteste Anwendung desselben zu Ehren zu bringen.

Während der Donner der Geschütze weithin die Luft erschütterte, wurde unter der Erde der Minenkrieg mit gleichem Eifer geführt, aber schon 45 Tage hatte der Angriff gedauert, ohne daß le Febvre seine Zwecke erreichte. Da kam Friedrich selbst herbei und mit ihm das Glück. Eine Granate entzündete das feindliche Pulvermagazin, das mit der Bastion Jauernik und zwei österreichischen Grenadier-Kompagnien in die Luft flog. Der Schrecken in der Festung war entsetzlich, der König traf die Vorbereitungen zum Sturm und General Guasco, der an längerem Widerstande verzweifelte, übergab die Festung am 9. Oct.

In Sachsen befehligte der kaiserliche General Serbelloni, welchen Prinz Heinrich schon am 12. Mai bei Döbeln geschlagen

und fortwährend gehindert hatte, sich mit den Reichstruppen zu vereinigen. Die Kaiserin ersetzte ihren Feldherrn, mit dem sie unzufrieden war, durch den General Grafen Haddik, und wirklich gelang diesem die Verbindung mit der Reichsarmee und die Verdrängung des preußischen Generals Belling aus seiner Stellung, wodurch Prinz Heinrich, der am 30. Sept. ein Lager bei Freiberg bezogen hatte, in üble Lage kam.

Friedrich schickte seinem Bruder den General Wied, Daun dem Grafen Haddik den Prinzen Albert von Sachsen zu Hülfe, allein beide kamen zu spät. Prinz Heinrich stürmte am 29. Oct. die feindlichen Verschanzungen, die der kaiserliche General Graf Solms bei Freiberg ihm gegenüber aufgeführt hatte, warf den Feind in die Flucht und der tapfere Seydlitz, der auch hier wieder mit seiner Reiterei den letzten Ausschlag gegeben hatte, verfolgte den geschlagenen Feind bis vor die Thore von Prag.

Diese herrliche Siegesbotschaft überraschte den König auf dem Marsche nach Sachsen, wohin er sich nach der Eroberung von Schweidnitz gewendet hatte. Er hielt die Jahreszeit für zu spät, um die Belagerung von Dresden noch zu beginnen, und bezog die Winterquartiere. Bei Tharand hatten die Preußen noch einmal unter dem General Neuwied am 7. Nov. glücklich gekämpft, allein beide Theile, des Krieges müde, vereinigten sich über ruhige Winterquartiere in Sachsen und Schlesien und schlossen darüber am 24. Nov. zu Wilsdruf einen Vertrag.

Sehen wir nun noch, was im Reiche während des Jahres 1762 geschah, wo Herzog Ferdinand ohne Unterstützung von den Engländern geblieben war. Soubise, der Unfähige, hatte wieder mit dem Marschall d'Estrées den Befehl am Oberrhein erhalten, während ein zweites französisches Heer, von sächsischen Truppen unter dem Prinzen Xaver verstärkt, am Niederrhein kämpfte. Nach mehreren kleineren Unternehmungen siegte Herzog Ferdinand über das Heer am Oberrhein den 24. Juni bei Wilhelmsthal, schlug auch einen Monat später — 23. Juli — den Prin-

zen Xaver bei Lutterberg, doch blieben beide Gefechte ohne große Folgen. Durch Märsche und Stellungen suchten die Gegner sich einander den Vortheil abzugewinnen, die Wage des Glücks schwankt ohne Entscheidung hin und her, doch unternahm Prinz Friedrich von Braunschweig, des Erbprinzen Bruder, am 16. Oct. die Belagerung von Kassel, das sich am 1. Nov. ergab. Es war die letzte Waffenthat, denn bald darauf traf die Nachricht ein, daß am 3. Nov. zwischen Frankreich und England zu Fontainebleau die vorläufigen Friedensbedingungen unterzeichnet worden seien. Durch den 13. Artikel derselben hatten sich beide Theile verpflichtet, ihren zeitherigen Verbündeten keine weitere Hülfe angedeihen zu lassen, worauf Herzog Ferdinand den Heerbefehl in die Hände des Generals v. Spörcken niederlegte, von den Truppen einen rührenden Abschied nahm und den 24. Nov. in seine Staaten abreiste, wohin ihm der herrliche Ruhm folgte, nicht allein mit unverhältnißmäßig geringeren Streitkräften das Feld beständig siegreich behauptet und dadurch die großen französischen Armeen von dem Könige fern gehalten, sondern auch überall Beweise eines edeln, theilnehmenden Herzens und der reinsten Uneigennützigkeit gegeben zu haben.

Lord Bute hatte den König schmachvoll verlassen. Obgleich England zur See die größten Erfolge erstritten hatte und in der Lage war, dem überwundenen Gegner die Friedensbedingungen vorzuschreiben, ließ er doch Preußens westphälische Länder im französischen Besitz, hatte für das schwer heimgesuchte Hessen keine Entschädigung ausbedungen, ja selbst für sein eigenes Land auf verschiedene Eroberungen verzichtet. Gerüchte klagten daher auch diesen verhaßten Staatsmann des Verraths und der Bestechung an, und Friedrich ließ durch seinen Gesandten in London gegen diesen ohne seine Zuziehung geschlossenen Vertrag protestiren, da, dem Bündnisse vom 11. April 1758 gemäß, beide Theile sich gelobt hatten, nur gemeinsam über Waffenstillstände und Frieden zu unterhandeln. Es half nichts und der König erfuhr später sogar,

daß der falsche Bute noch weiter gegangen war und Oesterreich den Frieden auf die Bedingung hin angeboten hatte, daß die Kaiserin sich beliebig jede preußische Provinz aneignen könne. In Wien erregte dieser ehrlose Vorschlag grade durch seine Ungeheuerlichkeit Bedenken; man glaubte darin nur einen Fallstrick, nur einen Versuch zu sehen, Ludwig XV. mißtrauisch und von Oesterreich abwendig zu machen, daher auf die Sache nicht eingegangen wurde.

Obgleich das englische Volk trauerte, obgleich das Verhalten Lord Butes den allgemeinsten und bittersten Tadel fand, war Friedrich dennoch so empört über diese Treulosigkeit, daß er den Haß, den nur der Lenker des Staats verdiente, auf Land und Volk übertrug, und auf die Engländer nie wieder gut zu sprechen war. Er sollte aber selbst nach diesem treulosen Abfall ehrenvoll aus dem langen blutigen Kriege hervorgehen. Frankreich war entsetzlich geschwächt, und Voltaire sagte: es habe im sechsjährigen Bunde mit Oesterreich mehr an Geld und Menschen — setzen wir hinzu auch an Kriegsruhm — verloren, als in allen Kämpfen gegen diese Macht seit zweihundert Jahren. Diesen Zustand benützte der König, indem er die thörichten Bedingungen verwarf, die Frankreich ihm vorschlug. Es forderte die Abtretung von Kleve, wobei die französischen Minister sagten: Das Land sei für den König ohne Werth; es sei nur von Dummköpfen bewohnt. „Gut, erwiederte Friedrich, dann gebt mir aber auch die Champagne, denn durch ganz Frankreich geht das Sprüchwort: 99 Schöpse und 1 Champagner machen 100 Stück Vieh."

Allein mit Worten war nichts ausgerichtet; die Friedensliebe mußte mit den Waffen gepredigt werden. Der König verstärkte das fliegende Korps des Generals v. Kleist, der in Franken einfiel und alle Städte bis Nürnberg brandschatzte, das ihm neun neue Kanonen und $1\frac{1}{2}$ Million Thlr. gewähren mußte. Er erschien vor den Thoren von Regensburg und der geängstete Reichstag flehte nun denselben Baron Plotho, den preußischen Gesand-

ten, dem man den Achtsbrief hatte aufhängen wollen, um seinen Schutz an. Geistliche und weltliche Herren schrieen im Reiche nach Frieden, Pfalz und Bayern riefen ihre Truppen vom Reichsheere zurück, und der Kaiser begab sich auf Andringen der Stände durch eine Urkunde vom 10. Januar 1763 der ferneren Reichshülfe, nachdem Mecklenburg schon im Decbr. den Frieden mit Geld erkauft hatte.

Der Frieden zu Hubertusburg.

Oesterreich war schon am Schlusse des Feldzugs von 1762 zum Frieden geneigt gewesen und der Kurprinz von Sachsen hatte es im Novbr. übernommen, dem Könige Eröffnungen hierüber zu machen. Die Schwierigkeit bestand nur darin, daß der Kaiser den Reichsständen versprochen hatte, ihnen bei einem künftigen Friedensschlusse volle Schadloshaltung für ihre gebrachten Opfer auszubedingen. Zur Erfüllung dieses Wortes war jetzt keine Aussicht vorhanden, allein die durch Kleists verwegene Unternehmungen erschreckten Reichsstände überzeugten sich davon selbst. Der Kaiser konnte ihnen überdies entgegen halten, daß sie durch die Auflösung der Reichsarmee ihrerseits den Vertrag gebrochen und ihn außer Stand gesetzt hätten, für sie zu wirken. Unter solchen Umständen begegnete der wiener Hof von daher keinen Schwierigkeiten; der lange verwüstende Krieg hat alle Quellen des Wohlstandes, die Kräfte aller Staaten erschöpft; man begehrte nirgend mehr als Friede und Ruhe und stimmte gern Ansprüche herab, deren Erfüllung nicht weiter zu erwarten war. Bei dieser allseitigen Geneigtheit war an einem raschen und glücklichen Erfolge nicht länger zu zweifeln. Und noch am letzten Tage des Jahres 1762 traten die Vertreter von Oesterreich, Hofrath v. Collenbach, von Preußen, Geh. Legationsrath v. Hertzberg, und von Sachsen, Baron v. Fritsch, in dem sächsischen Jagdschlosse Hubertusberg

zusammen, um das langersehnte Werk zu beginnen. Noch befand sich die Festung Glatz und mit ihr die ganze Grafschaft, deren Provinzialhauptstadt sie ist, in österreichischen Händen, und diese Eroberung mindestens wollte Maria Theresia behalten; allein Friedrich erklärte mit Bestimmtheit, daß er auch nicht ein Dorf von allem, was er beim Beginn des Krieges besessen, abtreten werde. So gab denn auch hierin Oesterreich nach und schloß am 15. Februar 1763 seinen Frieden mit Preußen. Beibehaltung der Grenzen, gegenseitige Verbürgung aller Besitzungen in Deutschland und das Versprechen eines Handelsvertrages — der erst 90 Jahre später in Berlin zu Stande kam — waren die Hauptbedingungen desselben. In geheimen Artikeln versprach Friedrich seine Wahlstimme zum deutschen Könige dem großen Sohne Maria Theresias, dem Erzherzog Joseph, der im nächsten Jahre auch wirklich gewählt und gekrönt ward. In diesen Frieden wurde das deutsche Reich eingeschlossen, mit Sachsen aber noch ein besonderer Vertrag errichtet, der sich meist auf die Regelung von Geldangelegenheiten bezog.

Frankreich hatte in Deutschland nur als Bundesgenosse Oesterreichs gekämpft, und da dieses vom Kriegsschauplatze zurück trat, war ein besonderer Vertrag mit dieser Macht nicht nöthig. Da sie jedoch Kleve noch mit ihren Truppen besetzt hielt, so traf Friedrich sogleich Anstalten, sie daraus zu vertreiben und Wesel zu belagern. Mit Preußens damals so gefürchteter Macht wollte Frankreich für sich allein jedoch nicht anbinden und so kam schon am 13. März 1763 zu Wesel ein Uebereinkommen zu Stande, wodurch der König auch diesen Landestheil zurück erhielt.

Mit den Erfolgen seines Gesandten Ewald Friedrich v. Hertzberg, am 2. Sept. 1725 zu Lottin in Pommern geboren, war Friedrich so zufrieden, daß er ihn bald darauf zum zweiten Staatsminister ernannte und von ihm sagte: er habe den Frieden geschlossen, wie der Krieg geführt worden sei: Einer gegen Drei.

So war denn endlich die schreckliche Prüfungszeit vorüber,

in der Friedrich, nun von aller Welt unbestritten „der Große, der Einzige" genannt, die ganze Mannhaftigkeit seines Wesens zu erproben, so reiche Gelegenheit gehabt hatte. Von allen seinen Nachbarn, von den mächtigsten Staaten und den gewaltigsten Heeren angegriffen, schien sein Untergang unvermeidlich. Beständig schwankte die Wage des Glücks, und so oft sein Genius sich glänzend empor gehoben hatte, folgten Widerwärtigkeiten und Schläge so entsetzlicher Art diesem Aufschwunge nach, daß ein Geist, minder kräftig, minder reich an innern Hülfsquellen, minder fest und entschlossen, nothwendig erlegen wäre. Allein wenn Friedrich verloren schien, wenn selbst seine treuesten Freunde verzagten, täuschte er die Befürchtungen seiner Anhänger, wie den Triumph seiner Gegner, und glich den Giganten, denen, wenn Jupiters Blitze sie niedergestreckt hatten, ihre Mutter, die Erde, frische Kräfte verlieh, sich stolz zu erheben.

Alle preußischen Länder waren vom Feinde furchtbar heimgesucht und dennoch zugleich genöthigt worden, die äußersten Kräfte anzuspannen, um der ungeheuern Uebermacht in sieben Feldzügen trotzen zu können. Jetzt lagen sie verblutet, verwüstet, ausgesogen und entvölkert da, doch der große König, wie er den Staat im Kriege gerettet hatte, fühlte auch den Muth in sich, ihm im Frieden zu helfen. Ohne Staatsschulden und mit gefüllten Magazinen stand er nach Beendigung des grausamen Kampfes da, während England, Frankreich und Oesterreich im siebenjährigen Kriege den Grund zu dem Krebsschaden legten, der fort und fort an ihren Finanzen fraß.

Solcher Art waren die Betrachtungen und Gefühle des Königs, als er die Friedensurkunde in der Hand hielt, um sie seinen Völkern zu verkündigen und damit ein Meer von Freude über sie auszugießen. Bei dem herrlichen Worte Frieden athmete jede Brust frei auf; 180000 Söhne des Landes waren auf den Schlachtfeldern gefallen; Hunger und Seuchen hatten Städte und Dörfer heimgesucht; alle Verhältnisse befanden sich in Zerrüttung, allein

der Nationalstolz und die Verehrung für den großen Monarchen lenkten die Blicke von dieser trostlosen Rückschau ab; fest wurzelte das Vertrauen, daß es dem Könige eben so gelingen werde, Wunden zu heilen, als zu schlagen.

Wer mag jammern, wer mag klagen,
Feige winseln und verzagen,
Wenn er auf den Helden sieht,
Der im Wetter schwerer Schlachten
Die Gefahren zu verachten
Seine Völker kühn erzieht?

Aus dem Blute, das vergossen,
Aus dem Schweiße, der geflossen,
Werden schöne Früchte blühn.
Auf der reichgetränkten Erde
Wird er durch sein mächtig Werde!
Bürgertugenden erziehn!

Ueberall stand das Volk bereit, den Rückweg des Königs nach Berlin in einen Triumphzug zu verwandeln, aber Friedrich liebte es, geräuschvollen Huldigungen auszuweichen. Selbst seiner Hauptstadt ließ er seine Ankunft auf den 2. April verkünden, während er zwei Tage früher heimkehrte, was, wie er hoffte, unbemerkt geschehen sollte. Diesmal aber hatte das Geheimniß nicht, wie in wichtigen Dingen, bewahrt werden können, und die ganze Bevölkerung strömte dem Retter des Vaterlandes entgegen, um mit einem tausendstimmigen Lebehoch! den Willkommenen zu begrüßen.

Ein stilleres, aber edleres Friedensfest feierte Friedrich in Charlottenburg, wo er durch Benda in der Schloßkapelle Graun's Te Deum aufführen ließ, dem er ganz allein, sinnend und mit Dankesthränen gegen Gott beiwohnte. Diese erhebende Handlung soll erst einige Monate später vorgefallen sein; um so mehr aber beweist dies das nachhaltige Gefühl seines gerührten Herzens und die prunklose, ungeheuchelte Frömmigkeit, von der

seine Seele in ihren geheimsten Tiefen und in großen Augenblicken erfüllt war.

Die Heilung der Wunden.

Schrecklich war die Lage der preußischen Länder. In Berlin zählte man unter 98000 Einwohnern nicht weniger, als 30000 Bettler. Wenn dies in der Hauptstadt der Monarchie der Fall war, wohin doch unzählige Quellen des Wohlstandes ihren Lauf nehmen, so läßt sich der Zustand der Provinzen leicht ermessen. In vielen Städten waren selbst die angesessenen Bürger zu den Fahnen gerufen worden und nicht mehr zurückgekehrt. Alle Gewerbe, aller Verkehr lagen mithin danieder, und zahllose Familien, welche den Ernährer verloren hatten, schmachteten im Elend; auch fehlte es allerwegen an rüstigen Armen. Das Grundeigenthum war fast werthlos geworden; es fanden sich dazu keine Käufer. Ueberall, selbst auf den größeren Gütern, mangelten Kapitale, Kredit und Hände, um die verwüsteten Wirthschaften wieder in Stand zu setzen. Dazu kam die Noth mit dem schlechten Gelde, das jetzt plötzlich verrufen wurde und woraus unermeßliche Verluste entstanden. Die Achtgroschenstücke, welche der König durch den Juden Ephraim hatte prägen lassen und die man daher Ephraimiten hieß, waren nichts weiter als versilbertes Kupfer oder Messing, und wie der Volkswitz sagte:

Von Außen schön, von Innen schlimm,
Von Außen Friederich, von Innen Ephraim.

Als dieses Geld im Verkehre schon nicht mehr angenommen wurde, war die Löhnung der Truppen noch einmal damit bezahlt worden. Ein Soldat in Berlin, der sich von einem Bauer auf dem Markte Lebensmittel gekauft hatte, gab seinem Verkäufer einen solchen Ephraim dafür. Der Bauer weigerte die Annahme, und beide Theile geriethen deshalb in solchen Zank, daß ein förm=

licher Auflauf entstand. Zufällig ritt der König vorüber, hielt an und fragte nach dem Grunde des Lärms. Ehrerbietig erzählte der Soldat: Der Mann, von dem ich meinen Bedarf gekauft habe, will das Geld nicht annehmen, das ich als Löhnung erhalten habe. „Und warum nimmst Du es nicht?“ fragte Friedrich den Bauer. Der aber antwortete trocken: „Nimmt Er's doch auch nicht.“ Der König unterdrückte ein Lachen, reichte dem Soldaten ein anderes Geldstück und entfernte sich. Aber nicht überall war ein Friedrich zur Hand, um solche Fälle, die jeden Tag im ganzen Staate tausendmal vorkamen, auszugleichen. Niemand kann die Leiden ermessen, welche dadurch erzeugt wurden. Der Kurfürst von Sachsen gestattete überdies seinen Unterthanen, die Schulden, welche sie an preußische Landesangehörige abzutragen hatten, in diesem schlechten Gelde zu bezahlen, auch wenn die Rechnungen und Verträge in Speziesthalern abgeschlossen worden waren. Wenige dachten edel genug, sich diesen Vortheil nicht zu Nutz zu machen und mein eigenes großelterliches Haus büßte dadurch nahe an 100,000 Speziesthlr. ein. Aus diesem einzelnen Falle kann man auf die Größe der Verluste im Ganzen schließen.

In den königlichen Kassen befand sich am Ende des Krieges auch nichts anders, als solche werthlose Münze; der Kriegszahlmeister meldete, daß er nicht mehr als 200,000 Thlr. in sächsischen Dritteln besitze und der Staatsschatz hatte gar nur 800 Thaler schlechtes Geld. Unter solchen Umständen erscheint es wie ein Wunder, woher Friedrich die Mittel nahm, um so rasch, so nach allen Seiten, so wirksam zu helfen. In Holland borgte er Silber — dessen Werth bald wieder erstattet wurde — um die Münzstätten zu beschäftigen und Geld im Vollwerthe des Vierzehnthalerfußes prägen zu lassen, der 1764 wieder eingeführt ward und womit die Münznoth allmählig endete. Das Heer ward vermindert; 37000 Inländer kehrten in die Heimath zurück und konnten ihre Arme dem Feldbau widmen. Freilich wurden auch, der ertheilten Zusage entgegen, die Freikorps aufgelöst, die im Kriege

so wichtige Dienste geleistet hatten. Fanden auch die Soldaten ein anderes Unterkommen, so geriethen doch viele dieser plötzlich entlassenen Offiziere in die bitterste Noth und es gehört das zu den Nachtseiten in Friedrichs Regierung. An den Heerkosten wurde dadurch allerdings viel erspart — allein um den Preis eines gebrochenen Worts. Die Noth des Augenblicks muß das entschuldigen, denn wie ein Mann, der in Todesgefahr seine Kräfte überbietet, Schmerzen und Wunden nicht achtet, um nur das Leben zu retten, dann aber erschöpft hinsinkt, so war der preußische Staat nach dem siebenjährigen Kriege.

Dem Pfluge fehlte das Gespann: Friedrich ließ 35000 Pack-, Artillerie- und ausrangirte Cavalleriepferde unentgeltlich an die Bauern vertheilen; dem Felde fehlte die Saat: Friedrich öffnete seine Magazine und streute die aufgehäuften großen Vorräthe nach allen Seiten aus; zum Wirthschaftsbetriebe war kein Geld vorhanden: Friedrich ließ die Steuern von sechs Monaten auf einmal an die Grundbesitzer zurückstellen. Außerdem verwendete der König binnen drei Jahren über 6 Millionen Thlr. baares Geld zur Aufhülfe der verschiedenen Provinzen, wovon Schlesien allein die Hälfte erhielt; die Steuern wurden herabgesetzt, die freiwilligen oder gezwungenen Anleihen erstattet. Während in den Staatshaushalt überall, wo es zulässig schien, wieder die äußerste Sparsamkeit und Ordnung eingeführt ward, blieb Friedrich verschwenderisch, wo es galt, den gesunkenen Wohlstand neu zu beleben.

Für den großen Grundbesitz war das 1770 in Schlesien eingeführte und später auf andere Provinzen übertragene Pfandbriefssystem, das jetzt erst die Franzosen bei Errichtung ihrer Bank für den Grundkredit studiren und nachahmen, von der äußersten Wichtigkeit. Der Plan dazu rührte von dem Fabrikanten Bühring her, der in Holland gelebt und die dortigen Geld- und Kreditverhältnisse kennen gelernt hatte. Minister v. Carmer bildete den Entwurf weiter aus, und der König, der die Vortheile

der Sache sogleich übersah, ertheilte dazu seine Genehmigung. Danach vereinigten sich alle Rittergutsbesitzer in jedem schlesischen Fürstenthum unter dem Namen der „Landschaft" zu einem Kreditverein, während sie durch das Band der „Generallandschaft" zu einer Körperschaft verknüpft wurden. Die große Sicherheit, welche diese gemeinsame Bürgschaft gewährte, die Pünktlichkeit, womit halbjährig die Zinsen bezahlt wurden, bewirkten es, daß jedermann sein Geld gern in solchen Pfandbriefen anlegte; der Gutsbesitzer aber erhielt die benöthigten Kapitale unkündbar und auf wohlfeile Weise: es war mithin dem Gläubiger, wie dem Schuldner gedient. Dadurch hoben sich die Güterpreise mit unglaublicher Raschheit und der Grundbesitz, der durch verbesserte Feldwirthschaft und günstigen Absatz gleichzeitig einen großen Aufschwung nahm, repräsentirte bald einen dreifach größeren Werth.

Aehnlich ging es mit den Gewerben und Fabriken. Die schlesische Leinwand, die über Spanien und Portugal nach den überseeischen Colonien dieser Länder verführt ward, die Tuchweberei, welche ihre Märkte vornämlich in Polen, Rußland und China fand, beschäftigte hunderttausende von Händen, und das jetzt so verarmte schlesische Gebirge entfaltete ein Bild von Betriebsamkeit, Wohlstand und Reichthum, wie man es heutzutage nur in den englischen Fabrikbezirken findet. Das Gold des Auslandes strömte Preußen zu und ergoß sich in tausend kleinen Quellen über das ganze Land. Diesen glücklichen Zustand, der den König überlebte und bis zum Jahre 1806 dauerte, habe ich selbst noch gesehen, und wer damals Hirschberg, Schmiedeberg, Greiffenberg, Landshut und eine Menge kleinerer Städte und Dorfschaften besuchte, erstaunte über dieses reiche, blühende Leben und über die schöpferische Hand, die in zwei Jahrzehnten nach dem siebenjährigen Kriege solche Wunder hervorgezaubert hatte.

Aber nicht blos diese einzelnen Zweige der Gewerbthätigkeit gewannen einen so überraschenden Aufschwung; den ganzen Staat

durchwehte derselbe regsame Geist, und wenn ich mir alles selbst Erlebte zurückrufe, wenn ich die staats- und volkswirthschaftlichen Werke durchblicke, die, während ich dies schreibe, neben mir liegen, so wandelt mich die Lust an, dieses ganze große Gemälde aufzurollen — dazu aber bietet diese kleine Schrift keinen Raum. Ich will damit auch nicht sagen, daß alles, was Friedrich in dieser Hinsicht that, zumal nach den Begriffen einer fortgeschrittenen Zeit, als vortrefflich gepriesen werden darf. Die Akzise, die er durch französische Beamte einführte, belästigte das Land auf schwerfällige Weise, ohne entsprechende Vortheile für die Finanzen zu bieten; die Staatsmonopole, wozu auch der Kaffee gehörte, hinderten gleichfalls den freien Verkehr und wurden allgemein gehaßt; die hohen Schutz- und Verbotszölle waren Einrichtungen, über welche unsere Zeit entschieden den Stab gebrochen hat und die den Fortschritt aufhielten, doch muß man sich hierbei daran erinnern, daß falsche Grundsätze über Handel, Gewerbe und Finanzen damals noch in allen Ländern herrschend waren, und das noch immerhin kleine Preußen für sich allein nicht den ersten Anlauf nehmen konnte, ohne sich empfindlich zu schaden. Mäkelt man weniger an den Grundsätzen und sieht mehr auf die Erfolge, so muß man wie Canning, als die Opposition im Parlament die Mängel der britischen Staatsverfassung hervorhob, sagen: but it works well — sie wirkt aber gut. Auch Friedrichs Staatsverwaltung wirkte gut und erhob seine Länder über alle Staaten jener Zeit. Als die Franzosen 1806 Preußen eroberten, konnten sie sich nicht genug über den Anbau und Wohlstand von Gegenden wundern, welche von der Natur stiefmütterlich bedacht worden sind, und Napoleons Verehrung für Friedrich den Großen erreichte ihren Gipfel, als er den Spuren seines Geistes begegnete. Unter den nachfolgenden Regierungen war vieles anders und schlechter geworden, bis Friedrich Wilhelm III., durch das Unglück belehrt, dem Staate wieder einen neuen, frischen Geist einhauchte; dennoch erwiesen sich die Grundlagen, die Friedrich gelegt, so unverwüst-

lich, daß sie der Zerstörung getrotzt hatten und fest genug geblieben waren, um den materiellen und moralischen Neubau des Staats darauf zu errichten.

Hatte die Welt den Helden bewundert, so verehrte sie den Staatsmann noch mehr. Dennoch blieb neben dem friedlichen Sinn die alte Kriegstüchtigkeit erhalten. Die Festungen, besonders in Schlesien, wurden verbessert, das Gebirge bei Silberberg verwandelte sich in eine Festung; die Magazine, die Zeughäuser, der Schatz füllten sich wieder, das Heer wurde vollzählig gemacht, aufs Trefflichste geschult und die gelockerte Mannszucht hergestellt. Dabei verfuhr der König, soweit seine Person ins Spiel kam, mit Milde, und sein Wort, sein Blick wirkten mehr als strenge Strafen. Soldaten seiner Garde erschienen einst in halb meuterischer Absicht an der Terasse von Sanssouci. Der König stellte sich nur mit gezogenem Degen wie der Chef vor die Fronte des Regiments, kommandirte: Halt! Richtet euch! Links umkehrt! Marsch! Diese Befehlworte wurden von den verdutzten Soldaten im Augenblick vollzogen und damit war die Sache abgethan. Da gab es keine Untersuchung und kein Kriegsgericht und dennoch wagte Niemand mehr, die Ruhe des Königs zu stören.

Seine Verwaltung blieb einfach, wie er sie beim Vater gesehen, und das Heer kostspieliger Beamten, das man heut nirgend entrathen zu können glaubt, war bei ihm eine unbekannte Sache. Seinen Schatz, weit reicher an Millionen, als er jetzt zu finden ist, verwaltete ein vormaliger Unteroffizier mit einem Gehalte von 1500 Thlrn., seine Privatkasse, in der gleichfalls an 2 Mill. Thlr. waren, ein Kammerdiener, und dennoch fielen keine Unterschleife vor. Die geheime Polizei, diese Erfindung Frankreichs, wurde ihm angerathen und ihre Wirkung gepriesen. „Ich will nicht an die Stelle eines kleineren Uebels ein größeres setzen,“ gab er zur Antwort.

Friedrich besaß die große Kunst, sich durch keine Herablassung, durch keine Vertraulichkeit etwas an seiner Würde zu vergeben. Tausend Anekdoten laufen darüber noch heut von Mund

zu Mund und die Mehrzahl derselben ist wohl begründet, doch scheint es überflüßig, diese Blätter damit zu füllen, da sie allbekannt sind. Wenn nicht alle seine Anordnungen geeignet waren, ihm Liebe zu erwerben, manche vielmehr recht schmerzlich empfunden wurden, so beeinträchtigte dies doch im Ganzen die Verehrung nicht, welche ihm das Volk unausgesetzt widmete. Es wußte, daß ein wohlwollendes Auge über ihm wachte und das Unrecht nicht straflos blieb. Der König behielt, selbst als er alt und schwach wurde, seine geregelte Thätigkeit bei, und als man ihm einst, da er sich leidend fühlte, von den Reisen abrathen wollte, die er jährlich in die Provinzen unternahm, rief er: „Ich muß hin, sonst werden meine Minister Könige und meine Generale Tyrannen!" Seine Bescheide wurden bei zunehmenden Jahren immer kürzer und spitzer und es giebt ganze Sammlungen davon, die mit Vergnügen gelesen werden. Als der Kammerherr Baron Müller Urlaub zu einer Badereise nach Aachen erbat, hieß es: „Was will er da machen? Verspielen, was er noch übrig hat und wie ein Bettler zurückkommen." Eine Frau v. Holwede suchte eine Präbende für ihren Sohn nach: „Ich habe keine Präbenden an Müßiggänger zu vergeben." Der Geh. Rath v. Brandt beklagte sich, daß die aus Ulm von ihm geschickten Kolonisten unzufrieden zurückgekehrt wären: „Er hat mir Perückenmacher und Komödianten geschickt, die taugen zum Ackerbau nichts." Der Kammerherr v. Poser bat, seinen Sohn nicht zum Militärdienst zu zwingen: „Er wird beim Regiment besser erzogen werden, als auf seinem Dorfe." Das Liebfrauenstift in Halberstadt suchte die Verleihung eines Ordenskreuzes nach: „Es giebt schon so viel Kreutzer, daß man sie bald nicht mehr unterscheiden kann." Ein Pfarrer in Neufchatel war von seinen strenggläubigen Bauern zur Kirche hinausgeworfen worden, weil er gepredigt hatte, daß er zwar an lange Strafen, aber nicht an ewige Verdammung glaube, die der göttlichen Gerechtigkeit und Gnade widerstreite; er bat um Wiedereinsetzung: „Wenn meine Bauern in Neufchatel

verdammt sein wollen, so sollen sie in alle Ewigkeit verdammt sein." Der Buchhändler Kanter in Königsberg sucht um den Titel „Kommerzienrath" nach: „Buchhändler? ist das nicht ohnehin ein honetter Titel?"

Auf solche Weise züchtigte der König Thorheiten aller Art und konnte er die Leute davon nicht heilen, so lehrte er sie doch, sie zu verbergen. Dem wahren Verdienste erwies er sich dagegen beständig geneigt und wußte es königlich, mindestens immer ehrenvoll zu belohnen.

Die erste Theilung Polens.

Die unverholenen Aeußerungen, welche Friedrich über Elisabeth von Rußland gethan, hatten so schwere Folgen für ihn und seinen Staat gehabt, daß er sich wohl hütete, Katharina zu verletzen. Er suchte vielmehr ein Bündniß mit ihr und brachte es, wiewohl um einen hohen Preis, um die Aufopferung Polens, im April 1764 zu Stande. In dem von Parteien zerrissenen Polen waren gar manche zur Einsicht in ihre drohende Lage gekommen, und des Landes beste Männer wünschten Friedrichs Bruder, fast sein Ebenbild, den klugen und tapfern Prinzen Heinrich, nach Augusts III. Tode auf den Thron zu erheben. Friedrich gab es, um sich Rußland nicht zu verfeinden, nicht zu, hatte sich vielmehr in dem Bundesvertrage mit dieser Macht verpflichtet, das Wahlreich und freie Wahlrecht, durch welches Polen beständig zum Spielball fremder Ränke gemacht wurde, aufrecht zu halten.

Die Neugestaltung Polens auf vernünftigen Staatsgrundsätzen wäre allerdings eine schwere Aufgabe gewesen, da die innere Eintracht, der feste, gemeinsame Wille fehlten, mächtige und einflußreiche Magnaten jeder Aenderung widerstrebten, andere der Bestechung zugänglich waren und religiöse Unduldsamkeit sich dem politischen Sektengeiste beigesellte. Eine fremde Macht, und hätte sie auch den Willen gehabt, mit den uneigennützigsten Absichten einzuschreiten, wäre dem Mißtrauen, dem Nationalhasse begegnet,

und hätte im besten Falle nur die Verständigen und Leidenschaftslosen für sich gehabt, die leider überall nur die kleine Minderzahl bilden. Friedrich fühlte sich bei zunehmendem Alter, der Eifersucht aller Mächte gegenüber, dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen und ließ sich mehr von der Strömung forttreiben, als daß er sie beherrschte. Polen, bis zu den Tagen Sigismunds III. eine Freistätte der kirchlichen Duldung, wurde in Verfolgung aller, dem katholischen Glaubensbekenntnisse nicht Anhängenden, die man unter dem gemeinsamen Namen der Dissidenten zusammenfaßte, beständig heftiger, und gleichwie in unsern Tagen der Schutz der griechischen Kirche Rußland den Weg zur Eroberung der Türkei bahnen soll, warf sich damals Katharina zur Beschützerin der Religionsfreiheit in Polen auf. Die gewaltsame Einmischung in diese rein innere Angelegenheit eines fremden, dem Namen nach noch unabhängigen Staats, ging so weit, daß Katharina, deren Truppen das polnische Gebiet gar nicht mehr verließen und die jetzt verstärkt wurden, die Bischöfe und Häupter der katholischen Partei bei nächtlicher Weile überfallen und nach Sibirien schleppen ließ. Graf Stanislaus August von Poniatowski, der am 7. Sept. 1764 zum Könige gewählt worden war, ließ geschehen, was er weder hindern konnte noch wollte, und ein Aufstand, bestimmt diese Schmach zu rächen, der 1768 in den südlichen Landestheilen ausbrach, wurde mit Waffengewalt zersprengt. Die Russen verletzten jedoch in der Hitze der Verfolgung die türkische Grenze, und die Pforte, damals noch nicht so duldsam wie heut, wo die Besetzung zweier Fürstenthümer nicht als ein Kriegsfall angesehen werden darf, griff deshalb zu den Waffen. Das war für Rußland eine erwünschte Gelegenheit zu neuen Siegen und Eroberungen, und zum erstenmal zeigte es sich, wie nothwendig ein inniges Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen sei, wenn die Macht des nordischen Nachbars nicht riesenhaft anschwellen und den deutschen Mächten, ihrer Unabhängigkeit und ihren Interessen verderblich werden soll.

Joseph II., seit 1765 deutscher Kaiser und mindestens dem Titel nach Mitregent seiner Mutter, wenn gleich der Einfluß, den Maria Theresia ihm gestattete, beschränkt blieb, besaß eine große Seele. Konnte er auch den Feind seines Reiches nicht lieben, so bewunderte er ihn doch und strebte ihm nachzuahmen. Man darf dreist behaupten, daß Friedrich mittelbar der Reformator Oesterreichs geworden ist. Josephs hoher Geist begriff, welche Vortheile Preußen durch seine vorgeschrittenen Einrichtungen gewonnen hatte, und der Entschluß stand in ihm fest, sobald die Zügel der Regierung in seine Hände übergingen, dem Könige nicht blos nachzustreben, sondern ihn zu überholen. Sein Unglück war, daß er dabei zu rasch verfuhr, daß er auf unvorbereitete Völker traf, daß zu vielerlei Nationalitäten unter Oesterreichs Szepter vereinigt sind und daß er seine Wohlthaten aufzwang, bevor die Menschen dafür empfänglich waren.

Obgleich damals die Wunden noch bluteten, welche drei schwere Kriege mit Preußen seinen Staaten geschlagen hatten, war Joseph doch hochherzig genug, auf die trübe Vergangenheit nicht zurück zu blicken, sondern die vorhandene Lage richtig ins Auge zu fassen. Er gab daher der Einladung des Königs zu einer persönlichen Zusammenkunft in der so oft bestrittenen Festung Neisse um so lieber Gehör, als es schon längst sein Wunsch gewesen war, dem Manne freundlich die Hand zu drücken, den er zeither nur als Gegner kennen gelernt hatte. Am 25. August 1769 fand diese Zusammenkunft statt. Joseph umarmte den König, den er den größten Fürsten und Feldherrn seiner Zeit nannte, und versicherte ihn, daß es für Oesterreich kein Schlesien mehr gebe. Gleich achtungsvoll und freundlich antwortete Friedrich, und alle Menschen waren entzückt, die beiden großen Männer Arm in Arm gehen zu sehen.

Beide Herrscher verständigten sich übrigens darüber, daß Rußland die eroberte Moldau und Walachei nicht behalten dürfe, (O, geschähe das doch jetzt abermals!) und daß beide Staaten bei

einem neuen Kriege zwischen Frankreich und England parteilos bleiben würden.

Noch einmal sahen sich die beiden Herrscher Anfang September im künftigen Jahre in meinem Geburtsorte Neustadt. Aufs Neue strömten sie gegen einander in Höflichkeiten, Friedrich überdies in Witzworten, über. Mit dem geistreichen Prinzen de Ligne unterhielt er sich besonders gern. Friedrich hatte aus Artigkeit die weiße österreichische Uniform angelegt; da er jedoch stark Tabak schnupfte, waren bald häßliche Flecken daran sichtbar. Als er dies bemerkte, rief er mit seiner kaustischen Laune: „Sie sehen, Prinz, daß ich nicht werth bin, Ihre Farben zu tragen.“ Loudon, der bei Tafel ihm gegenüber zu sitzen kam, rief er mit den Worten zu sich: „Kommen Sie hierher; ich sehe Sie lieber an meiner Seite, als mir gegenüber.“

Der eigentliche Zweck dieser Zusammenkünfte, die Erhaltung der Türkei, stieß bei der Hartnäckigkeit beider streitenden Theile auf Schwierigkeiten, bis zuletzt Polen das Opfer wurde, an dem die Ländergier aller Nachbarn sich sättigte. Oesterreich hatte den Zipser Bezirk — jetzt zu Ungarn gehörig — besetzt, auf den es seit länger als drei Jahrhunderten verjährte Ansprüche zu haben behauptete. Dieser Umstand gab der Kaiserin Katharina Veranlassung, zu dem Prinzen Heinrich, den Friedrich als Vermittler nach Petersburg geschickt hatte, zu äußern: „Mir scheint, in Polen braucht man sich nur zu bücken, um etwas aufzuheben; will man in Wien dieses Königreich zerstückeln, wer kann uns wehren, dasselbe zu thun?“

Um diesen Preis war Katharina zu einem billigen Frieden mit der Pforte bereit; der Prinz ging auf diese Idee ein, die auch der König gut hieß und beide Mächte einigten sich über einen Theilungsvorschlag, der Oesterreich angetragen wurde.

Jetzt erst erkannte man in Wien, welch ein wichtiger politischer Fehler durch die Geltendmachung übel begründeter Ansprüche auf polnisches Gebiet begangen worden sei. Freilich hatte man

wohl längst in Petersburg begehrliche Blicke auf Polen geworfen, nur fehlte der schickliche Vorwand zum Zugreifen. Der war jetzt durch Oesterreichs Beispiel gegeben und wurde mit Hast benützt. Für sich allein hätte der kaiserliche Hof wohl gern Vortheile aus der Schwäche Polens gezogen, daß aber auf dieselbe Weise die Macht Preußens und Rußlands gestärkt, daß anstatt eines unschädlichen Nachbars die Grenze des eroberungssüchtigen Czarenreiches näher gerückt werden sollte, erregte schwere Bedenken und man sträubte sich anfangs in Wien, in den Plan einzugehen. Als der Sache nicht mehr auszuweichen war, wollte man wenigstens den besten Antheil für sich haben, doch mußte auch darin Oesterreich seine Forderungen auf Rothrußland im engern Sinne und Bezirke von Podolien und Kleinpolen mit den Salzwerken von Bochnia — 2500 Geviertmeilen umfassend — beschränken, während Rußland polnisch Liefland, die Woiwodschaften Witepsk, Polock und Minsk, größtentheils auch die von Miecislav, zusammen 3500 Geviertmeilen, zugebilligt erhielt. Der kleinste Antheil — 631 Geviertmeilen mit 504000 Einwohnern — kam auf Preußen; Pommerellen, der Netzebezirk, das Bisthum Ermeland und die Starosteien Marienburg und Culm. Pommerellen hatten die Polen im 13. Jahrhunderte von Pommern abgerissen und dies sollte den Rechtsgrund zu der Wiedererwerbung herleihen. Herr v. Hertzberg entwarf das Besitzergreifungspatent, worin er die Scheingründe mit solcher Gewandtheit und mit einer so blühenden Sprache verdeckte, daß diese französisch geschriebene Staatsschrift damals auf den Toilettentischen von Pariser Damen gefunden wurde. Friedrich las, als ihm Hertzberg seine Arbeit überreichte, sie mit großer Befriedigung durch und klopfte am Schlusse seinen Minister auf die Schulter; „Hertzberg, sagte er, wenn ich nicht gewiß wüßte, daß ich Unrecht hätte, Er würde mich den Teufel überreden, ich hätte Recht.“

Wie gut, wenn dieses Rechtsgefühl damals nicht unterdrückt worden wäre; die schweren Folgen der That hat Preußen am

meisten zu tragen. Der Appetit kommt beim Essen, und kein Verständiger zweifelte, daß das einmal angeschnittene Polen künftig vollständig verspeist und von Rußland am stärksten verschlungen werden würde.

Der Antheil des Königs, welcher den Namen „Westpreußen“ erhielt, war darum von großer Wichtigkeit, weil Ostpreußen mit der Monarchie in Verbindung gebracht und die Weichselmündung gewonnen wurde. Der Theilungsvertrag ward am 5. Aug. 1772 in Petersburg unterzeichnet und am 13. Sept. ließ der König die ihm zugewiesenen Landestheile militärisch besetzen und die Grenzpfähle im Netzebezirk sogar noch zwei Meilen tiefer ins Land rücken, ohne daß ein Einspruch geschah. Umsonst verwahrte sich der ohnmächtige König Stanislaus gegen diese Theilung; auf dem am 19. April 1773 zu Warschau eröffneten Reichstage wurden die Stimmen der Patrioten durch die russische Partei zum Schweigen gebracht und die Gewaltschritte förmlich genehmigt und anerkannt. An die Religionsfreiheit, die doch den ersten Vorwand zum Einschreiten geliehen hatte, dachte Niemand weiter und die Lage der Dissidenten in dem verkleinerten polnischen Reiche blieb dieselbe.

Rußland schloß mit der Pforte zu Kainardsché am 21. Juli 1774 Frieden, durch den es viel türkisches Gebiet, zugleich den Anspruch auf Beschützung der griechischen Kirche erwarb, den es jetzt in weit umfassenderer Weise, als jener Vertrag besagt, geltend zu machen sucht. Zur Erhaltung des Gleichgewichts wollte Oesterreich Entschädigungen und verschaffte sich diese, indem es tiefere Griffe in das polnische Grenzland that. Das veranlaßte den König von Preußen, auch seinerseits das Land zwischen der alten und neuen Netze von 139 Geviertmeilen mit 150000 Bewohnern seinem Antheile beizufügen und sich am 22. Mai 1775 zu Inowrazlav huldigen zu lassen. Die Polen wendeten sich beschwerdeführend nach Petersburg, und Katharina, die doch die ganze Theilung herbeigeführt und den Löwenantheil genommen hatte, erließ jetzt Abmahnungsschreiben

an ihre Verbündeten, in Folge deren Friedrich bei Berichtigung der Grenzen 66 Ortschaften herausgab. Nur der Republik Danzig gelang es, eine scheinbare Unabhängigkeit zu behaupten, die nicht besser gesichert war — als später die von Krakau. Die drei Mächte hatten ein schweres Unrecht begangen, das schwerste aber die Polen selbst, die ihr Vaterland verriethen und verkauften und nur dadurch die Gewaltthat möglich machten. Das Ausland sah dem Beginnen müßig zu und der Aufschrei des verletzten Rechtsgefühls, der wohl in der Oeffentlichkeit erschallte, wurde überhört.

Der bayerische Erbfolgekrieg und der Fürstenbund.

Es war damals so recht die Zeit, aus vergilbten Pergamenten Ansprüche herzuleiten, an welche Diejenigen, die sie erhoben, selbst nicht glaubten, die aber dennoch vorgeschützt wurden, um der Vergrößerungssucht zum Nothbehelf zu dienen. So fanden sich in den österreichischen Archiven Belehnungsbriefe, welche Kaiser Sigismund dem Erzherzoge Albrecht von Oesterreich über verschiedene bayerische Landestheile verliehen hatte, doch sind sie nicht vorgezeigt worden, da sie sich zu Stützen für die aufgestellten Behauptungen nicht eigneten. Schriebe ich eine Staatsschrift, so würde ich das Verhältniß genauer entfalten. Die Erbrechte des Hauses Wittelsbach, dessen Zweige die Kurwürde in der Pfalz am Rhein und in Bayern besaßen, gründeten sich auf den Hausvertrag, den Kaiser Ludwig der Bayer im Jahre 1329 zu Pavia errichtet hatte und der in den folgenden Jahrhunderten bis zum Jahre 1766 und 1771 herab mehrfach bestätigt worden war. Der dreißigjährige Krieg hatte zwar den unglücklichen Friedrich von der Pfalz seiner Staaten beraubt, allein durch den 4. Artikel des westphälischen Friedens war der Kurstaat in der Pfalz vollständig hergestellt worden und es heißt darin: „Falls es sich aber zutrüge, daß die ganze Wilhelminische Linie — von Herzog Wilhelm V.,

der 1574 zur Regierung kam und zwei Jahre später zu Gunsten seines Sohnes Maximilian abdankte — erlöschen würde und die Pfälzische Linie dann noch blühte, so soll nicht allein die Oberpfalz, sondern auch die Kurwürde, welche bisher bei den Herzögen von Bayern gewesen, den alsdann noch lebenden Pfalzgrafen, welche sich unterdessen der Belehnung zur gesammten Hand zu erfreuen haben sollen, anheim fallen und die achte Kur gänzlich erloschen sein. Doch soll auf diesen Fall die Oberpfalz dergestalt den noch lebenden Pfalzgrafen zufallen, daß den Allodialerben des Kurfürsten von Bayern ihre Ansprüche und Benefizien, die ihnen daselbst von Rechtswegen gebühren, vorbehalten bleiben."

Da keine Urkunde späterer Zeit dem westphälischen Friedensschlusse widerspricht, so ist es klar, daß Oesterreich kein Recht auf bayerische Landestheile besaß, vielmehr nach dem am 30. Dec. 1777 zu München erfolgten Tode des Kurfürsten Maximilian Joseph, mit dem die Wilhelminische Linie erlosch, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz rechtmäßiger Erbe dieser Länder war. Der kaiserliche Hof ahmte jedoch das von Friedrich dem Großen 1740 gegebene Beispiel nach; das angesprochene Land wurde militärisch besetzt und das Schwert sollte das mangelhafte Recht behaupten, das sich höchstens in Betreff der Allode, d. h. des freien persönlichen Besitzes und einiger im Laufe der Zeit erworbenen Lehne, begründen ließ. Kaum war Karl Theodor in seiner neuen Hauptstadt angelangt, als ein österreichisches Heer von 16 Bataillonen, 20 Schwadronen und 80 Kanonen in Niederbayern einrückte und ein Heer von 60000 Mann zugleich seine älteren Staaten umringte. Der erschreckte Kurfürst fügte sich um so eilfertiger in das kaiserliche Machtgebot, als er keine thronfähigen Kinder besaß, für seine natürlichen Kinder aber ihm wichtige Vortheile angeboten wurden. Er war überdies zaghaft und fürchtete, durch Widerspruch seine alten, wie seine neuen Staaten einzubüßen, ohne den Zeitpunkt zu erleben, an dem ihm Gerechtigkeit zu Theil würde. Friedrich der Große behauptet in seinen nachgelassenen Schriften,

daß die Minister des Kurfürsten bestochen gewesen seien. Mindestens schlossen diese schon am 3. Januar einen höchst auffallenden Vertrag mit den kaiserlichen Bevollmächtigten, den der Kurfürst am 14. Jan. bestätigte. Danach trat er dem Wiener Hofe alle Gebietstheile ab, welche die im 15. Jahrhundert ausgestorbene Straubingische Linie besessen hatte, und verpflichtete sich überdies, den Beweis auf sich zu nehmen, welche Antheile seines Staates nicht zu jenen Besitzungen gehört hätten. Das hatte für ihn den großen Nachtheil, daß Oesterreich willkürlich die Grenzen bestimmen und alles nehmen konnte, wofür es an deutlichen urkundlichen Beweisen des Gegentheils fehlte. Der Kurfürst versprach ferner, Oesterreich zu der Besitznahme selbst behülflich zu sein, dem Rückfalle der böhmischen Lehen in der Oberpfalz und der Herrschaft Mindelheim in Schwaben sich nicht zu widersetzen und einen ferneren Ländertausch einzugehen.

Ein solcher Vorgang mußte, zumal nach dem, was kurz vorher sich in Polen zugetragen hatte, Schrecken verbreiten. Welcher deutsche Fürst war noch seiner Länder sicher, wenn so willkürliche Aneignungen Platz greifen konnten. Oesterreich rückte dadurch bedeutend in Deutschland vor, sein Uebergewicht mußte alle erdrücken; ja man behauptet sogar, Kaiser Joseph habe Friedrich dem Großen eine Theilung von Deutschland angetragen. „Nehmen Sie den Norden, ich nehme den Süden", soll er gesagt, Friedrich aber das völkerrechtswidrige Ansinnen abgelehnt haben. Als geschichtliche Thatsache ist das freilich nicht erwiesen worden. Friedrich war der einzige deutsche Fürst, der das Vaterland vor dem Schicksale Polens behüten konnte; er kannte seine Pflicht und er erfüllte sie.

Das unmittelbarste Interesse an der Sache hatte Herzog Karl von Zweibrücken als nächster Erbe des Kurfürsten und dann die verwittwete Kurfürstin von Sachsen, eine Schwester des verstorbenen Maximilian Joseph, die auf den Nachlaß des Bruders, soweit er in freiem Grundbesitz und beweglichem Vermögen bestand

und den man in Dresden auf 47 Millionen Gulden berechnete, Anspruch erheben durfte. Dazu gesellte sich noch eine Anwartschaft, die Mecklenburg vom Kaiser Maximilian auf die Landgrafschaft Leuchtenberg erhalten hatte. Ueber diese verschiedenen Forderungen, die Gründe, mit denen sie behauptet und von der andern Seite widerlegt wurden, besitze ich Ausführliches, fürchte aber heut, wo diese Angelegenheit ihr Interesse verloren hat, meine Leser damit zu ermüden. Wichtig vor allen war die Abschrift einer Urkunde, die Freiherr Renat Leopold v. Senkenberg besaß und wonach Herzog Albrecht von Oesterreich am St. Andreastage 1429 zu Regensburg allen Ansprüchen auf Niederbayern entsagt hatte, sowohl denen, die ihm aus eigenem Rechte, als denen, die ihm in Kraft kaiserlicher Belehnung zustehen könnten. Vielen Geschichtsforschern und Archivaren war diese Akte bekannt und ihre Glaubwürdigkeit daher anzunehmen, selbst da das Original fehlte. Herr v. Senkenberg theilte sie dem Kurfürsten von Bayern mit und sie gelangte bald in die Hände des Königs von Preußen, der sie mit für den Zweck benützte, die Grundlosigkeit der österreichischen Forderungen vor ganz Europa darzuthun. Dennoch regte sich Karl Theodor nicht, und von den übrigen Interessenten war es zuerst der Kurfürst von Sachsen, dessen Einspruch in Wien ohne Antwort gelassen worden war, welcher zuerst den Schutz Friedrichs ansprach. Von Bayern mußten inzwischen nothwendig die Schritte ausgehen und der König schickte daher den Grafen Görz nach München, der eben noch zurecht kam, um den Herzog von Zweibrücken von dem Abgrunde, an dem er stand, zurückzuhalten. Dieser Prinz machte nun seinen Einspruch gegen das mit Oesterreich getroffene Abkommen bekannt und richtete an den König von Preußen die Bitte um Beistand. Die Unterhandlungen, welche der König in Folge dessen zu Wien einleitete, blieben fruchtlos, auch von Seiten Frankreichs, das den Freiheitskampf der Amerikaner unterstützte, war kein Beistand zu hoffen, obgleich es das Verfahren Preußens billigte. Einem drohenden Türkenkriege hatte

Friedrich durch seine Vermittelung vorgebeugt, dennoch entschloß sich Katharina zu thätiger Unterstützung ihres Bundesgenossen nicht.

So standen sich also Oesterreich und Preußen allein gegenüber, doch hatte der König diesmal Sachsen und die Stimmung aller Reichsfürsten für sich, die in ihm den Schirmherrn des deutschen Staatsrechts erblickten. Bei den starken Rüstungen Oesterreichs sammelte Friedrich gleichfalls zwei Heere, jedes von 80000 Mann, von denen das eine sich bei Berlin unter dem Befehl des Prinzen Heinrich zusammenziehen und zum Schutz von Sachsen bereit sein, das andere aber sich in Schlesien aufstellen sollte. An die Spitze des letztern wollte er selbst treten und ging am 6. April 1778 nach Breslau ab. Freilich war es nicht mehr der feurige Schlachtengott, den wir in den früheren Kriegen erblickten, doch versprach der sechsundsechzigjährige Greis seinen Truppen, daß sie ihn am Tage der Schlacht noch rüstig zu Pferde sehen sollten. Friedrich und Joseph hatten sich in Neisse und Neustadt das Wort gegeben, bei wichtigen Ereignissen einander eigenhändig zu schreiben, und der Kaiser entschuldigte die Unterlassung damit, daß er erst von der Hauptstadt entfernt sein wollte, um seine Gesinnungen um so freier äußern zu können. Sein Brief vom 13. April war aber von einem Vergleichsvorschlage begleitet, der im wesentlichen Friedrichs Zustimmung zu allem Geschehenen verlangte. Des Königs Antwort war edel, wiewohl streng abweisend. Er sagte darin: „Mein persönliches Interesse kommt bei der Sache nicht ins Spiel, aber ich bin überzeugt, Euer Majestät selbst würden mich für einen feigherzigen, Ihrer Achtung unwürdigen Mann halten, wenn ich die Rechte, Freiheiten und Gerechtsame, welche wir, die Kurfürsten und ich, von unsern Vorfahren ererbt haben, niederträchtiger Weise aufgäbe.“ Auch der fortgesetzte Briefwechsel blieb erfolglos, worauf der König mit seinem Heere am 5. Juli über Nachod, Prinz Heinrich, von 18000 Sachsen unterstützt, über Rumburg und Gabel in Böhmen einrückte.

In Wien hatte man noch immer nicht geglaubt, daß Preußen

Ernst machen werde, und Maria Theresia erschrak bei der Nachricht des preußischen Einfalls in Böhmen. Am Ausgange ihres Lebens noch einmal einen schweren Krieg entbrennen und ihren Sohn den Gefahren desselben preisgegeben zu sehen, war ihr ein furchtbarer Gedanke und sie suchte den Schlag durch einen neuen Unterhändler abzulenken. Da er jedoch keine annehmbaren Vorschläge mitbrachte, so bedauerte Friedrich zwar, daß sich die beiden alt gewordenen Widersacher einander die grauen Haare ausraufen sollten, aber er blieb seinen Ansichten treu.

Gewaltiger als in den früheren Kriegen waren die Heermassen, die sich einander gegenüber standen, doch fehlte wohl von beiden Seiten die rechte Kampflust. Friedrich wollte dem Glanze seines Namens an der Neige des Lebens nicht einen Fleck anhängen, und Joseph hatte nicht freie Hand, da die den Generalen ertheilten Weisungen seiner Mutter ihn beschränkten. Es blieb daher bei Scharmützeln, dem Wegnehmen von Magazinen und drohenden Bewegungen. Mit dem Beispiel kalter Todesverachtung ging aber auch diesmal Friedrich seinen Soldaten voran. Er hatte eben zur Ader gelassen, als sich ein Gefecht entspann, und Friedrich stieg sogleich zu Pferde, um an der bedrohten Stelle zu erscheinen. Durch den scharfen Ritt öffnete sich die Ader von neuem, und während der König sich verbinden ließ, schlugen die Kanonenkugeln um ihn ein und eine davon so nahe, daß dem erschrockenen Wundarzt die Binde entfiel. „Er muß noch nicht viel Kanonenkugeln gesehen haben," rief ihm der König zu und nöthigte ihn, das Geschäft ruhig fortzusetzen.

Zu einer Schlacht kam es nicht, und nachdem die Preußen die von ihnen besetzten Gegenden, wie man zu sagen pflegt, aufgefressen hatten, führte der König schon Mitte Sept. seine Truppen in die Winterquartiere nach Schlesien zurück, die jedoch mehrfache Störungen erlitten.

Dem Könige kam die Erklärung sehr zu statten, welche die Kaiserin Katharina in Wien und Regensburg abgeben ließ, daß

sie nämlich, wenn den gerechten Beschwerden der deutschen Reichsfürsten namentlich in Betreff Bayerns nicht Abhülfe geschafft würde, sie dem Könige von Preußen die vertragsmäßige Bundeshülfe leisten müsse. Kaiser Joseph, der zum Nachgeben ungeneigt war, benützte diese Drohung, um seine Mutter zu einer Aushebung von 80000 Rekruten bewegen zu wollen; Maria Theresia aber, der dieser Krieg ein Greuel war, wendete sich an den französischen Hof um eine Vermittlung. Gleichzeitig ließ Friedrich dem französischen Minister Maurepas eine Denkschrift zustellen, welche die Sachlage mit solcher Klarheit entwickelte, daß sie in Paris die günstigste Wirkung hervorbrachte. Baron Breteuil, französischer Gesandter in Wien, erhielt von seinem Hofe Aufträge, das Friedenswerk zu betreiben, und das war ein Glück, denn der russische Fürst Repnin, den Katharina II. zum Könige nach Breslau schickte, erschien dort weniger als ein Feldherr, der Hülfe leisten, sondern als ein Dictator, der Gesetze vorschreiben will. Damals war aber noch nicht die Zeit wie heut, und Friedrich nicht der Mann, der gegen Rußland solche Fügsamkeit bewiesen hätte. Er schickte ein Ultimatum nach Petersburg und verschob den beantragten Friedenskongreß um einen Monat.

Während dieser diplomatischen Schachzüge schlug man sich mitten im Winter in Oberschlesien, wo der Erbprinz von Braunschweig Troppau und Jägerndorf besetzt hielt, während der kaiserliche General von Ellerichshausen mit einem zahlreichen Korps in Engelsberg, Zuckmantel und der Umgegend stand. Beide Anführer neckten sich gegenseitig, unternahmen Streifzüge und plünderten die Gegenden. General Wunsch brach am 18. Januar mit zehn Bataillonen von der Grafschaft Glatz auf, um Ellerichshausen zu vertreiben, fand jedoch dessen Verschanzungen bei Zuckmantel zu fest. Seine Abwesenheit benützte der kaiserliche General Graf Wurmser zu einem Ueberfalle von Habelschwerdt und es gelang ihm, dort den preußischen General Prinzen Adolph von Hessen-Philippsthal mit 1000 Mann gefangen zu nehmen. General

Möllendorf vergalt das durch einen glücklichen Einfall von Sachsen aus nach Brix in Böhmen; er zerstörte dort die Magazine und brachte einige hundert Gefangene zurück. Dieser kleine Krieg plagte und erschreckte die Gegenden, in denen er geführt wurde, ohne dem einen oder andern Theile zu nützen, doch hoffte man, daß diese Unannehmlichkeiten vorüber sein würden, als die Antwort aus Petersburg zurückkam und Maria Theresia erklärte, auf die ihr gemachten Vorschläge eingehen und den Kongreß beschicken zu wollen, der die letzte Hand an das Friedenswerk legen sollte. Jedermann hielt dafür, daß nichts weiter zu besorgen sei; da entladete sich plötzlich ein Kriegsungewitter, wie ein Blitz aus hellem Himmel, über meine arme Vaterstadt, das mehr genannte Neustadt, das von drei preußischen Bataillonen besetzt war. Am 23. Febr. 1779 zeigten sich plötzlich 10000 Oesterreicher unter dem General Wallis, besetzten die kleinen Vorberge der Sudeten, namentlich den Ziegenberg, errichteten dort Batterien und beschossen aus zwanzig Haubitzen den offenen Ort mit Granaten so lange, bis preußische Truppen aus Roßwalde und Neisse herbei stürmten und Wallis sich von zwei Seiten bedroht sah, was ihn zwang, in sein befestigtes Lager zurück zu kehren. 240 Häuser, meist der ärmern Bevölkerung gehörig, lagen in Asche, denn die Häuser der Wohlhabenden und Reichen widerstanden durch ihren massiven Bau der Entzündung; nur die Dächer derselben wurden zertrümmert, die Mauern beschädigt. Welcher Schrecken, welches Jammergeschrei durchdrang den unglücklichen Ort. Vor den tödtlichen Kugeln und dem Flammenmeer entfloh die trostlose Bevölkerung auf die gegen Neisse zu gelegenen Anhöhen, ohne irgend etwas von ihrer Habe retten zu können. Von Neisse aus wurden den Leuten Zelte geschickt und wie es im Sprüchwort heißt: „Wenn das Lamm geschoren ist, läßt Gott laue Winde wehen", so geschah es auch hier. Milde, sonnenhelle Tage, als wäre es Mai, traten ein und von allen Seiten kamen Zufuhren und Geschenke in das Lager der Abgebrannten. Die wichtigste Hülfe aber gewährte der

König, der sogleich erklären ließ, daß er aus Staatsmitteln die ganze Stadt neu und schöner aufbauen lassen werde. Nur die reichen Familien machten von der königlichen Gnade keinen Gebrauch, auch hatten sie am wenigsten gelitten, dennoch ließ es sich der König eine halbe Million Thlr. kosten, um den Ort nett und freundlich herzustellen und den Schaden zu vergüten.

Friedrich der Große behauptet in seinen Schriften, der Kaiser habe diese, der diplomatischen Lage der vorgeschrittenen Unterhandlungen zuwiderlaufende, völlig zwecklose Zerstörung einer blühenden Stadt selbst angeordnet, um den König aufzubringen und zum Frieden ungeneigt zu machen. War dies der Zweck, so wurde er nicht erreicht. Friedrich war zu alt, zu kaltblütig, zu staatsklug, um diesem Ereignisse eine solche Wichtigkeit beizulegen. Die Kaiserin, ohne deren Vorwissen die Sache geschehen war, entschuldigte solche überdies als einen willkürlichen Mißgriff ihres Generals, äußerte ihr Bedauern darüber, und der König zog noch den Vortheil daraus, daß das katholische Oberschlesien von bitterem Hasse gegen die österreichische Regierung und von Liebe für den König erfüllt ward, der die muthwillig geschlagene Wunde so mild, so kräftig heilte.

Dem Friedenswerke that dieser Vorfall keinen Eintrag; man einigte sich zunächst über einen Waffenstillstand, der für Böhmen am 7., für Mähren und Schlesien am 8., für Sachsen am 10. März in Wirksamkeit trat, und bestimmte die Stadt Teschen in österreichisch Schlesien als Sitz des Friedenskongresses. Die Gesandten von Preußen, Oesterreich, Sachsen, der Pfalz, Zweibrücken, Frankreich und Rußland trafen bald daselbst ein und nur die Schwierigkeiten, welche Karl Theodor gegen die Forderungen Sachsens und die Ansprüche, welche der Herzog von Zweibrücken auf eine hohe Apanage erhob, verzögerten die Unterhandlungen. Die Sprache Preußens, Frankreichs und Rußlands war jedoch so fest und gemessen, daß alle Parteien sich zu fügen genöthigt wurden und der Frieden am 3. Mai 1779 unterzeichnet ward. Dadurch

wurde der Vertrag vom 3. Januar 1778 aufgehoben und Bayern trat nur einen zwischen Donau, Inn und Salza gelegenen Bezirk an Oesterreich ab. Die Ansprüche Sachsens wurden mit 6 Mill. Gulden abgefunden und dem Könige von Preußen die Vereinigung der fränkischen Fürstenthümer mit seiner Krone beim künftigen Heimfalle im voraus gesichert. Auf die übrigen Einzelnheiten der verschiedenen Verträge will ich nicht weiter eingehen — genug Friedrich hatte den Zweck erreicht, um dessen willen der Krieg begonnen worden war. Thatenlos hatte er geendet und der Volkswitz nannte ihn den „Kartoffelkrieg", aber wozu bedurfte es der Schlachten, wenn ohne Blutvergießen das Ziel zu gewinnen war.

Einen unmittelbaren Nutzen hatte Friedrich von dieser kriegerischen Demonstration, die seinem Schatze 29 Millionen Thlr. kostete, nicht, desto größer war der moralische Gewinn. Die Uneigennützigkeit, womit er sich des verletzten Rechtes angenommen hatte, erwarb ihm einen hohen Ruf, ein großes Vertrauen in Deutschland. Man sah, Preußen wollte kein erobernder Staat sein, nicht die Sicherheit seiner Nachbarn gefährden, nicht den Bestand der Dinge im Reiche über den Haufen werfen, sondern sich als der starke Damm gegen jede Verletzung von Recht und Besitz erweisen.

Beim bayerischen Volke hatte sich Oesterreich im ganzen Laufe des 18. Jahrhunderts einen übeln Namen gemacht. Die greulichen Verwüstungen und Mißhandlungen, welche Bayern im spanischen, mehr noch im österreichischen Erbfolgekriege zu erdulden gehabt, riefen im Munde des Volkes das Sprüchwort hervor: „Lieber bayerisch sterben, als unter Oesterreichs Herrschaft verderben," und Friedrich gewann dadurch, daß er diese Gefahr abgelenkt hatte, eine Verehrung, wie sie nur einem Heiligen gezollt werden kann. Sein Bild hing in den Stuben der Landleute und die Bauern nannten ihn ihren „Schutzpatron". Selbst das böhmische Landvolk, das früher von so brennendem Haß gegen die

preußischen Ketzer erfüllt gewesen war, änderte seinen Sinn, als der König die Gegenden, welche sein Heer im Herbst von 1778 ausgesogen hatte, mit Saatkorn beschenkte. So knüpfte sich an seinen Namen in Freundes- und Feindesland eine Huldigung, die der wahren Größe zuletzt nirgend versagt werden kann. Die großen Summen, welche der Krieg gekostet hatte, schienen nicht zu fehlen, wenn man auf das sieht, was Friedrich fort und fort für Eröffnung neuer Quellen der Volkswohlfahrt that. Jährlich wurden zwei bis drei Millionen Thlr. für solche Zwecke verwendet und wer sich über die angemessene Weise der Vertheilung dieser Mittel belehren will, dem empfehle ich die Schriften des Herrn v. Hertzberg zu lesen, der darüber umständliche Mittheilungen macht.

Am Ausgange seines Lebens richtete sich der aufmerksame Blick des Königs auf die neue Gestaltung, welche die öffentlichen Zustände nahmen. Er sah, daß das Schicksal die Thore für Weltbegebenheiten aufschloß, die einen völligen Umschwung in den Verhältnissen der Staaten, der Völker wie der Regierungen, bewirken mußten. Sein vorgerücktes Alter hielt ihn von eingreifender Thätigkeit in das Werdende zurück, allein die großartige Erhebung der Nordamerikaner und die Gründung ihres Freistaats sprach seine innigste Theilnahme an. Nachdem Schweden am 3. April 1783 mit dem Beispiele eines Vertrages mit dem jungen Staate voran gegangen war, schloß auch Friedrich im Sommer von 1785 mit demselben eine Uebereinkunft, die sein Gesandter, der Freiherr v. Thulemeier, am 10. Sept. im Haag unterzeichnete, nachdem die amerikanischen Bevollmächtigten, Thomas Jefferson zu Paris, Benjamin Franklin zu Passy und John Adams zu London ihr Einverständniß damit erklärt hatten. Der Inhalt dieses Freundschafts- und Handelsvertrages war eines Philosophen und eines menschenfreundlichen Herrschers würdig und enthielt Bestimmungen, wie sie bis dahin noch nie in eine diplomatische Urkunde aufgenommen worden waren. Es wurde darin Folgendes festgesetzt:

„Beim Ausbruch eines Krieges sollen die Kaufleute eines der beiden Staaten, die sich in dem andern aufhalten, noch neun Monate zur ruhigen Ordnung ihrer Angelegenheiten behalten. Ihrer Abreise wird alsdann keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt und sie können ihr ganzes Vermögen frei mitnehmen. Frauen und Kinder, Gelehrte, Künstler, Landleute, Fabrikanten und Fischer, welche nicht bewaffnet sind und in Städten, Dörfern, überhaupt in unbefestigten Plätzen wohnen; alle, deren Unterhalt auf den gemeinschaftlichen Vortheil des menschlichen Geschlechts abzielt, behalten die Freiheit, ihre Geschäfte zu treiben, ohne an ihren Personen, Wohnungen, Feldern und Gütern beschädigt zu werden. Nimmt der Staat dennoch im Nothfalle etwas von ihrem Eigenthume, so wird er dafür billige Entschädigung leisten. Alle Handelsschiffe, die keinen Kriegsbedarf führen, dürfen, wie im Frieden, in allen Häfen frei ein- und auslaufen und ihre Geschäfte betreiben; beide Theile entsagen dem Rechte, Kaperbriefe gegen ihre Handelsschiffe auszugeben. — Den Kriegsgefangenen wurde eine menschliche Behandlung und der Aufenthalt in gesunden Gegenden ohne Verschickung in die Ferne zugesichert. Der Vorwand, als zerreiße der Krieg die Verträge, wurde ausdrücklich verworfen und es sollten alle Grundsätze des Natur- und Völkerrechts auch während des Krieges für heilig anerkannt werden. Dem sogenannten Strandrechte — d. h. dem Unrechte, dem Diebstahl —, das Friedrich an seinen Ostseeküsten bereits abgeschafft hatte, entsagte nun auch der junge Freistaat und beide Regierungen gaben der Welt ein erhebendes Beispiel, das allgemein als der schönste Triumph der Gesittung in den Beziehungen zwischen Nationen gepriesen wurde.

Die Auflösung, in welcher sich die abgenützte deutsche Reichsverfassung befand, die Kränkungen, welche das öffentliche Recht in Folge dessen häufig erfuhr, die Unsicherheit im Innern wie nach außen, die Besorgnisse, welche der kühne, unternehmende, zufahrende Geist Josephs II. erweckte, brachten den König auf den

Gedanken, durch eine jugendliche Schöpfung dem schwerfälligen, wankenden Baue des Reiches neue Stützen zu verleihen. In einzelnen Fällen hatte sich Friedrich wiederholt zum Einschreiten genöthigt gesehen, so in Würrttemberg, wo Herzog Karl alle weisen Lehren vergessen hatte, die ihm Friedrich beim Antritt seiner Regierung ertheilte. Gegen den freundlichen Führer seiner Jugend ergriff der Herzog die Waffen, nöthigte durch ein sittenloses Leben seine Gemahlin, eine Verwandte des Königs, zur Scheidung, verschwendete das Mark seines Landes, zertrümmerte dessen Verfassung und bedrückte seine evangelischen Unterthanen. Für solche Beschwerden würde auf dem unabsehbaren Wege des Prozesses bei dem Reichs- und dem Kammergericht keine Abhülfe zu finden gewesen sein, hätte nicht Friedrich der Große sich mit Entschiedenheit dieser Angelegenheiten angenommen und sie zum Ziele geführt. Bedenklicher noch war die beabsichtigte Theilung Bayerns gewesen und daraus hatte der König Veranlassung genommen, im März von 1778 auf einen Plan zurück zugehen, den er bereits nach dem ersten schlesischen Kriege gefaßt hatte, damals aber nicht durchführen konnte. Durch sein Staatsministerium ließ er den Entwurf zu einem deutschen Fürstenbunde ausarbeiten, doch blieb derselbe liegen, bis Joseph II., welcher nach dem am 29. Novbr. 1780 erfolgten Tode Maria Theresias zur alleinigen Regierung seiner Länder gelangt war, den Plan der Erwerbung Bayerns von Neuem zu verfolgen anfing.

Die abgelegenen Niederlande, aus denen größtentheils das heutige Belgien besteht, waren für das Kaiserhaus ein unsicherer Besitz. Dem Angriffe Frankreichs jederzeit zuerst ausgesetzt, war es schwer, in solche Entfernung rasche und kräftige Hülfe zu senden, auch ahnete Joseph richtig, daß sich in Frankreich Dinge vorbereiteten, welche schwere Gefahren in ihrem Schooße trugen. Um diesen zu entgehen, seinen Staat abzurunden, seine Macht in und über Deutschland fester zu begründen, drängte er den Kurfürsten von Bayern, ihm gegen Abtretung der Niederlande

seine Erbstaaten zu überlassen. Sobald Friedrich von diesen Unterhandlungen erfuhr, erhob er mit derselben Entschiedenheit, die er 1778 an den Tag gelegt, dagegen Einspruch und ergriff zugleich mit neuer Lebhaftigkeit die Idee der Stiftung eines deutschen Fürstenbundes.

Mit seinem staatsklugen Berather Hertzberg verfaßte er jetzt selbst einen Entwurf dazu, der nach dem Muster des Schmalkaldischen Bundes bearbeitet war und nicht auf eine Herrschaft Preußens über Deutschland hinzielte, sondern nur die Erhaltung der Rechte und des Besitzstandes der einzelnen Staaten zu sichern die Bestimmung hatte. Auf den Unterschied des Religionsbekenntnisses sollte dabei keine Rücksicht genommen, sondern nur eine Schutzwehr gegen Josephs beunruhigendes Vorschreiten errichtet werden. Eine Denkschrift erläuterte die Absicht des Bündnisses näher und ließ keinen Zweifel darüber, daß es nur zur Vertheidigung des Bestehenden dienen, sonst aber keine Aenderung in der Reichsverfassung hervorrufen wolle. Das geschah im Nov. 1784, aber erst im Januar des folgenden Jahres wurde Ernst aus der Sache, als der kaiserliche Hof durch den russischen Gesandten, Grafen Romanzow, dem Herzoge von Zweibrücken antragen ließ, seine Zustimmung dazu zu ertheilen, daß Ober- und Nieder-Bayern, die Oberpfalz, die Landgrafschaft Leuchtenberg nebst den Herzogthümern Neuburg und Sulzbach gegen die Niederlande, mit Ausschluß von Luxemburg und Namur, unter dem Titel eines Königreichs Burgund abgetreten würden. Der Herzog und der Kurfürst sollten obenein drei Millionen Gulden baar Geld zu vergnüglichem Gebrauch empfangen, dagegen wollte sich der Kaiser alle Artillerie und alle Nationaltruppen, sowohl von den Niederlanden als von Bayern und zugleich das Recht, in letztern nach Gutbefinden Geld aufnehmen zu dürfen, vorbehalten. Also ein waffenloses Königreich, gegenüber dem unruhigen Frankreich, das von je begehrliche Blicke auf das Nachbarland geworfen und einzelne Gebietstheile davon früher schon abgerissen hatte, sollten

die bayerischen Fürsten gegen ihre durch Reichgesetze gesicherten Staaten eintauschen!

Karl Theodor war bereits wieder gewonnen und dem Herzoge gab man zu verstehen, daß nöthigen falls auch ohne seine Zustimmung die Sache ins Werk gerichtet werden würde. Frankreich und Rußland seien damit einverstanden und zur Verbürgung des Vertrages bereit. Von Preußen und dem deutschen Reiche war dabei keine Rede. Der Herzog ließ sich jedoch nicht einschüchtern, sondern sprach es mit Bestimmtheit aus, daß er einen so nachtheiligen Vertrag nie unterzeichnen werde, sondern sich auf den Schutz Preußens verlasse. Vielleicht würde Herzog Karl, der kinderlos war und noch eher als der Kurfürst starb, weniger energisch verfahren sein, wenn nicht sein Bruder Maximilian Joseph, dieser große und edle Fürst, der Großvater des jetzigen Königs, das Gewicht seiner Stimme in die Wagschale gelegt hätte.

Was hierbei zuerst auffällt, ist Rußlands arglistige Politik, die ganz den Grundsätzen entsprach, welche Peter I. in seinem Testamente niedergelegt hat. Beständig die Hände in den deutschen Angelegenheiten zu haben, sie zu verwirren und das Reich zu schwächen, um von Petersburg aus die Geschicke desselben zu lenken — das hatte der Fürst, der Rußland zu einer Großmacht erhoben, empfohlen und danach handelte Katharina. Erst trat sie auf Preußens Seite Oesterreich gegenüber und war eine Mitbürgin des Teschener Friedens geworden; nun unterstützte sie Oesterreichs Forderungen und wollte den Fürsten verdrängen helfen, den sie vorher begünstigt hatte. Sollte man nicht glauben, die Geschichte der langen Regierung Friedrichs des Großen und alles, was er von Rußland erfahren mußte, sei vergessen, wenn man die Ereignisse unserer Tage übersieht? Hatte Oesterreich nicht dieselben Wandlungen russischer Gunst und Feindschaft erfahren und ist es seitdem besser geworden? Predigen solche Erinnerungen nicht laut, daß nur in der Eintracht der deutschen

Staaten das Mittel zu suchen sei, die Hand aus dem Norden, die heut streichelt und morgen schlägt, fern zu halten?

Friedrich war alt, gebrechlich, aber dennoch nicht geneigt, solche Anmaßungen zu dulden. Nachdem die Herzöge von Zweibrücken sich an ihn gewendet hatten, ließ er durch seinen Gesandten in Petersburg den russischen Hof an den Inhalt des Teschener Friedens nachdrücklich erinnern, und nun antwortete Kathaxrina: sie habe ja den Tausch nur antragen lassen, da sie ihn beiden Theilen vortheilhaft halte, von einer Nöthigung sei dabei keine Rede. Der französische Hof, an dem Friedrich dieselbe Sprache führte, gab eine ähnlich lautende Erwiederung und versicherte sogar, daß wenn die Herzöge von Zweibrücken ihre Zustimmung verweigerten, Kaiser Joseph diesen Plan fallen zu lassen bereit sei. Von Wien aus erfolgte aber keine Bestätigung dieser Versicherung und erst der Fürstenbund sollte sie herbei führen.

Ich verweile gern bei diesen Vorgängen, weil sie beweisen, wie viel ein kräftiger Wille vermag. Noch einmal kurz vor seinem Dahinscheiden, hatte Friedrich wieder Oesterreich, Rußland und Frankreich gegen sich gehabt, aber seine Festigkeit, seine Entschlossenheit sprengte den Bund und ohne die Hülfe der Waffen siegte sein gefürchteter Name.

Der beabsichtigte Fürstenbund ward — wie später 1849 — den beiden Regierungen von Sachsen und Hannover zuerst angetragen und von ihnen angenommen, auch ernannten beide Bevollmächtigte — den Grafen Zinzendorf und den Staatsminister v. Beulwitz —, mit denen in Berlin der Vertrag berathen und abgeschlossen wurde. Die Herzöge von Braunschweig, Sachsen-Gotha, Sachsen-Weimar, Zweibrücken und Mecklenburg, die Markgrafen von Anspach und von Baden, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Bischof von Osnabrück, die Fürsten von Anhalt, später auch der Kurfürst von Mainz traten dem Bunde bei. Alle Theilnehmer waren gleichberechtigt und übernahmen keine andern



C. Preisel & C. Geyer, sc.

Friedrich II als Feldherr.

Verpflichtungen, als die der Erhaltung und richtigen Anwendung der Reichsverfassung, so wie des gegenseitigen Schutzes. Dennoch machte der Kaiser dem preußischen Hofe über diesen Sonderbund bittere Vorwürfe, welche Friedrich durch eine der Oeffentlichkeit übergebene Staatsschrift entkräftete. Es wurden darin alle Beschwerden gegen den Kaiser aufgeführt, welche zu dieser abwehrenden Anordnung Veranlassung gegeben hatten. Von Wien aus blieben diese Vorwürfe nicht unbeantwortet, aber weiter wagte man nicht zu gehen und bis zu Kriegsdrohungen oder zum Einspruch fremder Regierungen verstieg man sich damals nicht, obgleich dem Kaiser, der Reichsverfassung gemäß, immerhin noch gesetzlich eine ganz andere Stellung zukam, als sie Oesterreich heut durch den Vorsitz am Bundestage einnimmt.

Nach dem Tode des großen Königs zerfiel diese Schöpfung bald, und die Versuche, die 1806 und 1849/50 gemacht worden sind, sie unter andern Formen und mit erweiterten Grenzen in das Leben zu rufen, fanden Preußen, obgleich es an Volkszahl und Bodenfläche unendlich zugenommen hatte, nicht mehr in der Machtstellung, die Sache zum Ziele zu führen.

Friedrichs letzte Lebensjahre.

„So macht das Alter düster, mürrisch denn
Mich nicht; mein Wunsch ist klein, mir gnügt die Huld,
Die auch auf mich des Himmels Gnade strömt.“

Aus einem Briefe des Königs an seine Schwester in Braunschweig.

Wenn Friedrich der Große von sich sagen durfte, daß ihn das Alter nicht mürrisch gemacht habe, so verdient das um so mehr Bewunderung, als sein Leben schon während des siebenjährigen Krieges und öfter noch nach demselben durch Krankheit getrübt ward. Durch die Beschwerden der Feldzüge hatte er sich das Podagra zugezogen, das ihn wiederholt heimsuchte und ihm

große Schmerzen verursachte. Das Mittel, wodurch er sich die Heiterkeit des Geistes bewahrte, bestand in dem Umgange mit großen lebenden Menschen und mit den größeren Todten. Seiner Seele führte er beständig Nahrung zu und hörte bis an seinen Tod nicht auf, sich zu unterrichten.

Er besaß fünf Handbibliotheken, welche alle dieselben Werke enthielten und von denen eine in Sanssouci, die zweite im Schlosse zu Berlin, die dritte in Potsdam, die vierte in Charlottenburg und die fünfte in Breslau, wohin ihn seine Reisen am öftesten führten, aufgestellt war, so daß er sich nur die Seite zu bemerken brauchte, auf der er beim Lesen eines Buches stehen geblieben war, um sogleich fortfahren zu können, so oft er seinen Aufenthalt veränderte. In der ersten Reihe der ausgesuchten Autoren befanden sich: (Griechen und Römer in französischen Uebersetzungen) Homer, Plato, Demosthenes, Herodot, Thucydides, Diodor von Sizilien und Plutarch; dann Virgil, Horaz, Cicero, Sallust, Cäsar, Titus Livius, Tacitus und die philosophischen Schriften des Seneca. Von den Franzosen liebte er vornämlich: Corneille, Racine, Molière, Bossuet, Flechier, Fenelon, d'Aguaisseau, Montesquieu, Bayle, Henault und Voltaire. Hatte er einige dieser Werke bereits mehrmals gelesen, so wurden sie durch andere ersetzt.

Er hat jedoch den Schatz der Literatur durch eigene Arbeiten ansehnlich vermehrt und wenn er dadurch der Welt genützt hat, so leistete er zugleich sich selbst wichtige Dienste. Wer Bücher nicht leichtfertig, sondern, wie Friedrich, aus seinem innersten Wesen herausschreibt, wird dadurch genöthigt, über sich selbst nachzudenken und tiefe Blicke in das eigene Innere zu werfen. So lernt sich erst der Autor selbst kennen; Ansichten, Meinungen, Gefühle klären sich ab und gestalten sich zum unverlierbaren Eigenthume. Der königliche Schriftsteller sprach aber zugleich die Gesetze aus, nach denen die Welt ein Recht hatte, ihn zu beurtheilen, und legte sich die Pflicht auf, seine Handlungen nach dem

Maßstabe einzurichten, den er andern in die Hand gegeben hatte, um ihn danach zu messen.

Es ist für jeden Menschen eine wichtige Sache, sich in denkwürdigen Augenblicken zu daguerrotypiren, und wenn er nicht für die Oeffentlichkeit schreibt, mindestens in einem Tagebuche sich selbst ein Spiegelbild des Innern vorzuhalten. Obwohl jeder Tag ein bedeutsamer Abschnitt in dem Leben eines Menschen ist, so will ich doch nicht sagen, daß ein solches Tagebuch die gewöhnlichen Ereignisse des alltäglichen Daseins in sich aufnehmen müsse; aber so oft Gefühle in uns erwachen, so oft Begebenheiten in unser Leben hinein treten, welche geeignet sind, uns zur Selbstprüfung aufzufordern und nach der Richtschnur für unser Verhalten zu forschen, ist es weise, die Feder zur Hand zu nehmen und das Bild unserer eigenen Lage, wie der Eindrücke, die sie auf uns macht, der Entschlüsse, zu denen sie uns antreibt, zu entwerfen. Gönnen wir uns dazu die Zeit, so wird sie fruchtbringend angewendet; Trug und Selbsttäuschung entfliehen; wir werden unsere eigenen Beobachter und Rathgeber; wir schämen uns vor dem Bilde, das die eigene Hand zeichnete, wenn es unserm bessern Wesen nicht entspricht, und wir ertheilen uns einen Leitfaden für unser Handeln in der Gegenwart wie in der Zukunft, so oft unser Blick den Weg zurück zu diesen Gedenkblättern findet.

In solcher Weise veredelte sich Friedrich als Schriftsteller. „Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken" und zu den Zwecken seines Lebens gehörten seine Werke. Wer sein ereignißreiches Dasein und die rastlose, vielseitige Thätigkeit betrachtet, die er in dasselbe hinein trug, begreift schwer, wie es dem Verwalter eines großen Staats, dem Anführer der berühmtesten Heere, dem Lenker der Politik seiner Zeit, gelingen konnte, die Welt mit so vielen gelehrten und dichterischen Arbeiten zu beschenken, doch Friedrich dachte wie Plinius: nulla dies sine linea — kein Tag ohne eine Zeile. In sparsamer Eintheilung seiner

Zeit kenne ich, außer Franklin, kaum einen Mann, der ihm gleich kam und solchem Erhaschen jeder Minute verdanken wir diesen kostbaren Nachlaß. Ich habe seines Anti-Macchiavels, seiner Denkwürdigkeiten zur Geschichte von Brandenburg, seiner Bemerkungen über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII., so wie der vermischten Poesieen des Philosophen von Sanssouci, bereits gedacht, führe aber hier noch eine Reihe seiner andern berühmten Schriften an: Instruction militaire; Eloge de Voltaire; Oeuvres posthumes (die Geschichte seiner Zeit, die Geschichte des siebenjährigen Krieges, deren vollständiges Manuscript aber leider durch das Versehen eines Kammerdieners verbrannte, während die wiederholte Bearbeitung, nur aus dem Gedächtniß geschrieben, flüchtig und ungenügend ausfiel, philosophische Aufsätze, Gespräche, Gedichte in 15 Bänden enthaltend); Supplements aux oeuvres posthumes; wozu sein umfänglicher Briefwechsel kommt, von dem der der Oeffentlichkeit übergebene Theil allein eine kleine Handbibliothek ausmacht. Jeder dieser Briefe macht uns mit Personen, Zuständen, am meisten mit dem Wesen des hohen Briefstellers selbst bekannt und keines dieser Blätter kann man ohne Interesse bei Seite legen.

Dieselbe Regelrechtigkeit, welche des Königs gewöhnliches Leben auszeichnet, herrschte auch bei den Reisen vor, die er in seine Provinzen unternahm. Tag und Stunde der Abreise und Ankunft, so wie die Ruhepunkte, wo gespeist oder übernachtet wurde, waren zum voraus fest bestimmt und wurden treu dem Worte: Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige, genau inne gehalten. Große Empfangsfeierlichkeiten und Vorkehrungen für seine Aufnahme liebte er nicht. Für sein Nachtquartier verlangte er nichts weiter, als ein Zimmer, ein Bett, einen Armstuhl und einen Tisch, und obgleich er nach dem siebenjährigen Kriege nicht mehr zu Abend aß, so bezahlte er doch für jedes solche Nachtquartier hundert Thaler. Um diesen Gewinn in die rechten Hände zu leiten, übernachtete er gewöhnlich auf Dörfern und bei Pfarrern.

Das erste Geschäft bei seiner Ankunft bestand darin, daß er die den Tag über bei ihm eingelaufenen Bittschriften las und entweder auf der Stelle beantwortete, oder mit Bemerkungen begleitet an die Minister oder die betreffenden Behörden gelangen ließ. Der königliche Reisezug bestand nur aus zwei Wagen und in dem zweiten saß blos ein Sekretär, der die Briefschaften und den Geldvorrath zu überwachen hatte. Die Bedienung fand hinten oder auf dem Bocke des königlichen Wagens Platz, während die Kammerpagen neben her reiten mußten. Im ganzen Laufe seiner langen Regierung hatte der König einen und denselben Wagen und in diesem großen, schwerfälligen Fuhrwerke legte er täglich 20 bis 25 Meilen zurück. Zwölf Bauernpferde, die auf jeder Meile gewechselt wurden, zogen ihn. Die Vergütung war wie für Postpferde, und fiel ein Pferd, so wurde der volle Werth erstattet. Im Galopp gings fort, und die schlesischen Bauern nannten diese Fahrten: die Königspresche. Ueber die Zwecke dieser Reisen habe ich schon früher gesprochen, aber von einer derselben, die ihn, ehe der König zum zweiten male mit Joseph II. 1770 in Neustadt zusammen traf, zu dem Grafen Hoditz in das zwei Meilen davon entfernte Roßwalde führte, muß ich Einiges Nähere erzählen. Hoditz war seiner Zeit eine höchst auffallende Erscheinung. Der einzige Sohn eines reichen mährischen Edelmanns, besaß er einen großen, kräftigen, wohlgebauten Körper, ein belebtes, edles, offenes Gesicht und einen kühnen, unternehmenden Geist. Dabei aber war er wild, ausgelassen, ungestüm und bei originellen Anlagen von Jugend auf zu Thorheiten aufgelegt. Seinem Vater machte er schon als Knabe durch lose Streiche so viel Verdruß, daß dieser ihn in eine Pension zur Erziehung gab, wo er seinen ärmern Mitschülern gleich behandelt werden sollte. Seine körperliche und geistige Ueberlegenheit verschaffte ihm aber unter diesen bald den unbestrittenen Vorrang und er ermunterte sie zu Tollheiten, welche die Vorsteher in Verzweiflung brachten. Einst sollte er mit einem seiner muthwilligen Gefährten zur Strafe

daheim bleiben, als die Lehrer mit dem übrigen Schwarm eine Landpartie unternahmen; allein Hoditz entwarf sogleich einen Plan zur Rache und gewann einen Diener der Anstalt durch Geld, ihm bei der Ausführung behülflich zu sein. Der Schelm hing sich gegen Abend, als die Gesellschaft zurück kam, mit einem Strick an einen Nagel in der Wand, heimlich steckte er aber unter den Kleidern in einem Netzwerk, das ihn schwebend erhielt, so daß bei der Sache nicht die geringste Gefahr war. Sein Gefährte übergoß sich gleichzeitig mit Blut, legte sich auf den Fußboden und zwei blutgetränkte Degen neben sich. Der bestochene Diener mußte jetzt ein gewaltiges Geschrei erheben. „Um des Himmels willen kommen Sie herbei! rief er den Lehrern entgegen; Hoditz hat sich mit seinem Kameraden duellirt, ihn erstochen und sich aus Verzweiflung erhängt!" Man denke sich den Schrecken in der ganzen Anstalt! Sogleich wurde nach dem Richter und dem Wundarzt geschickt, aber beide waren nicht zu Hause, und der Vorsteher begnügte sich also damit, die Thür des Zimmers, in welchem der angebliche Doppelmord vorgefallen war, zu versiegeln, damit bis zum folgenden Morgen nichts geschähe, was die gerichtliche Untersuchung zweifelhaft machen könnte. Kaum war dies geschehen, so sprang der Erstochene auf und befreite seinen Genossen von den Stricken, die sich nun in eine Strickleiter verwandelten, mit deren Hülfe die beiden Brausewinde zum Fenster hinaus stiegen und die ganze Nacht über die Stadt in Unruhe versetzten. Als am Morgen die Auferstehung der Todten entdeckt und die ganze Geschichte bekannt wurde, schickte der Vorsteher die Störenfriede sogleich ihren Eltern zurück und Hoditz wurde nun der Aufsicht eines Hauslehrers übergeben. Der hatte seine Noth nicht minder, und Lehrer, wie Vater waren froh, als die Erziehung vollendet war und der junge Graf auf Reisen geschickt werden konnte. Damit war ihm ein weiter Spielraum für seine Originalitäten gegeben. Wohin er kam, wurde er als geistreicher Gesellschafter geschätzt, doch ging bald jedermann gern hundert Schritte an ihm

vorüber. Als er nach Wien zurückkam, setzte er sich in den Kopf, Niemandem auszuweichen. Manches Fuhrwerk wurde über den Haufen gefahren, und so kam es, daß er eines Tages auch einen alten Kasten mit seinem Viergespann niederrannte, aus dem schwer verletzt — sein Vater hervorkroch. Viel hatte der alte Herr dem Wildfang verziehen, aber diesmal entschuldigte Hodits vergebens seine Unart, und der Vater schwur hoch und theuer, den ungerathenen Sohn nicht wiedersehen zu wollen. Auch seine Kasse sperrte der Erzürnte dem jungen Tollkopfe, der, nachdem er sein mütterliches Vermögen verschwendet hatte, in mißliche Umstände gerathen wäre, hätte ihm nicht die Glücksgöttin in der Gestalt der verwittweten Markgräfin von Bayreuth, einer Tante Friedrichs des Großen, gelächelt. Sie war noch nicht alt, sehr reich, verliebte sich in den Sonderling und heirathete ihn. Das Mißverhältniß ihres Gemahls zu seinem Vater war ihr peinlich; sie wollte eine Aussöhnung bewirken, aber auf schriftlichem Wege war das nicht möglich. Der erbitterte Greis antwortete, daß er von der seiner Familie erwiesenen Ehre tief ergriffen sei, lebhaft wünsche, daß seine hohe Schwiegertochter diesen Schritt nie bereuen möge, sich glücklich schätzen würde, ihr seine Ehrfurcht persönlich zu bezeigen, dennoch aber fest entschlossen bleibe, einen Sohn nicht wieder vor sich zu lassen, der ihm, seit er lebe, nur Kummer und Betrübniß verursacht habe.

„Diese Festung muß durch einen Ueberfall genommen werden, von selbst ergiebt sie sich nicht," rief Hodits, als er den Brief gelesen hatte. Ungesäumt traf das junge Ehepaar Anstalten zur Reise, und in allen Gegenden, durch welche die lange Reihe der Kutschen mit dem Gefolge von Küchen- und Packwagen und Reitern kam, erstaunten die Leute über diesen Zug, der einem wandernden Heere glich. Das Inkognito machte die Sache noch wunderbarer, dennoch wurde es dem alten Grafen verrathen, als der Besuch nur noch eine Tagereise von Roßwalde entfernt war. Der erschrockene Vater ließ sogleich alle Zugänge seines Schlosses ver-

rammeln und bot seine Vasallen, wie die benachbarten Edelleute durch Eilboten auf, ihm zu Hülfe zu kommen, falls er angegriffen würde. Der junge Hoditz hörte von diesen Anstalten, und wie ein kluger Feldherr schickte er sogleich einige bewaffnete Reiter voraus, ließ durch sie zwei Bedienten seines Vaters festnehmen und erfuhr durch diese den Plan der Vertheidigung. Der war so gut getroffen, daß ohne Kanonen der Eingang nicht zu erzwingen gewesen wäre, nur eine Thür in einem abgelegenen Theile des Parks und unter Gebüschen versteckt, war unbesetzt geblieben. Der Belagerer ließ sie einschlagen, drang durch sie nicht ohne Schwierigkeit mit seinem Zuge in den Garten, in den Hof und gewann sogar das untere Stockwerk des Schlosses. Der Vater, dadurch nicht entmuthigt, vertheidigte den Aufgang zur Treppe, begrüßte vom Fenster aus seine Schwiegertochter mit allen Zeichen tiefster Verehrung, erklärte aber, daß dieser neue Gewaltschritt ihn in seinen gefaßten Entschlüssen nur noch mehr bestärke. Zwei Monate dauerte die Belagerung; täglich wurde wegen der Uebergabe unterhandelt, allein immer vergebens. Dieser seltsame Krieg ließ sich nur durch List zum glücklichen Ende führen. Wie die Griechen vor Troja, so bereitete auch der junge Hoditz einen verstellten Abzug, ließ aber seinem Vater erklären, daß es höchst auffallend sein würde, wenn die Markgräfin Roßwald verlassen müßte, ohne ihren Schwiegervater gesehen zu haben. Er selbst werde am folgenden Tage auf die Jagd reiten und in seiner Abwesenheit könne die Zusammenkunft stattfinden. Der Greis, erfreut durch die Hoffnung, endlich erlöst zu werden, wartete nur den Zeitpunkt ab, bis der lärmende Jagdzug sich vom Schlosse entfernt hatte, um die Markgräfin zu empfangen. Die Anmuth und Liebenswürdigkeit der jungen Dame bezauberten sein Herz, allein während das Gespräch im besten Gange war, tritt der heimlich umgekehrte Sohn herein und wirft sich dem Vater, der vom Podagra gelähmt, im Armstuhle saß, zu Füßen. Der Schreck des alten Mannes war so groß, daß er wie durch einen elektrischen Schlag den

Gebrauch seiner Glieder wieder bekommt, aufspringt und sich nun selbst über seine unerwartete Heilung verwundert. „Nun, rief er, da Dir gelungen ist, was der Arzt nicht vermochte, so soll Dir verziehen sein.“ Von diesem Augenblicke an, lebten Beide in der besten Eintracht, doch zerriß der Tod bald darauf das auf so sonderbare Weise wieder geknüpfte Band. Im Besitz der großen Güter seines Vaters, der Schätze seiner Frau, konnte Hoditz jetzt allen Launen, die in seinem Kopfe spukten, den Zügel schießen lassen. Mit einem Aufwande von Millionen zauberte er in Roßwalde eine Welt hervor, wie sie uns nur in einem Feenmärchen zu Gesicht kommt. Die Lage des von Bergen umgebenen Orts ist schön und unterstützte den Grafen bei den phantastischen Anlagen, die er seinen weiten Gärten gab. China, Indien, Aegypten, Amerika, die heiligen Haine der Deutschen und Gallier konnte man hier in beschränktem Raume und unter dem Plätschern von tausend Springbrunnen in der mannigfachsten Anwendung des Wasserstrahls durchwandern; Kanäle mündeten in einen Teich, der, von Büschen verdeckt, sich hinter diesen wie ein See auszudehnen schien und die elysäischen Gefilde begrenzte. Unterirdische Gewölbe ladeten zu finsterem Brüten, Einsiedeleien zu stillem Nachdenken, ein Kirchhof mit dem gräflichen Grabmal zur Betrachtung des Ewigen ein, während eine liliputische Stadt das frohe Gelächter erregte. Das Alles war nicht blos bunt durcheinander gewürfelt, sondern mit zartem Sinn für das Schöne geordnet, und es scheint, als ob Delille sich hier zu seiner Gartenkunst begeistert hätte, wenn man folgende Verse liest:

C'est peu de charmer l'oeil, il faut parler au coeur!
Avez-vous donc connû ces rapports invisibles
Des corps inanimés et des êtres sensibles?
Avez-vous éntendû des eaux, des près, des bois,
La muette éloquence et la sécrête voix?
Rendez-zvous ces effets, que du riant au sombre,
Du noble au gracieux les passages sans nombre
M'interessent toujours. Fort et grand, simple et doux,

Unissez tous les tons, pour plaire à tous les gouts.
La que le peintre vienne, pour enrichir sa palette,
Que l'inspiration y trouble le poète,
Que le sage du calme y goute les douceurs,
L'heureux ses souvenirs, le malheureux ses pleurs.

Diese Zaubergärten der Armida, denen die Einrichtung des Schlosses mit seinen vielen Sehenswürdigkeiten entsprach, war auch auf märchenhafte Weise bevölkert. Es ist ein schöner und anstelliger Menschenschlag, der diese Güter bewohnt, und um die natürlichen Anlagen seiner Leute auszubilden, ließ Hoditz Theaterdirektoren, Musiker, Sänger, Tänzer und andere Künstler kommen. Mehr noch als über seine Anlagen mußte man über die Erfolge erstaunen, mit denen er das Landvolk rasch in dieses bunte, wirre Treiben hineinzog. In dieser idyllischen Welt gab es ländliche Feste, Schauspiele im Freien, Aufzüge der wunderbarsten Art. Lebende Nymphen gossen aus ihren Urnen den klaren Quell oder bevölkerten die Flüsse und Seen, während unerwartet ein alter Flußgott mit seinem schilfumkränzten Haupte emportauchte oder die Gebüsche von dem Gesange tanzender Dryaden wiederhallten. Selbst wenn man den Kuhstall betrat, befand man sich in hohen, geschmackvoll verzierten Gewölben, worin alles glänzend und reinlich war. Aus marmornen Krippen fraßen die Thiere, und junge, schöne, griechisch gekleidete Mädchen sangen während des Melkens italienische Arien. Man glaubt zu träumen, wenn man das liest, mehr noch glaubte man das, wenn man es sah. Ich bin in meiner Jugend oft in Roßwalde gewesen und habe freilich nur die Trümmer der versunkenen Zauberwelt gesehen, aber im Munde des Volkes lebte das Andenken daran fort. Gewiß war's nicht zum Wohle der Menschen, daß sie dem wirklichen Leben und seinen ernsten Pflichten entrissen wurden, doch hat Alles wieder ein prosaisches Gewand gewonnen, und wie von Dingen, an die sie selbst kaum noch glauben können, erzählten Kinder und Enkel, was sie von ihren Eltern erfahren hatten.

Diesen seltsamen Vetter wollte Friedrich besuchen, allein nicht blos deshalb, weil er seine idealen Schöpfungen zu sehen wünschte, sondern weil Hoditz ihm starke Beweise seiner Anhänglichkeit gegeben hatte. Mit edler Freimüthigkeit sprach er in Wien seine Verehrung für den großen König zu einer Zeit aus, wo an diesem Hofe der Haß gegen Preußen am glühendsten war, und als Friedrich sich genöthigt gesehen hatte, die Belagerung von Olmütz aufzuheben, fand er bei Hoditz freundliche und sichere Aufnahme. Das hatte ihm Friedrich nicht vergessen, und wenn er gleich sein auffallendes Treiben nicht billigte, so mißfiel ihm doch der geistreiche Mann mit seinen poetischen Ideen, denen er auf so geschmackvolle Weise Gestalt und Leben verlieh, nicht. Mein Großvater war königl. Kommerzienrath und ein Geschäftsfreund des Grafen. Meine Familie hatte daher Einladungen zu den glänzenden Festen erhalten, welche Hoditz bei diesem hohen Besuch veranstaltete und wobei er alles auf den Gipfelpunkt trieb, was bei ihm Schönes und Wunderliches zu sehen war. Oft ist mir in meiner Kindheit davon erzählt und der freie, fürstliche Anstand gerühmt worden, womit der Graf seinen vornehmen Gast empfing, so wie die geistreiche und witzige Art, womit der König die Unterhaltung führte, und dadurch Herz und Sinn mehr bezauberte, als Alles, was Roßwalde zu bieten hatte.

Eine so unsinnige Verschwendung mußte zuletzt die größten Schätze erschöpfen. Die Markgräfin war früh gestorben, aber Friedrich ehrte ihr Andenken, indem er ihren Wittwer, der nahe an achtzig Jahre alt, zu Potsdam kinderlos starb, seinen Verlegenheiten entriß. Er lebte dort still und einfach, und Friedrich sagte einst zu ihm: „Sie liebten in Ihren mährischen Gebirgen den Glanz so sehr und jetzt seh' ich Sie schlicht, wie einen Bürger gekleidet.“ „Sire,“ antwortete Hoditz, „die Sterne glänzen nur hell in der Nacht, in der Nähe der Sonne erbleicht ihr Licht. Ich kann in König Friedrichs Umgebung nicht einfach und bescheiden genug auftreten.“

Ich habe früher das Verhältniß des Königs zu dem Grafen Schaffgotsch, Bischof von Breslau, nicht erwähnt, der einer der angesehensten Familien Schlesiens angehörte. Der König schätzte diesen Geistlichen, der kein Zelot war und die feine Bildung eines Weltmannes besaß; er verlieh ihm daher diese reiche Pfründe und als besonderen Beweis seiner Zuneigung den schwarzen Adlerorden. Schaffgotsch war nicht sowohl böse als schwach und ließ sich zu seinem Unglück von einem Ränkemacher, dem Abbé Bastiani, dessen ich schon gedachte, und der ihn verderben wollte, umspinnen. Als die Oesterreicher während des siebenjährigen Krieges Breslau eingenommen hatten, wurde er von diesen aufgefordert, ein Te Deum zu veranstalten. Bastiani überredete ihn, daß er sich diesem Ansinnen um so weniger entziehen könne, als ein Theil seines Sprengels in dem österreichischen Antheile von Schlesien liege, daß es aber unpassend sein würde, bei einer solchen Veranlassung den schwarzen Adlerorden zu tragen. Schaffgotsch war thöricht genug, in die Falle zu gehen; kaum aber hatte er nachgegeben, als Bastiani dies durch den Minister Grafen Schlaberndorf dem Könige hinterbringen ließ und diese Handlungsweise als einen Landesverrath und eine undankbare Kränkung des Monarchen schilderte. Friedrich äußerte: „Feig ist Schaffgotsch, aber kein Verräther; ich werde ihn dafür mit Worten zu geißeln wissen.“ Bastiani, als er erfuhr, daß sein Erfolg unvollständig geblieben sei, und fürchten mußte, daß die falsche Karte, mit der er spielte, entdeckt werden könnte, glaubte weiter gehen zu müssen und überredete den Bischof, daß der König aufs äußerste erzürnt und entschlossen sei, ihn als Hochverräther vor Gericht zu stellen. Bei dem erschreckten Bischof gelang ihm das Trugspiel besser. Als Bastiani sah, daß sein Wort gezündet hatte, drang er in den Bischof, mit den abziehenden Oesterreichern Breslau zu verlassen und sich nach Johannesberg, das Schloß, wo Freiherr v. Diepenbrock starb, bis zum Abschlusse des Friedens zurückzuziehen. Auch diesen arglisti-

gen Rath befolgte der Bischof und nun hatte Bastiani sein Spiel gewonnen. Er konnte jetzt vor den König treten und sagen: „Hatte ich nicht recht? ist er nicht ein Verräther? wüßte er sich nicht schuldig, warum entflieht er?“ Von dieser Seite sah nun auch Friedrich die Sache an und mußte sie so ansehen, denn alle Umstände sprachen dafür. Bastiani wußte den Schleier, der seine Ränke verbarg, festzuhalten, und daß Graf Schaffgotsch unter allen Umständen gefehlt hatte, ließ sich nicht läugnen. Bastiani hatte gehofft, zum Lohn das Bisthum Breslau zu erhalten, allein der König besetzte es, so lange Schaffgotsch lebte, nicht und ließ nur die reichen Einkünfte einziehen. So hatte sich der Betrüger selbst betrogen, und wahr bleibt es: die Hölle lügt immer. Daß der Bischof den schwarzen Adlerorden mit Füßen getreten habe, gehört zu den Verläumdungen, die ausgestreut wurden, um ihn zu verderben, und Friedrich, der treu in Freundschaft war, war eben so beharrlich in seiner Abneigung; er mochte lange nichts mehr von dem Bischof hören. Man kann an dem Beispiele des Grafen Schaffgotsch lernen, daß Schwäche und Feigheit einen Mann eben so zu Grunde richten, als Niederträchtigkeit und Verbrechen. In späteren Jahren enthüllte ein Freund des Bischofs dem Könige den Zusammenhang der Sache. Das Geschehene ließ sich zwar nicht mehr ungeschehen machen, doch sprach Friedrich von der Zeit an milder über den gefallenen Günstling und wenn auf ihn die Rede kam, nannte er ihn: den armen Bischof von Breslau.

Während Friedrich im Umgange mit fremden Diplomaten eine schlaue Zurückhaltung beobachtete, welche seine Pläne und Absichten vor lauernden Augen verbarg, bewahrte er dem englischen Gesandten, Sir Andrew Mitchell, selbst dann, wenn die britische Regierung ihn kränkte, seine Zuneigung. Dieser achtungswerthe Mann hatte ihm aber auch die stärksten Beweise persönlicher Anhänglichkeit gegeben, war in allen Feldzügen des siebenjährigen Krieges an der Seite des Monarchen geblieben und der

Genosse seiner Gefahren in den Schlachten gewesen. Als die englische Flotte, auf die der König so sehr gerechnet hatte, in der Ostsee nicht erschien, ließ Friedrich seinen Verdruß dem Gesandten entgelten und ladete ihn, der sonst sein täglicher Tischgast gewesen war, nicht mehr ein. Ein General, der zur Tafel ging, begegnete dem Engländer und sagte zu ihm: „Ritter, gehen Sie nicht mit?" Er zuckte mit den Achseln: „Keine Flotte, kein Mittagsbrot," antwortete er. Der General erzählte bei Tafel die Anekdote und der König lachte. Von da ab fehlte die Einladung nicht wieder.

Als die Engländer Port Mahon verloren hatten, wurde in ganz Großbritannien ein Buß-, Bet- und Fasttag ausgeschrieben. „Nun kann es Ihrer Regierung nicht fehlen," sagte Friedrich zu Mitchell, „da sie den lieben Gott zu ihrem Verbündeten macht." „Gewiß," versetzte Mitchell, „er ist unser bester Verbündeter, denn er nimmt keine Subsidien von uns." Friedrich fühlte den Stich, aber schnell besonnen, entgegnete er: „Na, Sie sehen aber auch, er bedient sie dafür nicht so gut, als ich."

Nach hergestelltem Frieden lebte Mitchell ganz so, wie es dem Könige gefiel, im Kreise von Gelehrten, und blieb des Königs gern gesehener Gast, der seinen Tod, als er 1771 der Brustwassersucht erlag, sehr beklagte. Mit den Nachfolgern des Verstorbenen war Friedrich weniger zufrieden, sagte ihnen aber den Ausgang des mit den amerikanischen Kolonien unternommenen Krieges, gestützt auf militärische Gründe, voraus. Hätte England auf solchen klugen Rath geachtet, würde es sich viel Blut und Geld erspart haben.

In der Wahl seiner eigenen Gesandten bewies Friedrich sein scharfes Urtheil; er traf immer die rechten Männer und wurde von ihnen trefflich bedient, dennoch bezahlte er sie schlecht. Die Gesandten in Paris, Wien, London und Petersburg erhielten 6000 Thaler, die an den andern Höfen nur 4000 Thaler Jahrgehalt, und dabei erwartete der König noch, daß sie die Suppen nicht sparen, d. h. fleißig Gastmahle geben sollten. Natürlich

konnte da seine Wahl nur auf bemittelte Edelleute fallen, die dem Dienste des Vaterlandes Opfer zu bringen bereit waren. Eben so war es um das Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin bestellt, dem nach des Grafen Podewils Tode Graf Finkenstein vorstand, obgleich der König häufiger des Rathes seines zweiten Ministers, Baron Hertzberg, sich bediente. Diese Herren hatten nur eine kleine wohlgewählte Zahl von Personen zu Gehülfen und waren genöthigt, ihre Concepte immer selbst zu schreiben, oft sogar die Reinschrift eigenhändig zu besorgen, da der König die Mitwissenschaft dritter Personen nicht wünschte. Sein Kabinet konnte man mit vollem Recht ein geheimes nennen; auszuplaudern gab es nicht leicht etwas, denn oft kannten selbst seine Minister nicht genau, was geschehen werde. Friedrich ist der Erfinder der sogenannten Gesundheits-Kordons, unter welchem Namen er die Zusammenziehung von Truppen verbarg, und sein Heer stand unter dieser Bezeichnung schon zum Einmarsche nach Polen bereit, als man in Berlin an nichts dachte, als sich mit Gesundheitsessig gegen die angeblich in Polen herrschende Pest zu versorgen, ja sogar der französische Gesandte in Wien, Prinz Rohan, treuherzig behauptete: der Plan einer Theilung Polens sei nichts als eine Fabel.

Der König machte es wie Alcibiades, der seinem schönen Hunde den Schwanz abhacken ließ, damit die Athener darüber und nicht über den peloponnesischen Krieg sprechen sollten. Als einmal viel von preußischen Rüstungen die Rede war, erschien plötzlich in den Zeitungen ein Bericht über ein furchtbares Unwetter in Potsdam, das von den allerauffälligsten und unerhörtesten Phänomenen begleitet gewesen sei. Alle Welt ließ sich davon täuschen; in den öffentlichen Blättern weit und breit wurde über die Sache geschrieben und die Gelehrten zerbrachen sich die Köpfe, um die seltsame Erscheinung zu erklären. Den Potsdamern ward es bei der Geschichte ganz dumm im Kopfe; Niemand hatte etwas von den merkwürdigen Dingen gesehen, wovon alle Zeitungen

voll waren. Jeder fragte den andern betroffen, ob es denn nur möglich sei? Bevor aber die Ente erkannt wurde, war die Zeit vorüber, in welcher der König gewünscht hatte, die Blicke anderwärts hin zu lenken. Wundert man sich, daß die Leute damals so gläubig waren, so möge man nur an die Schwärme von Zeitungsenten und falschen Darstellungen denken, die heut alle Tage an uns vorüberziehen und dennoch immer aufmerksame Beschauer finden.

Es trugen sich damals aber zugleich Geschichten anderer Art zu, an die man heut auch nicht mehr glaubt. Der nachmals so berühmte General Souwarow kam nach dem ersten Feldzuge im bayerischen Erbfolgekriege als außerordentlicher Gesandter nach Berlin, mit der Anzeige, daß das Korps des Fürsten Repnin, unter dem er befehligte, in Polen bereit stände, um zu den Preußen zu stoßen, falls der Wiener Hof nicht nachgeben würde. Seine Sendung hatte Eile, und die Postillone, die nicht rasch genug fuhren, brachten ihn zur Verzweiflung. In Pommern konnte er auf einer Station vornämlich nicht nach Wunsch fortkommen und griff, nachdem alles Schimpfen und Fluchen nichts half, zum Stocke, womit er dem Postillon ein Dutzend Hiebe überzog. Der fuhr jetzt wirklich schneller, sobald er aber die Stadt erreicht hatte, zeigte er die ihm widerfahrene Mißhandlung an, und nun kamen die Gerichte und erklärten dem General: er müsse an Ort und Stelle bleiben, bis die Sache zwischen ihm und dem Geschlagenen rechtlich entschieden sei. Vergebens berief sich Souwarow auf seine Sendung, es hieß: das Gesetz gestattet die Mißhandlung eines Postillons unter keinen Umständen. Nachdem er die Wichtigkeit und Eile seines Auftrags dem Richter aus einander gesetzt hatte, wurde ihm die Weiterreise nur gegen Bürgschaft gestattet, daß er sich zu gehöriger Zeit vor Gericht stellen werde.

Souwarow glaubte der Sache am besten ledig zu werden, wenn er sie dem Könige, den er in Breslau traf, und der ihn äußerst freundlich aufgenommen hatte, selbst erzählte und beifügte:

man hat mir nur auf Grund der wichtigen Depeschen, die ich bei mir führte, die Weiterreise gestattet. „Da haben Sie sehr viel Glück gehabt," versetzte der König mit eisiger Kälte und sein Gesicht nahm einen so strengen Ausdruck an, daß Souwarow beschämt die Augen niederschlug. — Ich könnte von russischer Knute und deutschen Postillonen Geschichten aus neuerer Zeit erzählen, die anders klingen.

Dieselbe strenge Gerechtigkeit, welche dem Niedrigsten im Volke Schutz gewährte, schonte des Mächtigen nicht, wenn er strafbar ward. Der Beispiele dafür giebt es zahlreiche, doch will ich noch eines aus der spätern Regierungszeit des Königs anführen. Baron v. Görne, ein Mann, der sich durch Rechtschaffenheit und einen Sinn für Ordnung und Biederkeit einen günstigen Ruf erworben hatte, erbte von seiner Gemahlin ein Vermögen, das ihm ein jährliches Einkommen von 25000 Thalern sicherte. Dieser reiche Besitz entzündete plötzlich in ihm ein ehrgeiziges Verlangen; er wünschte am Hofe des großen Königs eine Stelle zu finden und dieser, dem der Mann gefiel, ernannte ihn erst zum Kammerherrn, nach näherer Bekanntschaft aber sogar zum Finanzminister. Ein Jahr nach seiner Anstellung schlug Görne dem Könige den Ankauf einer Starostei in Polen vor, der große Vortheile bot. Friedrich entgegnete, daß es sich für ihn nicht schicke, Grundbesitz in einem fremden Staate zu erwerben, daß er aber nichts dagegen einwende, wenn er, Görne, diese Starostei für sich erwerben wolle. So geschah es; der Minister schloß das Geschäft ab und verpflichtete sich, die Kaufgelder in Terminen abzuführen. Eine dieser Zahlungen, im Betrage von 70000 Dukaten brachte den Käufer in Verlegenheit; er konnte die Summe nicht beschaffen, da Gelder, auf deren Eingang er mit Bestimmtheit gerechnet hatte, durch allerhand Zufälle ausblieben. Die Nichterfüllung seiner Zusage hätte ihn nicht blos beschimpft, sondern die Aufhebung des Vertrages und den Verlust der bereits geleisteten Zahlungen nach sich gezogen. Ein offenes Geständniß seiner Verlegenheit würde

den König unstreitig bewogen haben, ihm Hülfe zu leisten; Görne dagegen ergriff einen falschen Ausweg. Da er wußte, daß er die ausgebliebenen Gelder in der nächsten Zeit zu erwarten habe, glaubte er sich dadurch helfen zu können, daß er einen Theil der seinen Händen anvertrauten königlichen Seehandlungsobligationen zum Pfande gab, die er nach zwei Monaten einzulösen versprach. Die Sache würde unbemerkt vorüber gegangen sein, hätte nicht Struensee, Direktor der Seehandlung, oder, wie Andere sagen, ein Kaufmann Serra, ein Genuese, dem Könige die Sache angezeigt. Dieser ertheilte sogleich Befehl zur Verhaftung des Ministers und zur Einleitung des Prozesses gegen ihn. Rettung auf falschen Wegen führt immer zum Verderben. Görne mochte sich schon bei seiner polnischen Erwerbung getäuscht und sich überhaupt in Unternehmungen eingelassen haben, die seine Vermögensverhältnisse in Verwirrung brachten. Die durch seine Verhaftung erschreckten Gläubiger wurden ängstlich, über sein Vermögen brach der Konkurs aus, und wie das unter solchen Umständen gewöhnlich zu gehen pflegt, es entstanden daraus so große Verluste, daß er der Seehandlung nicht gerecht werden konnte, die einen ansehnlichen Betrag bei ihm verlor. Nur der Abneigung des Königs gegen Todesstrafen verdankte es Görne, daß sein Kopf nicht auf dem Schaffote fiel, allein das gerichtliche Erkenntniß sprach gegen ihn Verlust des Adels, aller Titel und Ehrenrechte und lebenslängliches Gefängniß in Spandau aus. Der Nachfolger Friedrichs begnadigte den Verurtheilten, aber er blieb ein ruinirter Mann.

Solche Beispiele erzeugten einen heilsamen Schrecken; leider gehen sie an gedankenlosen Menschen verloren, und wir sehen beständig, daß Leute sich in denselben Abgrund stürzen, der den Minister Friedrichs des Großen verschlang. Möchte diese Erzählung doch dazu beitragen, manches jugendliche Gemüth vor Verirrungen zu bewahren und die Ueberzeugung zu befestigen, daß immer nur durch ehrenhafte Mittel Hülfe und Rettung gesucht werden darf.

Man kann sich leicht denken, daß es der König in militärischen Dienstangelegenheiten noch strenger nahm, doch mußten die Dinge von Wichtigkeit sein. Geringfügige Uebertretungen der Vorschriften übersah er gern, zumal wenn sich die Betroffenen geistreich aus der Schlinge zu ziehen wußten. Da die Offiziere der Potsdamer Besatzung sich allzuhäufig nach Berlin begaben, um dort, fern von dem Auge des Königs, einen lustigen Tag zu verleben, so war der Befehl ergangen, daß Niemand ohne Urlaub die Garnison verlassen dürfe. Lieutnant v. Cocceji, Sohn des Kanzlers, übertrat das Verbot, aber zu seinem Unglück traf ihn der König unterwegs, als der muntere Gesell zur Hauptstadt ritt. „Wo will Er hin," fragte Friedrich in strengem Tone, aber ohne die Fassung zu verlieren, antwortete der Offizier: „Sire, incognito nach Berlin." Der König lachte und ließ ihn reiten.

Ein anderer Fall trug sich in einer Garnisonstadt bei Magdeburg zu, wo der General und Chef eines Reiterregiments mehreren Offizieren die Anlegung einer Brauerei gestattet hatte. Die Brauer des Orts, die dadurch Schaden litten, beschwerten sich beim Könige, und dieser, als er zur nächsten Revue kam, richtete an den alten, verdienten General die strengen Worte: „Sie sitzen schlecht zu Pferde; es sieht aus, als ob ein Brauerbursche geritten käme!" Der General merkte sogleich, wohin der Verweis zielte, allein die in Gegenwart des ganzen Regiments erfahrene Kränkung schmerzte ihn so, daß er sagte: „Gegen die Oesterreicher ritt ich wohl anders, da aber die Wunden, die ich erhielt, mich jetzt an einer bessern Haltung in dem Grade hindern, daß ich in den Augen Euerer Majestät wie ein Brauerbursche erscheine, so bitte ich, dieses Regiment von einem besseren Reiter befehligen zu lassen." Nach diesen Worten steckte er den Degen ein und ritt hinter die Fronte. Nach der Strenge der Kriegsgesetze hätte das Verfahren des Generals eine schwere Strafe nach sich gezogen, allein Friedrich überlegte, daß er seine Rüge des Vorgefallenen auf unrechte Weise angebracht habe; er erinnerte sich der Dienste die-

ses tapfern Offiziers, und einige Tage Arrest waren alles, wodurch die verletzte Subordination gerügt ward. Der General nahm seine Entlassung, aber der König bewahrte ihm seine Gnade.

Daß Friedrich militärische Befähigung auch bei bürgerlicher Herkunft zu würdigen wußte, davon liefert unter mehreren Guichard ein Beispiel. Dieser Mann stammte aus einer geflüchteten Hugenotten-Familie her und war in Magdeburg geboren. Er gewann akademische Bildung, ging nach Holland, ward Professor in Leyden und schrieb mit Geist über Julius Cäsar, dessen Feldzüge und Taktik. Guichard hatte einen Verwandten in Berlin, den er besuchte, und hier lernte ihn der König kennen. Ein Mann, der so verständig über kriegerische Angelegenheiten zu sprechen weiß, dachte er, muß auch im Felde brauchbar sein, und stellte den Leydener Professor an die Spitze eines Jägerkorps, womit dieser im siebenjährigen Kriege gute Dienste leistete. Einst ritt Guichard an der Seite des Königs und dieser fragte ihn: welchen der Unterfeldherren Cäsars er für denjenigen halte, der am befähigtsten und seinem Chef am ergebensten gewesen sei? „Quintus Icilius," antwortete Guichard. „Nun, so soll Er diesen Namen von nun an führen." So umgetauft wurde Oberst Quintus Icilius bei manchem Treffen rühmlich genannt, blieb auch nach dem Kriege ein Gesellschafter des Königs bis an seinen Tod. An dieser Stelle schalte ich die Bemerkung ein, daß der König, wenn er Deutsch sprach, zwar selbst seine Generale und Minister mit „Er" anzureden pflegte; da aber die Unterhaltung mit seinen vertrauteren Umgebungen immer französisch geführt wurde, so verbarg sich diese Anrede hinter das höflichere „vous", und dies war denn auch bei Guichard der Fall.

Es scheint mir nützlich, meine Leser hier noch auf einen Umstand aufmerksam zu machen. Wie ich bereits flüchtig anführte, rächte der König die Verwüstung von Charlottenburg, indem er das Jagdschloß Hubertusburg „aufräumen", und die Schlösser des sächsischen Ministers Grafen Brühl plündern ließ. Der tapfere

General v. Saldern, der sich in der Torgauer Schlacht ganz besonders ausgezeichnet hatte, erhielt den Befehl dazu, hielt es aber mit seiner Ehre für unverträglich, ihn auszuführen und fiel darüber in Ungnade, ohne die Achtung des Königs zu verlieren. Quintus Icilius dagegen hatte mit seinen Jägern diese Befehle in empörender Weise vollzogen, als aber die Zeit der leidenschaftlichen Hitze längst vorüber war, erinnerte sich der König ungern dieser Vorgänge, und der Mann, dessen Dienstbeflissenheit damals belobt wurde, verlor durch das spätere Andenken daran in der guten Meinung des Monarchen sehr. Quintus Icilius hatte von den Spöttereien des Königs schwer zu leiden und die Mittagstafel, der er gewöhnlich beiwohnte, wurde ihm nicht selten zu einer Marterbank. So fragte ihn Friedrich einst bei solcher Gelegenheit und in Gegenwart vieler Personen: „Sagen Sie mir doch, wie viel Sie eigentlich aus dem Schlosse des Grafen Brühl gestohlen haben? Die Sache ist verjährt, Sie brauchen sich also nicht zu fürchten, daß eine Untersuchung stattfinden wird, und übrigens, wenn man aller Scham längst so den Kopf abgebissen hat, wie Sie, kann man schon offenherzig sein. Die ganze Welt kennt Sie als einen Plünderer; Ihr Ruf steht fest, also keine Umstände und heraus mit der Sprache: was hat diese hübsche Geschichte Ihnen eingebracht?" Der auf das Aeußerste gebrachte Quintus Icilius antwortete keck: „Euer Majestät sollten das wissen; es geschah auf Ihren Befehl und wir theilten damals." Damit stand der Oberst auf, verließ Sanssouci und es dauerte über ein Jahr, ehe der König ihn wieder rufen ließ, auch blieb das Verhältniß beständig gespannt. Friedrich that noch dazu dem Manne Unrecht; Quintus Icilius starb arm und der König mußte seine hinterlassene Bibliothek für 8000 Thaler kaufen, damit die Wittwe und die Kinder des Geschmähten nicht darben durften. Mögen aber meine jungen Leser daraus lernen, daß es nicht wohl gethan ist, den Leidenschaften der Großen zu dienen. Im Augenblicke mag das Dank eintragen, aber die Verachtung bleibt nicht aus. Nur die

Sklaven machen Tyrannen, und wenn gleich unbedingter Gehorsam dem Krieger Pflichtgebot ist, so ziehen doch Tugend und Ehre zarte Grenzlinien, an denen der höhere Mensch still steht. Saldern kannte diese Grenze und zog es vor, an derselben seine Entlassung zu nehmen. Auch die größten Menschen können in Uebereilung gerathen und wohl ihnen, wenn es ihnen dann an Werkzeugen fehlt. Friedrichs Achtung für Saldern und sein Spott über Guichard mögen in jugendlichen Gemüthern unvergessen bleiben.

Friedrich war ein Freund des Schönen und der Kunst, allein die Nothwendigkeit, nach dem siebenjährigen Kriege seine verwüsteten Länder empor zu bringen, machte ihn bei allen Ausgaben, welche nicht diesen nützlichen Zwecken dienen sollten, so sparsam, daß er von Thoren geizig gescholten wurde. Als ihm sein Steuerdirektor de Launay einst kostbare Verschönerungen vorschlug, sagte er ihm diese merkwürdigen Worte: „Ich bin ärmer geboren, als der ärmste meiner Unterthanen, denn jedem derselben steht die Möglichkeit offen, ein kleines Erbe zu erringen, das er sein nennen und worüber er nach Willkür verfügen kann. Alles aber, was ich besitze oder erwerbe, gehört dem Staat; ich habe nur die Pflicht, das allgemeine Vermögen zu verwalten, und ist es mir gestattet, davon zu meinen persönlichen Ausgaben so viel zu verwenden, als ich vernünftiger Weise bedarf, so würde ein Mehr doch stets ein Raub und eine Untreue an dem öffentlichen Gute sein."

Bei solchen Grundsätzen konnten die Summen, die auf Kunstschöpfungen verwendet wurden, allerdings nur sehr mäßig sein. Seiner Schwester, der verstorbenen Markgräfin von Bayreuth, deren Andenken ihm beständig theuer blieb, errichtete er, wie Cicero seiner Tullia, im Jahre 1775 einen Tempel der Freundschaft. Dieser schöne Marmorbau ist jetzt noch eine Zierde der Gärten von Sanssouci, und das Bosket, das ihn verbarg, war der Zielpunkt öfterer Gänge des Königs. Im Hintergrunde des Tempels steht die Statue der Geschiedenen und an jeder Säule ist das Medaillon eines Menschen angebracht, der sich durch Treue

in der Freundschaft auszeichnete. In Berlin wurden verschiedene Bauten, welche dem Schmucke der Residenz und würdigen Bestimmungen dienten, ausgeführt; so die königl. Bibliothek und die großartigen Gendarmenthürme. Ferner waren es die Standbilder der Generale Schwerin, Seydlitz, Keith, Winterfeldt, welche den Wilhelmsplatz zieren, wodurch Friedrich das Andenken kriegerischer Großthaten durch Werke der Kunst ehrte.

Geschah dies alles mit weiser Sparsamkeit, so fehlte es dagegen dem Könige nie an Gelde, wo der Edelmuth seines Herzens Anregung fand, und von vielen Veranlassungen solcher Art hebe ich nur folgende hervor. Friedrich klingelte eines Tages seinem wachthabenden Pagen, und da er auf diesen Ruf nicht erschien, begab sich der Monarch in das Vorzimmer, wo er den Jüngling, mit einem Brief in der Hand, eingeschlafen fand. Sanft zog der König das Blatt an sich und las es. Es waren die Dankesworte einer Mutter, die sie an den braven Sohn richtete, der seinen nicht reichlichen Gehalt mit der armen Wittwe theilte. „Gott lohne dir, schrieb sie, und so treu, wie du deine Mutter liebst, liebe auch deinen König; das wird dir zum Segen gereichen!" Friedrich schlich leise in sein Kabinet zurück, holte eine schwere Rolle mit Gold und legte sie nebst dem Briefe in die aufgelösten Hände des Schläfers. Jetzt klingelte er heftiger; aufsprang der Page, aber wie erstaunte er über seine gefüllte Hand. Er lief zum Könige und erschrocken rief er: „Sire, man will mich verderben, diese Rolle Gold gehört mir nicht, ich weiß nicht, woher sie mir kommt." „Den Seinen," entgegnete Friedrich, „giebt's Gott im Schlafe. Schicke das Gold deiner Mutter mit meinem Gruße und sage ihr, daß ich für ihren Sohn sorgen werde."

Um den König her wurde es immer stiller und einsamer. Viele seiner Gefährten hatte der Tod entführt, manche wohl auch die spitze Zunge des greisen Monarchen vertrieben. D'Alembert hielt lange aus und blieb bis 1783; Fouqué und Lord Marshall Keith starben, ersterer schon 1774; letzterer nach dem bayerischen Erb=

folgekriege. Ziethen, dessen Verdienste er ungemein hochschätzte, ohne grade in seiner Unterhaltung Befriedigung zu finden, lebte in Berlin, und Friedrich verfehlte nie, ihn zu besuchen, so oft er zur Hauptstadt kam. Er erinnerte sich mit Entzücken der Bravour, die der Held bei jeder Gelegenheit bewiesen hatte, selbst da, wo es die Pflicht des Augenblicks nicht erheischte. Friedrich ritt einst mit seinem Gefolge neben Ziethen über die Oderbrücke bei Breslau und neckte den General mit der Frage: „Ziethen, was würde Er thun, wenn hüben und drüben die Kaiserlichen ständen?" Ohne ein Wort zu antworten, riß der General sein Pferd seitwärts, hob die Zügel, spornte das herrliche Thier, daß es mit kühnem Sprung über das Brückengeländer hinab in den Fluß setzte und schwamm eine Strecke hin bis zum Ufer. Selbst Friedrich, den nicht leicht etwas überraschte, war erschrocken und schmollte über diese Verwegenheit, innerlich that es ihm aber doch wohl, daß Ziethen ein solches Beispiel preußischen Geistes allen anwesenden Offizieren gegeben hatte *). Solche Dinge lebten in der Seele des Königs fort und daher die zarte Aufmerksamkeit, womit er den Heldengreis behandelte. Als dieser einst an der königlichen Tafel einschlief und sein Nachbar ihn anstoßen wollte, rief Friedrich: „Nicht doch, laßt ihn schlafen, er hat lange für uns gewacht," und als er bei einer anderen Gelegenheit bemerkte, daß Ziethen das Stehen sauer wurde, holte er ihm selbst einen Stuhl und nöthigte den alten Waffengefährten, sich nieder zu lassen.

Mit dem Husarengeneral Werner, einem geborenen Ungar und gleichfalls einem tapfern Degen, sonst aber einem beschränkten Kopfe, machte er weniger Umstände, trieb aber oft seinen Scherz mit ihm, was Werner in seiner derben Manier entgegnete. Bei

*) Mir ist diese Begebenheit von Ziethen erzählt worden; eigentlich soll aber Seydlitz diese That begangen haben und das ist wahrscheinlicher, da er der beste Reiter des preußischen Heeres war und aus der preußischen Cavallerie jene Centauren bildete, deren Ruf unsterblich geblieben ist.

einem Feldmanöver entwarf der König einen äußerst verzwickten Plan und sagte zu dem alten Haudegen: „Werner, wenn die Oesterreicher auf jenem Hügel ständen, die feindliche Stellung so und so wäre, und Er nun den Befehl zum Angriff erhielte, was würde Er thun?“ „Wenn die Oesterreicher da oben ständen, würde ich sie herunter jagen,“ versetzte der schnell gefaßte General, „aber mit Verlaub, Euer Majestät, jetzt im Frieden lassen Sie mich ungeschoren.“ Ein ander Mal trat Werner mit juchtenen Stiefeln, die des Königs Geruchsnerven sehr lästig berührten, in das Kabinet: „Werner,“ sagte der König und zuckte mit der Nase, „er riecht höchst fatal.“ „Nein,“ versetzte der alte Bär, „Eure Majestät riechen, ich stinke.“ Als einst eine genaue Terrainkenntniß nöthig war und Werner, darüber befragt, keine Auskunft geben konnte, sagte der König: „Besitzt er denn gar keine Karten?“ „Ich spiele gar nicht,“ war die einfältige Antwort. „Ach, versteht Er denn nicht? ich spreche ja nicht von Spiel=, sondern von Landkarten, die muß Er sich anschaffen.“ Das merkte sich Werner, und sobald er in die nächste größere Stadt kam, betrat er den Laden eines Kunsthändlers und forderte Karten. „Befehlen Sie General= oder Spezialkarten?“ fragte der Kaufmann. „Dummes Zeug!“ rief Werner, „versteht sich, Generalkarten; sehen Sie denn nicht, daß ich ein preußischer General bin?“ Zu ähnlichen Anekdoten gab er häufig Veranlassung, mehr aber noch zur Bewunderung der Kühnheit und des praktischen Blickes, womit dieser theoretisch so ungebildete Krieger Zeit und Umstände zu benützen und den Augenblick zu ergreifen wußte, wenn es galt, durch einen plötzlichen Choc den Feind zu werfen. Ein Fähnrichsexamen hätte er heut zu Tage nicht bestanden, aber an der Spitze eines Reitergeschwaders war er unwiderstehlich.

Außer diesen und andern alten Generalen, die der König hochhielt, die ihm aber keine geistige Nahrung zu bieten hatten, waren es der Herzog von Braunschweig, Baron Hertzberg, Graf Görz und Marquis Lucchesini, die er in seinen letzten Jahren oft

und gern um sich sah. Je näher er dem Grabe kam, je weniger liebte er fremde Besuche; denn so hinfällig ihn Alter und Krankheit gemacht hatten, wünschte er doch seinen Zustand vor den Augen anderer zu verbergen. Als ihm zehn Tage vor seinem Tode vornehme Schweizer vorgestellt wurden, empfing er sie wohlwollend und in hergebrachter Weise stehend, entließ sie jedoch nach einigen Minuten. Der junge Tronchin, der sich darunter befand, drehte sich zufällig an der Thür noch einmal um und wurde gewahr, wie kraftlos der König in seinen Armstuhl zurück sank. War er genöthigt, sich länger zu unterhalten — wie dies bei Mirabeau der Fall war, der ihm ebenfalls, als Repräsentant der neuen werdenden Zeit, kurz vor seinem Tode vorgestellt wurde — und es wandelte ihn dabei eine Schwäche ein, so griff er möglichst unbemerkt in die Westentasche und holte ein Mundkügelchen zur Stärkung hervor, das er an die Lippen brachte. Auf jede Weise strengte er die Kräfte an, um die Herrschaft über den gebrechlich gewordenen Körper zu behaupten, während ihn die Kraft des Geistes nie verließ. Bis zum letzten Athemzuge schwankte er in seinen Grundsätzen nicht und keine Reue über Vergangenes trübte seine Seele. War er in religiösen Angelegenheiten beständig duldsam gewesen, so entsagte er in seinen letzten Jahren auch noch jenen scharfen Bemerkungen, die ihm früher oft entschlüpften, und die falsche Eiferer aufgegriffen haben, um daraus Vorwürfe und Anklagen gegen ihn zu bilden. Seinen Pflichten blieb er bis zu des Lebens letztem Hauche treu und noch mit sterbender Hand unterzeichnete er die Verordnungen, die de Launay ihm vorlegte, bis ihm die Feder entfiel.

Des treusten Andenkens werth sind die Aeußerungen, die er in den letzten Jahren über sich selbst machte. So schrieb er zehn Jahre vor seinem Tode an Voltaire: „Vielleicht giebt es Leute in der Welt, denen ich zu lange lebe und die meine Gesundheit deshalb verläumden, weil sie glauben, wenn sie viel davon reden, könnte ich den gefährlichen Sprung so geschwind machen, als sie

es wünschen. Ludwig der XIV. und der XV. ermüdeten durch ihre lange Regierung die Geduld der Franzosen. Ich stehe nun sechsunddreißig Jahre am Ruder; vielleicht mißbrauche ich, gleich jenen, das Vorrecht zum Leben und ich bin nicht gefällig genug, dann aufzubrechen, wenn man meiner überdrüssig wird. Die Methode, mich nicht zu schonen, habe ich noch wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Dabei habe ich mich immer wohl befunden. Indeß schreibe ich diese Methode Niemandem vor und begnüge mich damit, sie für mich selbst zu befolgen."

Wohl mochte es in Europa Leute geben, denen der König zu lange lebte, ja deren Wunsch es gewesen wäre, wenn er gar nicht gelebt hätte, aber weder unter der großen Masse seines Volks, noch unter den Edelsten und Besten des Jahrhunderts waren sie zu finden. Die dankbare Liebe seiner Unterthanen, die Hochachtung und Verehrung der Verständigen hat ihn treu bis zu seinem Sarge begleitet und diesen mit Thränen benetzt. Als die Jahre mehr und mehr vorrückten, klagte der König wohl, daß ihn das Namensgedächtniß zu verlassen anfange, daß seine Füße schwächer und seine Augen blöde würden; „allein, sagte er, die ganze Litanei von Schwachheiten hält mich nicht ab, froh zu sein und ich werde, wenn man mich begräbt, noch ein lächelndes Gesicht bewahren."

Eine Trennung fiel ihm schwer, die von seiner geliebten Flöte. Er hatte die Vorderzähne verloren und mußte deshalb auf einen Genuß verzichten, der ihm so viele Stunden süß und harmlos verkürzt hatte. Mit den Jahren wurde natürlich auch der Schwung der Phantasie gelähmt und Friedrich, der sich über sich selbst nie täuschte, unterließ es daher, ferner noch Gedichte zu verfassen. Die Weisheit des Aufhörens zur rechten Zeit kann mancher von ihm lernen.

Vielen ist das Verhältniß des Königs zu Voltaire anstößig gewesen. Er hatte von diesem Manne so viele Kränkungen, so viele Treulosigkeiten zu erdulden gehabt, daß Niemand eine Wiederannäherung für möglich hielt, und Friedrich schrieb ihm einst selbst: „Ihr Herz ist hundertmal abscheulicher, als Ihr Geist schön ist.“ Als aber Voltaire antwortete: „Sire, Ihr Irrthum liegt darin, daß Sie in mir einen Mann ohne Mängel zu finden geglaubt haben, während ich doch der Menschlichkeit so gut meinen Tribut zollen muß, wie jeder Andere,“ so versöhnte dieses offene Geständniß den König so vollständig, daß er erwiederte: „Das hätten Sie mir früher sagen sollen, so wären die Wolken zwischen uns längst gewichen.“ So knüpfte sich denn das Verhältniß wieder an; Friedrich ertrug es sogar gelassen, daß der Spötter noch im Jahr 1774 satyrische Gedichte über ihn schrieb, und fühlte sich durch seinen am 30. Mai 1778 erfolgten Tod betrübt.

Der siebenundzwanzig Jahre aus seinem Vaterlande verbannt Gewesene hatte erst im Anfange jenes Jahres die Erlaubniß zur Rückkehr erhalten und der achtzigjährige Greis brachte noch alle Eitelkeit und allen Ehrgeiz seiner Jugend nach Paris zurück. Als das letzte Kind seines Geistes, sein Trauerspiel Irene, im Theatre français zur Aufführung kam, lag er bereits auf seinem Sterbebette, aber nach jedem Akt mußte ein Bote ihm die Nachricht bringen, ob sein Stück gefallen habe im guten oder gefallen sei im bösen Sinne. Mit demselben Entzücken, wie es einen Jüngling bei seinem ersten literarischen Erfolge erfaßt, vernahm der Kranke, der doch gleichsam auf den Lorbeeren ruhte, worauf zwei Menschengeschlechter ihn gebettet hatten, die Nachricht, daß das hingerissene Publikum seine Büste auf der Bühne gekrönt habe, und starb in demselben Sinne, in dem er gelebt hatte, das heißt im eiteln Haschen nach Ruhm und Beifall. Trotz dieser öffentlichen Huldigungen, unter denen sein Geist hinüber schwebte, verweigerte ihm die französische Geistlichkeit ein ehrliches Begräbniß. Anders aber verfuhr Friedrich, den er oft so frivol und undank-

bar angegriffen hatte; er konnte sich nicht verhehlen, daß doch zuletzt er und Voltaire die beiden größten Berühmtheiten des achtzehnten Jahrhunderts waren, und verfaßte daher die unter seinen Schriften bereits aufgeführte Lobrede auf ihn, welche in der Akademie der Wissenschaften vorgetragen wurde. Der König wünschte jedoch, daß sich die katholische Geistlichkeit Berlins duldsamer beweisen möchte, als die französischen Kollegen, und auf seine Anregung traten daher die katholischen Mitglieder der berliner Akademie mit den Priestern in Verhandlungen. Erst als diesen ein Protokoll über die feierliche und kirchliche Beerdigungsceremonie des „Herrn Franz Maria Arouet von Voltaire, bei Lebzeiten Edelmann des Hofes Sr. Allerchristlichsten Majestät, Mitglied der königl. Akademie der Künste und Wissenschaften zu Berlin, Einer der Vierzig der französischen Akademie, Herrn v. Ferney, Tournay, Pregey und Chambesy im Lande Gex" zu Scellières eingegangen war, willigten diese ein und am 30. Mai 1780, am zweiten Jahrestage dieses Todesfalles, wurde mit allem Pomp ein feierlicher Gottesdienst für die Seelenruhe des Entschlafenen in der Hedwigskirche zu Berlin gehalten. Es hatte mithin dabei kein Zwang statt gefunden, wenn sich gleich nicht läugnen läßt, daß ohne Rücksichtnahme auf den königlichen Willen diese Feier unterblieben sein würde. Dieser Vorgang widerlegt zugleich von neuem diejenigen, welche den König einer völligen Gleichgiltigkeit in kirchlichen Dingen anklagen. Wäre dieser Vorwurf begründet, so hätte sich Friedrich gewiß nicht für die Leichenfeier seines verstorbenen Freundes interessirt.

Die Menschen, mit denen Friedrich gelebt und gewirkt hatte, und die nun mit ihm alt geworden oder gestorben waren, konnte er aus dem jüngeren Geschlechte nicht ersetzen. Nicht nur für die Liebe, auch für die Freundschaft ist die Jugend das rechte Lebensalter. Mit den Jahren verliert das Herz die Anziehungskraft, wie die Fähigkeit, sich selbst zu öffnen und frische Elemente in sich

aufzunehmen. Leichter ward es dem König, seine vierbeinigen Genossen, die natürlich oft wechselten, zu ergänzen. Ich habe bereits seiner Vorliebe für schöne Windspiele gedacht und auch in dieser Neigung blieb er beharrlich bis an seinen Tod. Im Gegentheil, je mehr menschliche Herzen von ihm abfielen, um so mehr ergötzte ihn die Treue der Hunde, von denen immer vier bis fünf ihn umringten. Einer derselben genoß den Vorrang, hatte den Ehrenplatz auf einem Stuhle an des Königs Seite, wurde im Winter mit warmen Decken umhüllt und theilte sogar das Bett seines Herrn. Lederne Bälle dienten den Hunden zum Zeitvertreibe bei ihren Spielen und sie waren die Begleiter des Königs, wo er sich auch befand; ja in einem besondern Hofwagen folgten sie ihm nach Berlin. Die übertriebene Zärtlichkeit für diese Geschöpfe und die Art, wie sie behandelt wurden, gehörte zu den Marotten alter Junggesellen, was Friedrich dem Wesen nach wirklich war, da er, obwohl verheirathet, doch kein eheliches Leben führte.

Die Schlachtrosse, denen es geglückt war, den Gefahren des Krieges zu entgehen — denn viele fanden, wie ich gelegentlich anmerkte, ihren Tod unter dem Leibe des Herrn — hatten sich im Alter auch einer sorgsamen Pflege zu erfreuen. Sie erhielten die Namen theils seiner Widersacher, theils seiner Freunde und besser waren diejenigen daran, denen das letztere Loos zufiel, wahrscheinlich hatten sie auch die besten Dienste geleistet. Der Pitt und auch der Choiseul waren ihm lieber, als der Brühl und der Kaunitz, und der Bute mußte gar mit den Mauleseln im Zuge gehen. Ein Rothschimmel, der nach des Königs Vorbild im Kriege „Cäsar" hieß, erfreute sich besonderer Auszeichnung und durfte sich zum Verdrusse des Gärtners in den Anlagen von Potsdam nach Gefallen ergehen. Der schöne Fliegenschimmel „Condé" blieb lange das Pferd, dessen sich der König bei Spazierritten bediente und das stolz auf die kostbaren sammtenen Reitzeuge mit Silberstickerei war, die es trug. Mit eigener Hand reichte er diesem Thiere täglich Näschereien: Zucker und Früchte, daher der Condé

auf seinen Herrn zulief, wo er ihn nur sah und ihn selbst bis in den Saal des Schlosses von Sanssouci verfolgte.

Die großen Heerschauen besuchte Friedrich bis zum Jahre vor seinem Tode. Er hatte 1784 bei den schlesischen Truppen zu seinem großen Mißfallen viele Uebelstände wahrgenommen und dem dort kommandirenden Generale, dem hochbetagten Tauenzien, mündlich und schriftlich sehr bittere Dinge gesagt. Nun wollte er sehen, wie das gefruchtet hatte, und mit der Pünktlichkeit seiner Jugend erschien er am 20. August 1785 an Tag und Stunde, wie er voraus verkündet hatte, im Lager bei Groß-Tinz, wo über 50000 Mann versammelt waren. Vom Auslande waren Fürsten und ausgezeichnete Generale, darunter der erst kurz vorher aus Amerika zurückgekehrte La Fayette, dahin geströmt, um den königlichen Feldherrn noch einmal zu sehen und seine militärische Thätigkeit zu beobachten. Sie erstaunten, als sie ihn beständig zur Stunde auf dem Platze fanden, den er vor dem Schlusse der Manöver nicht verließ, ja sogar einem heftigen Gewitterregen trotzte, ohne seinen Mantel umzunehmen. Bei Tafel machte er den liebenswürdigsten Wirth. Sein Auge leuchtete mit einem Feuer, daß alle glaubten, er würde sich noch wie ein junger Soldat zu schlagen im Stande sein und trotz seines unscheinbaren, selbst unsaubern Anzuges, seiner kleinen, gekrümmten Gestalt, schien er alle seine Umgebungen zu überragen; so sehr fesselte seine Erscheinung jedes Auge, daß alles Andere neben ihm seine Größe verlor.

Tauenzien hatte alles aufgeboten, die Zufriedenheit seines königlichen Herrn zu erreichen und es war ihm gelungen, aber erschöpft von den Anstrengungen des letzten Jahres bat er um seine Entlassung, die ihm am 27. August in Breslau in gnädigen Ausdrücken gewährt ward.

Allein fast möchte man sagen, des Königs imposante Erscheinung bei diesem letzten kriegerischen Schauspiel glich dem todten Cid, der hoch zu Rosse die Feinde noch einmal erschreckte.

Der König hatte sich übernommen, sich durch jenen Gewitterregen eine Erkältung zugezogen und kehrte krank nach Sanssouci zurück, was er vergeblich zu verbergen strebte, um die Herbstmanöver bei Potsdam nicht zu stören, wozu sich gleichfalls hohe Gäste, die Herzöge von Braunschweig, von York und von Kurland, die englischen Generale Greenville, Cornwallis, Boyt, der französische General Bouillé und der Marquis la Fayette einfanden. Am 10. Sept. ließ der König die Artillerie bei Berlin manövriren und besuchte zum letzten mal seine Hauptstadt. Acht Tage später stellte sich ein Stickfluß ein, der zwar den angewendeten Mitteln wich, dem aber das Podagra nachfolgte, so daß er den Hauptübungen nicht beiwohnen konnte. Sein Zustand wurde äußerst bedenklich und die Schmerzen nahmen überhand, ja sie wurden sogar durch die versuchten Heilmittel, spanische Fliegen, noch vermehrt. Dennoch behielt der König von den vier Aerzten, die ihn behandelten, in der Nacht keinen bei sich; ein einziger Lakai unterstützte ihn in diesen qualvollen Stunden, die ihm sehr lang wurden. Seine Ungeduld äußerte er aber nur dadurch, daß er öfter fragte, wie viel Uhr es sei? Wurde der Diener geräuschvoll, so rief der König: sachte, sachte, daß wir Niemanden im Schlafe stören. Seine Arbeiten unterbrach er keinen Tag und sagte nur zu seinen Kabinetsräthen, die ihn sonst um 6 Uhr besuchten: „Es thut mir leid, aber mein Zustand macht es nöthig, daß Sie sich schon früh um 4 Uhr bei mir einfinden. Lange wird es ja wohl nicht mehr dauern; es geht mit mir zu Ende, allein die Zeit, die mir noch bleibt, muß ich benützen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

So ging es von 4 bis 11 Uhr, wo zuerst die bürgerlichen, dann die militärischen Geschäfte abgemacht und zu dieser Zeit Besuche eingeführt wurden. Mit Sehnsucht sah er in diesem traurigen Winter dem Frühlinge entgegen und ließ sich schon im April in seinem Lehnsessel auf die Schloßterrasse in Potsdam tragen. Wirklich stellte sich einige Besserung ein; der König fuhr am 17.

April auf einem Umwege nach Sanssouci und bezog dort, wie gewöhnlich, seine Sommerwohnung. Er bestieg sogar wieder seinen Condé, der ihn im sanften Galopp durch den Park trug, doch am 4. Juli 1786 geschah dies zum letzten male. Ehe ich jedoch meine Leser an das Sterbelager des großen Fürsten führe, will ich noch Einiges über die Mitglieder der königlichen Familie erzählen, so weit deren nicht schon im Laufe der Geschichte näher gedacht worden ist.

Die Mitglieder der königlichen Familie.

Da sich in der Geschichtserzählung selten Gelegenheit fand, mich über die dem Throne Friedrichs des Großen zunächst stehenden Persönlichkeiten zu äußern, so glaube ich, daß wir den Blick nicht von jenen denkwürdigen Tagen abwenden dürfen, ohne, wenn gleich nur flüchtig, die Angehörigen des königlichen Hauses zu betrachten. Dies verdient unstreitig zuerst seine Gemahlin

Elisabeth Christine, Königin von Preußen,

deren ich bei ihrer Vermählung, bei dem gemeinsamen Leben in Rheinsberg, dann aber nur mit einigen Worten, in so fern sich dies auf den König bezog, gedachte. Das Sprüchwort, welches als die besten Frauen diejenigen bezeichnet, von denen am wenigsten geredet wird, bewahrheitete sich an ihr, denn nie hat eine Frau ihre Verlassenheit würdiger getragen, als Elisabeth Christine. Von der Sternenkrone des Ruhms, welche das Haupt ihres Gemahls umgab, fiel nur ein matter Abglanz auf sie, aber er war stark genug, als ein Freudenfeuer zu leuchten, welches ihren Lebensweg erhellte. Obgleich von dem Manne versäumt, dem sie treu anhing und den sie verehrte, blieb seine Ehre, der Glanz seiner Thaten, die wachsende Macht, Größe und Wohlfahrt von Staat und Volk Gegenstand ihres stillen Entzückens. Ihre Sorge

begleitete den König ins Feld, ihre Thränen folgten seinen Unfällen, mit Jubel vernahm sie seine Siege und der Wechsel dieser Erscheinungen benahm ihrem Dasein seine Einförmigkeit. Nie versuchte sie durch Ränke einen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu gewinnen; nie wagte sie eine Bitte weder für sich noch für andere. Konnte sie den Gatten nicht beglücken, so wollte sie ihm mindestens durch nichts lästig fallen und ihm nie zu einem trüben Augenblicke Veranlassung geben. Ihr selbst entschlüpfte nie eine Klage über das Verhalten ihres Gemahls gegen sie und eben so wenig duldete sie, daß sie beklagt würde oder irgend Jemand in ihrer Umgebung anders, als mit der größten Ehrfurcht von dem Könige sprach. Gern hätte sie die Welt, die er um sich her geschaffen und in der er lebte und wirkte, gesehen; da es aber Friedrich an einer Einladung fehlen ließ, so unterdrückte sie diesen Wunsch und ist nie nach Potsdam oder Sanssouci gekommen. Berlin, Schönhausen und Charlottenburg, das war das Dreieck, welches ihr Leben begrenzte, und nur als Tottleben sich der Hauptstadt bemächtigte, war sie auf des Königs Gebot nach Magdeburg gegangen. So still und einförmig war der Hofhalt der Gemahlin des größten Königs seiner Zeit, daß er selbst für die Bewohner der Hauptstadt ein unbekanntes Land blieb, von dem kaum eine Sage herüber ins Volk drang, und für gewöhnlich sprach keine Seele davon; nur an festbestimmten Tagen des Jahres fanden Aufwartungen und Gesellschaften statt, auch verfehlten hohe Fremde, die nach Berlin kamen, nicht, sich der Königin vorstellen zu lassen. Selbst bei solchen Gelegenheiten herrschte die äußerste Einfachheit, und wie Professor Thiébault erzählt, sagte einst der Spötter Charpentier: „Es muß heut Galatag bei der Königin sein, denn an der Treppe sah ich eine große Lampe brennen.“ Ihre Tafel war so spärlich besetzt, daß die Eingeladenen sich immer vorher satt aßen, und Frau von Schmettau versicherte, daß bei einem Souper auf sie nichts weiter als eine eingemachte Kirsche gekommen wäre.

Nicht als ob der König es an Mitteln zu größerem Aufwand fehlen ließ, allein die hohe Frau hatte eine Verwendung dafür, welche ihrem Herzen mehr Befriedigung gewährte. Sie fand ihre Freude darin, Sorge und Noth der Bedrängten zu lindern, ohne daß diejenigen, welchen eine unerwartete Hülfe kam, die Hand kennen lernten, die unsichtbar diesen Segen streute. Bei solchen Gelegenheiten stand ihr ein trefflicher Mann zur Seite, Graf Schaffgotsch, Neffe des Bischofs von Breslau und des königl. Oberstallmeisters, dessen edles Herz gleichfalls keine höhere Lust kannte, als Andern nützlich zu werden und der jede Veranlassung suchte und freudig begrüßte, wo er dasjenige vollziehen konnte, was er *seine Pflicht* nannte. Das fromme Herz, der milde Sinn der königlichen Dulderin spiegelte sich in einem Erbauungsbuche ab, das sie schrieb und durch den Druck veröffentlichte. Sie widmete es ihrem Bruder, dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der neben dem Könige die glänzendste Rolle im siebenjährigen Kriege spielte, aber auch von religiösen Gefühlen tief erfüllt war.

Bei der Anordnung ihrer Lebensweise glaubte sie so verfahren zu müssen, wie es den Wünschen des Königs gemäß war, und dieser konnte sich auch dem Eindrucke, welchen ihr Betragen auf ihn machte, nicht ganz entziehen. Wäre er ein weniger charakterfester Fürst, weniger beharrlich in seinen einmal gefaßten Entschlüssen gewesen, er würde sich seiner Gemahlin gewiß mehr genähert haben, allein er glaubte dem Worte, das er vor Eingehung seiner Ehe gegeben, unverbrüchlich treu bleiben zu müssen. Dennoch ließ er es nie an einem rücksichtsvollen Benehmen fehlen, sprach immer mit Achtung von ihr, und waren seine Besuche, wie ich schon sagte, zuletzt auch nur auf ihre Geburtstage beschränkt, so bewies er doch bei mehreren Gelegenheiten seine Theilnahme für die edle Frau. Als die Russen sich Berlin näherten, war sein erster Befehl: „rettet die Königin" und als er 1768 erfuhr, daß ein offener Schaden am Fuße, woran sie seit Jahren litt, sich

plötzlich geschlossen habe, war er so besorgt, daß er sogleich eigenhändig an den Dr. Musselius schrieb: „Ich höre mit großer Bestürzung, daß Ihre Majestät die Königin krank ist und daß ihr Uebel gefährlich werden kann, wenn nicht schnelle Hülfe geleistet wird. Ich fordre Sie daher auf, sich mit zwei Ihrer geschicktesten Collegen in Berlin zu vereinigen und Ihrer Majestät allen Beistand zu leisten, den Ihre Kunst zu gewähren vermag. Vergessen Sie nicht, daß es sich hier um das Wohl der Mir, dem Staate und den Armen theuersten und nothwendigsten Person handelt."

Einer ihrer Kammerherren, Baron Müller, der ein sehr großes Vermögen leichtsinnig im Spiel verschwendet hatte und der Königin durch sein Betragen manchen Verdruß bereitete, wurde dennoch von ihr geduldet, denn sie sagte: „er ist ein alter Mann und wer wird sich seiner erbarmen, wenn ich ihn verlasse." Sie übernahm übrigens gleichsam die Vormundschaft über ihn und zwang ihn dadurch zu einem geregeltern Haushalt.

In seinem Testamente legte Friedrich zu den bisherigen Einkünften seiner Gemahlin noch jährlich 10000 Thlr. nebst verschiedenen Lieferungen für ihre Tafel zu und verpflichtete seinen Nachfolger, ihr eine anständige Wohnung im Schlosse zu Berlin zu überlassen, ihr auch jederzeit diejenige Hochachtung zu erweisen, welche ihr als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin gebühre, deren Tugend sich nie untreu geworden sei. Sie überlebte ihren Gemahl elf Jahre und starb, 82 Jahr alt, 1797 auf ihrem Schlosse Schönhausen.

Ueber den frühgestorbenen Kronprinzen August Wilhelm und die Prinzessin Wilhelmine habe ich im Laufe der Geschichtserzählung an geeigneter Stelle gesprochen, dagegen ist die Persönlichkeit des zweiten Bruders des Königs, des

Prinzen Heinrich,

zu hervorragend, um, so oft desselben auch bereits gedacht worden

ist, nicht noch einmal auf ihn zurück zu kommen. Die Verehrer dieses liebenswürdigen und mannhaften Prinzen sind zu weit gegangen, wenn sie ihn seinem großen Bruder unmittelbar an die Seite stellten, aber unstreitig verdiente er den ersten Platz nach ihm. Ein großer Mann hebt alle, die ihm nahe sind, und Friedrichs Geist hatte einen mächtigen Einfluß auf seinen Bruder geübt und ihn in schwachen Augenblicken aufgerichtet. Professor Thiébault, der viel Beachtenswerthes zur Charakteristik des Prinzen Heinrich beibringt, zieht folgende Parallele über die königlichen Brüder:

„Man hat mich oft gefragt, welcher von Beiden, ob Friedrich oder Heinrich, durch die Eigenschaften überwöge, welche einen großen Mann bilden? Es ist außer Zweifel, daß sie Beide zu der kleinen Zahl jener seltenen Menschen gehörten, die es am meisten verdienen, zum Muster genommen zu werden, und doch die wenigsten Nachahmer finden, aber eben so gewiß ist es, daß sie äußerst verschieden von einander waren.

Friedrich war stärker von Natur und wurde dennoch nicht ganz so alt, als sein Bruder. Die Gesichtszüge von beiden waren sehr markirt und ausdrucksvoll, aber der König hatte einen schönen Kopf, was ihn doch nicht verhinderte, daß seine Mienen oft den Ausdruck der Härte annahmen, während das Gesicht des Prinzen, weit entfernt schön zu sein, stets den Ausdruck einer liebenswürdigen Milde zeigte. Man konnte keine lebhafteren und geistreicheren Augen sehen, als die Friedrichs des Großen, und dennoch war ihr Blick in einzelnen Momenten fürchterlich, während Prinz Heinrichs Augen beinah falsch zu stehen schienen, aber dennoch nur Wohlwollen und Herzensgüte aussprachen. Der ältere Bruder hatte einen ungemein beweglichen, lebhaften Geist, der von Natur zu Spott und Witz geneigt war; Prinz Heinrich war ernst, ohne schwerfällig, gründlich, ohne pedantisch, streng, ohne übelwollend, fein und gewandt, ohne falsch, ehrlich und grade, ohne rauh zu sein. Die Feinheit war bei ihm Klugheit und

er beschränkte sich darauf, die Schlauheit Anderer zu durchblicken, um ihren Schlingen entgehen zu können. Jeder geistreiche Mensch mußte sich durch die Unterhaltung des Königs angezogen fühlen; man sah sich gezwungen, ihn zu bewundern; bei dem Prinzen Heinrich aber fühlte man sich wohler und man liebte ihn zugleich, indem man ihn bewunderte. Der König warf die Funken seines Geistes gleichsam im Uebermaß wie Flammen um sich her; Prinz Heinrich dagegen war ein Muster von artiger Zuvorkommenheit und der zartesten Berücksichtigung. Beide waren mehr als gut unterrichtet, man konnte sie Gelehrte nennen, und Tiefe, Kenntniß und Fruchtbarkeit des Genies waren ihnen gemeinschaftlich. Beide waren im Kriege, wie in der Politik große Männer und vollbrachten Außerordentliches: der Eine gleichsam durch Begeisterung, der Andere mit Ueberlegung und Berechnung, woher es kam, daß der Eine mitunter Fehler beging, allein auch viel mehr ausrichtete, während der Andere, ohne darum müßig zu bleiben, sich keine Mißgriffe vorzuwerfen hatte. Ihre Gegensätze lassen sich dahin zusammenfassen: der König war im Ganzen zu mißtrauisch, und der Prinz zu vertrauensvoll. Ich will hier nicht von ihrer Umsicht sprechen, sondern bemerke nur, daß der König zuweilen im Augenblicke der Leidenschaft seine geheimsten politischen Ansichten verrieth, während der Prinz nur manchmal in seinen persönlichen Angelegenheiten sich eine Indiskretion zu Schulden kommen ließ. Beide waren in einzelnen Fällen sehr stolz, d. h. der König war es, wenn er glaubte, daß man in der Achtung gegen ihn fehlen *wollte*; der Prinz war es nur dann, wenn er dafür hielt, daß man darin gefehlt *hatte*. In Hinsicht ihrer kriegerischen Eigenschaften war der König kühn aus Charakter, und der Prinz aus Grundsatz, so wie umgekehrt dieser aus Charakter gut und nachsichtig war, und jener aus Ueberlegung."

Zu den Vorwürfen, die man dem Prinzen machte, gehörte der, daß auf eine anfängliche Wärme oft eine plötzliche Erkältung folgte; daran mochte aber nicht sowohl eine Unbeständigkeit seiner

Neigungen, als vielmehr die Täuschung schuld sein, die der Prinz bei seinem vertrauensvollen Wesen leicht erfuhr. Denjenigen Bekannten seiner Jugend, die ihre Treue bewahrten, blieb auch er bis an das Ende seines Lebens treu. Er ging darin mitunter selbst zu weit und behielt Leute in seinem Dienst, welche diesen Platz wenig verdienten; Großmuth hinderte ihn, diejenigen fallen zu lassen, bei deren Wahl er sich geirrt hatte, und er ertrug solche Personen, wenn er ihnen gleich seine Zuneigung entzog.

Graf Mirabeau hat die kriegerischen Verdienste des Prinzen dadurch herab zu setzen versucht, daß er den General Kalkreuth als die Seele aller seiner Unternehmungen bezeichnete. Das rührte aus verletzter Eitelkeit des Franzosen her, dem der Prinz Mißtrauen bewiesen hatte, als jener mit einer geheimen Sendung nach Berlin geschickt worden war. Mirabeau ging in seinem Hasse so weit, in seiner „Geheimen Geschichte" den Prinzen sehr übel mit zu nehmen. Dieser befand sich, als das Werk erschien, grade persönlich in Paris, allein er äußerte, als er die Sache erfuhr: „Wer möchte darüber verdrießlich werden! Ich bin glücklicher oder unglücklicher Weise in einem Stande geboren, der mich ganz der Geschichte hingiebt. Ist das, was Herr v. Mirabeau von mir sagt, wahr, so kommt er damit der Geschichte nur um einige Tage zuvor; ist es nicht wahr, so wird mich die Geschichte rächen." Er ließ sogar sechzehn Exemplare der Schrift kaufen und vertheilte sie unter seine Bekannten. Als der Prinz am folgenden Morgen die Gemächer des Königs in Versailles betrat, benachrichtigte ihn der Generaladvokat Seguier, daß er bereits den Befehl erhalten habe, Mirabeau unter Anklage zu stellen. „Wie dankbar ich auch für diese Aufmerksamkeit bin, entgegnete der Prinz, so erweist man dem Schuldigen dadurch doch mehr Ehre, als er verdient." Die Dienste, welche General v. Kalkreuth dem Prinzen leistete, sind übrigens bedeutend überschätzt worden. Als der Prinz im bayerischen Erbfolgekriege nach Böhmen einrückte, hatte er Kalkreuth nicht mehr bei sich, dagegen Loudon sich gegen-

über, und dennoch vermochte dieser tapfere und geschickte Feldherr nichts wider seinen königlichen Gegner auszurichten. Der König, obwohl kein Einvernehmen zwischen ihm und seinem Bruder bestand, wiederholte dennoch nach dem siebenjährigen Kriege den Ausspruch, den er schon während desselben gethan hatte: „Mein Bruder Heinrich ist von uns allen der Einzige, der sich im Laufe des ganzen Krieges keinen Fehler vorzuwerfen hat.“

Ich berührte so eben das brüderliche Verhältniß zwischen diesen beiden großen Männern und muß darüber einiges Nähere beibringen. Der Grund des Zwiespalts lag wohl in dem ausgeprägten Charakter beider Persönlichkeiten, das ein Ineinanderfügen verhinderte. Der Tadel, welchen Heinrich über das Verhalten des Königs gegen den Prinzen August Wilhelm ausgesprochen hatte, führte überdies eine bleibende Erkältung herbei, die durch erfahrenen Zwang in früheren Jahren, durch häufige Meinungsverschiedenheit und durch scharfe Bemerkungen von Seiten Friedrichs sich steigerte. So sagte dieser einst bei Besprechung einer Angelegenheit: „Mein Lieber, das verstehen Sie nicht.“ „Dennoch glaubte ich alt genug zu sein, um dergleichen zu verstehen,“ versetzte der Prinz und entfernte sich voll Entrüstung. Auf solche Weise kam es, daß die Brüder sich oft jahrelang nicht sahen.

Der Prinz war entschlossen nie zu heirathen, „denn, sagte er, ein apanagirter Prinz ist das überflüssigste Ding von der Welt und ich will nicht ein Geschlecht von armen, bettelhaften, unnützen und dem Lande zur Last fallenden Kindern hinterlassen.“ Darin ging er zu weit, und der König dachte anders. Um seinen Bruder zu einer Ehe zu bewegen, hielt er ihn in großer Abhängigkeit, eröffnete ihm dagegen die Aussicht einer angenehmern und freiern Lebensstellung, wenn er sich seinen Wünschen füge. Der Prinz sah sich endlich genöthigt nachzugeben und seine Wahl schien eine glückliche zu sein, denn seine Gattin, eine Prinzessin von Hessen-Kassel, war schön und liebenswürdig. Friedrich schenkte dem Bruder als Hochzeitsgabe sein geliebtes Rheinsberg und bis

zum Jahre 1765 blieb das Verhältniß zwischen dem Ehepaare auch ein glückliches. Noch einmal wurde Rheinsberg der Sitz heiterer Feste, einer liebenswürdigen Geselligkeit und der Sammelplatz von Leuten des Geschmacks und der feinsten Bildung. Jeder, der Zutritt in diesen Kreis erlangte, fühlte sich glücklich, denn die Genüsse, die er bot, waren eben so mannigfach als reizend und harmlos. Der Prinz selbst, so oft er sich auf diese Friedensinsel flüchten konnte, wurde die Seele der Feste und behandelte diese Angelegenheiten mit so viel Geist und Eifer, daß jedermann diesen schönen, frohen Tagen Dauer versprach. Da erhob sich wenige Jahre nach dem siebenjährigen Kriege eine düstere Wolke zwischen dem bis dahin so eng verbundenen Paare, welche dasselbe für immer aus einander hielt. Die Welt erfuhr den Grund dieser Erscheinung nicht, welcher der Prinz alles Auffallende zu benehmen suchte; sie sah nichts, als die Absonderung der beiden Gatten, die aber so entschieden wurde, daß Rheinsberg aufhörte, ein Freudenhimmel zu sein, in dem Schlosse von Berlin Mann und Frau gesonderte Flügel bewohnten und in der Abtheilung des Prinzen kaum noch ein weiblicher Fuß wahrgenommen wurde.

Auch mit Kalkreuth, dem Sohne des Feldmarschalls, zerfiel der Prinz im Jahre 1765, verschaffte ihm zwar das Kommando eines Regiments, unterließ es aber, ihn zu besuchen, als er mehrere Jahre später durch den Ort kam, wo er in Besatzung stand.

Dem Wohle des Staats und den Absichten des Königs ordnete jedoch Prinz Heinrich seine abweichenden Ansichten bei wichtigen Veranlassungen bereitwillig unter. Er war gegen ein enges Bündniß mit Rußland eingenommen, da jedoch Friedrich der Mitwirkung der Kaiserin Katharina zur Ausführung mancher Pläne zu bedürfen glaubte, so übernahm Prinz Heinrich zweimal die ihm aufgetragene Sendung nach Petersburg. Schwedisch Pommern sollte gegen eine Entschädigung in Finnland, Mecklenburg gegen Westphalen und Geldern, die Lausitz gegen die Anwartschaft auf Anspach und Bayreuth eingetauscht und zur Ver-

bindung Ostpreußens, Danzig, Thorn und Elbing mit dem dazu gehörigen Gebiet gewonnen werden. Alle diese Pläne außer dem letzten scheiterten und nur die Theilung Polens war der Erfolg dieser Unterhandlungen, allein obgleich sie durch den Prinzen zu Stande kam, so vollzog er damit doch nur den brüderlichen Willen, ohne diesen Entschluß zu billigen. Weit lieber hätte er den polnischen Thron, der ihm angeboten wurde, bestiegen und aus diesem Reiche einen Bundesgenossen Preußens und ein Bollwerk gegen Rußland gemacht. Daß Friedrich ihn nöthigte, auf diesen Plan zu verzichten und in sehr entgegen gesetztem Sinne zu handeln, hat er diesem nie verziehen. Das Mißverhältniß nahm so zu, daß, wer bei dem einen Bruder in Gunst stand, bei dem andern in eine Art von Ungnade fiel, was für viele Personen am Hofe große Verlegenheiten herbei führte. Des Prinzen Gesellschaft wurde gern gesucht und besonders von solchen, die ohne eigennützige Absichten sich nur der Güte seines Herzens und seiner verständigen Unterhaltung zu erfreuen wünschten, die, von Trugschlüssen frei, immer zu richtigem Verständniß führte. Es gehörte jedoch eine unabhängige Stellung dazu, um zwischen den hohen Brüdern wählen zu dürfen. In seinem Testamente vergaß Friedrich des Bruders nicht. Es hieß darin: „Nie war ich geizig und bin daher auch nicht reich; ich habe also über große Summen nicht zu verfügen. Die Einkünfte des Staats sah ich als die Bundeslade des Herrn an, welche keine ungeweihte Hand berühren durfte; die öffentlichen Einkünfte wurden nicht zu meinem Privatgebrauche verwendet, die jährlichen Ausgaben für mich haben nie die Summe von 220,000 Thlrn. überstiegen; doch läßt meine Verwaltung mir ein ruhiges Gewissen und ich würde nicht fürchten davon öffentliche Rechenschaft ablegen zu müssen."

Nachdem nun der Thronfolger zum Universalerben eingesetzt und der Schwestern mäßig gedacht worden ist, heißt es weiter: „Meinem Bruder Heinrich vermache ich 200,000 Thlr., 50 Eimer Ungarwein, den schönen Lüstre von Bergkrystall in Potsdam,

den grünen Diamant, welchen ich am Finger trage, zwei Reitpferde mit ihren Schabracken und einen Postzug preußischer Pferde." Wir finden darunter also mehrere Gegenstände, die dem Könige lieb gewesen waren und durch deren Schenkung er seine Liebe für den Bruder aussprach, welcher auch den großen Verlust, den er selbst, wie der Staat durch diesen Todesfall erfuhr, aufrichtig beklagte.

Unter der Regierung seines Neffen lebte Prinz Heinrich, von Staatsgeschäften ganz entfernt, nur den Wissenschaften und der Wohlthätigkeit, die er in edler Weise übte, hingegeben. Er wollte sich nach Frankreich zurückziehen; der Ausbruch der Revolution verhinderte diesen Plan, aber er unterließ im Jahre 1792 nicht, dem Könige, seinem Neffen, von einem Kriege gegen Frankreich nachdrücklich, wiewohl vergeblich, abzurathen. Ohne merkliche Abnahme seiner Geisteskräfte starb er, 76 Jahre alt, im Jahre 1802 zu Rheinsberg.

König Friedrichs dritter und jüngster Bruder,

Prinz August Ferdinand, 1730 geboren,

besaß denselben muthigen Geist, aber nicht den gesunden und kräftigen Körper seiner älteren Brüder. Er wohnte allen Feldzügen des siebenjährigen Krieges bei und warf sich nicht selten an der Spitze der Tapfersten dem Feinde entgegen, so daß er den König besorgt machte. „Meine Brüder setzen sich zu sehr aus, sagte dieser; sie bedecken sich mit Ruhm, wo sie den Degen ziehen, aber ihr Muth, den ich bewundern muß, macht mich zittern." Dennoch hatte der Prinz das unverhoffte Glück, nie verwundet zu werden. Schonten ihn die feindlichen Kugeln, so griffen dagegen die Beschwerden der Feldzüge seine schwächliche Gesundheit um so mehr an, so daß er beim Ausbruche des bayerischen Erbfolgekrieges nicht mehr im Stande war, einen Heerbefehl zu übernehmen.

Von allen Söhnen Friedrich Wilhelms I. war ihm in der

Ehe das glücklichste Loos gefallen. Mit seiner Nichte, Anna Elisabeth Luise Markgräfin von Schwedt, vermählt, lebte er in den angenehmsten Verhältnissen. Sie war schön, von edlem Wuchse, lebhaft, geistreich und liebenswürdig und beschenkte ihn mit hoffnungsvollen Kindern. Allbekannt ist der Prinz Louis Ferdinand, der 1806 bei Saalfeld heldenmüthig fiel; der jüngere, August, ward General der Artillerie, und seine Tochter heirathete den Fürsten Radziwil.

Prinz Ferdinand war Heermeister des Johanniterordens und verbrachte den Sommer zu Friedrichsfelde, den Winter in Berlin, lebte aber an beiden Orten sehr zurückgezogen, wozu öftere Krankheiten und Leiden ihn nöthigten. Dennoch ist er von allen seinen Brüdern am ältesten geworden, hatte den Schmerz, das Zusammenbrechen des Staatsgebäudes seines großen Bruders im Jahre 1806 zu sehen und starb grade an der Schwelle einer neuen glorreichen Zeit im Jahre 1813.

Von seiner Gemahlin sprachen alle als von einem Wesen voll Offenheit, Güte und Anmuth und um sie zu charakterisiren erzählt Thiébault eine Anekdote von ihr. Bei Tafel kam einst das Gespräch auf Linguets Geschichte der Bastille und voll edler Entrüstung rief die Prinzessin: „Diese Bastille ist etwas so Schreckliches, daß man sich wundern muß, wie sie bei einer aufgeklärten Nation fortbestehen kann. Der Despotismus hat kaum Aehnliches aufzuweisen und wie glücklich sind wir, daß bei uns dergleichen nicht getroffen wird." Einer der Anwesenden bemerkte: „Sollte wohl Spandau den Gesetzen zugänglicher sein? Erfährt man leichter, was dort vorgeht? Und hat die Geschichte dieses Orts nichts zu enthüllen, was mit der Bastille zu vergleichen wäre?" Die Prinzessin erröthete und sprach: „Sie mögen recht haben; an das fatale Spandau habe ich gar nicht gedacht."

Von dem Neffen des Königs, welcher als

Friedrich Wilhelm II.

den preußischen Thron bestieg, soll hier nur in so fern gesprochen werden, als es sein Verhältniß zu seinem großen Oheim nöthig macht. Der 1744 geborene Prinz war erst im vierzehnten Jahre, als er seinen Vater verlor und dadurch unmittelbarer Thronerbe wurde. Schon in seinem vierten Jahre hatte ihm der König den gelehrten Schweizer, Herrn Beguelin, zu seinem Erzieher gegeben und später den Grafen Bork zu seinem Gouverneur bestellt. Durch die Wahl dieser Männer war hinreichende Gelegenheit gegeben, daß die guten Anlagen des Prinzen Pflege finden konnten; der Erfolg entsprach aber den Erwartungen des Königs nicht und die Schuld mußten die beiden genannten Leiter des Erziehungswerks tragen; sie wurden nach dem Hubertsburger Frieden beide plötzlich entlassen. Dagegen war der König mit den kriegerischen Eigenschaften seines Neffen zufrieden. Schon den letzten Feldzügen des siebenjährigen Krieges hatte dieser beigewohnt und eine Kanonenkugel, die sein Pferd tödtete und ihn in den Graben warf, hätte beinahe seinem Leben ein Ende gemacht. Der König, in dessen Nähe sich dieser Vorfall ereignete, sprengte in der Hitze des Gefechtes mit den Worten vorwärts: „Ah, der Prinz von Preußen ist todt!" Ob dieser Ausruf aus mangelnder Zuneigung oder aus mangelnder Zeit, in einem entscheidenden Augenblicke an etwas anderes, als an den Sieg zu denken, entsprang, bleibt unentschieden. Anders sprach der König, als der Thronerbe eines der drei Korps im Jahre 1778 aus Böhmen nach Schlesien zurückführte und sich dabei eben so geschickt als muthig benahm. Er umarmte ihn zum Lohn dafür bei der Parade in Breslau öffentlich und sagte: „Sie sind von nun an nicht mehr mein Neffe, Sie sind mein Sohn." Dennoch hat Friedrich Wilhelm II. nach seiner Thronbesteigung nicht nach dem Ruhm eines Feldherrn getrachtet. Den Körper eines Helden besaß er, er war über sechs

rheinische Fuß hoch, ein schöner, wohlgebauter Mann, aber der Geist dazu fehlte.

In seiner Jugend zeigte er Herzensgüte und sanfte Neigungen; er liebte die Musik und spielte mit Fertigkeit das Violoncell, doch blieb sich seine Stimmung nicht gleich und Zornausbrüche waren nicht selten. Besonders aber war es die sittliche Aufführung des Prinzen, welche dem Könige zum Anstoß gereichte, und er entfernte mehrere Personen aus seiner Nähe, die dem Jünglinge gefährlich werden konnten, ohne damit die fehlerhaften Neigungen desselben auszurotten. Der König hatte ihn früh vermählt, aber vielleicht war es grade diese Verbindung, welche einen schädlichen Einfluß auf Friedrich Wilhelms Wesen gewann. Die Prinzessin Elisabeth von Braunschweig zeigte sich ihrer hohen Bestimmung nicht würdig, und diese Ehe mußte im Jahre 1769 getrennt werden. Allein auch seine zweite Gemahlin, Louise Friederike von Hessen-Darmstadt, die Mutter so vieler herrlichen Kinder, konnte die Neigungen ihres Gemahls nicht fesseln.

Größere Befriedigung gewährten dem Könige die Anlagen seines Enkelneffen, den er gern bei sich hatte und in seinem Kabinet spielen hieß. Bekannt ist die Anekdote, daß der König dem Knaben einst den Ball wegnahm, womit er geräuschvoll spielte und ihn endlich sogar zufällig auf Friedrichs Arbeitstisch warf. Der Prinz bat um die Rückgabe, als der König diese aber verweigerte, trat er trotzig vor ihn hin und sagte: „Der Ball gehört mir und ich frage Ew. Majestät, ob Sie mir ihn wieder geben wollen?“ Lächelnd reichte ihm Friedrich den Ball mit den Worten: „Der läßt sich Schlesien gewiß nicht nehmen!“

Prinzessin Amalie von Preußen.

Jungfrau, wahre Dein Herz! Deine ganze Zukunft hängt davon ab, daß dieser Schatz nicht in falsche Hände gerathe! Auch königliche Jungfrauen, obgleich die Würde des Throns und die Schranken der Etiquette sie umgeben, sind von der Gefahr nicht

befreit, in ihren Neigungen irre zu gehen und Frieden und Frohsinn für immer zu verscherzen. Diesem traurigen Schicksal fiel eine Prinzessin anheim, über deren Wiege die Glücksgöttin das Füllhorn ihrer reichsten Gaben ausgestreut hatte. Hohe Abkunft, ausgezeichnete Schönheit, Geist und Talente vereinigten sich in Prinzessin Amalie, der 1723 geborenen jüngsten Schwester Friedrichs des Großen, um sie zum Gegenstande seiner zärtlichsten Liebe und der Verehrung aller zu machen, die ihr nahe standen. Harmlos und fröhlich vergingen die Jahre der Jugend; ihr Geist sog die Schätze des Wissens ein und nährte sich an den Blüthen der Kunst. Wohl ihr, daß beide Trösterinnen ihres spätern einsamen Lebens wurden. Eine Schülerin Kirnbergers wurde sie Meisterin auf dem Clavier und eine vortreffliche Tondichterin, doch trugen ihre spätern Compositionen das ernste Gepräge ihrer Seele. Sie hat diese Schätze, sowie die Sammlungen altitalienischer Musik, die sie besaß, dem Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, jedoch unter der Bedingung hinterlassen, daß nichts davon kopirt werde, so daß sie für die Welt verloren sind. Nichts ist von dieser Prinzessin geblieben, als ein rührendes Andenken in den Herzen der Edeln.

Unter allen Geschwistern des großen Königs hatte sie die meiste geistige Verwandtschaft mit ihm. Lebhaft und scharfsinnig, enthüllten ihre Aeußerungen und Gespräche eine originelle Auffassung von Welt und Menschen, doch urtheilte sie in ihrer Jugend mild über beide und die Neigung zu Sarkasmen war erst die bittere Frucht eines abgeblühten Lebens.

Der Wendepunkt ihres Glücks trat bei Gelegenheit der Vermählung ihrer älteren Schwester Ulrike ein. Ein junger schöner Offizier hatte an diesem Tage die Wache im Innern des Schlosses und im Gedränge wurden ihm die Quasten seiner Schärpe abgerissen oder abgeschnitten. Der König, bei dem er in Gunst stand, bemerkte dies und scherzte über diesen Verlust. Durch diesen geringfügigen Vorgang wurden die Augen der Prinzessin zum ersten

mal auf diesen Mann gerichtet, und der Eindruck war tief und beharrlich. Nach aufgehobener Tafel ging Amalie an ihm vorüber und flüsterte ihm zu: „Sie werden morgen gegen Mittag eine andere Schärpe bei mir finden.“ Auf diese Weise knüpfte sich ein Verhältniß an, welches sehr bald das Herz der Prinzessin brechen sollte. Es läßt sich nicht annehmen, daß der König eine solche Verbindung jemals gebilligt haben würde; doch der Offizier war von guter Herkunft, reich, und hätte er eben so ausgezeichnete Eigenschaften des innern Menschen besessen, so wäre wenigstens die Möglichkeit vorhanden gewesen, daß Friedrichs Zärtlichkeit für seine Schwester ihn zu einem Entschlusse bestimmt hätte, der mit seinen sonstigen Begriffen von fürstlicher Würde nicht zusammen traf. Allein der Mann, den die Liebe seiner Schwester beglückte, war dieses großen Opfers unwerth und damit schwand auch die letzte Hoffnung auf ein Nachgeben, das unter allen Umständen zum Verderben derjenigen ausgeschlagen wäre, der er so sehr wohl wollte.

Der Mann, von dem ich spreche, war nämlich Friedrich Wilhelm Baron von der Trenk, und der bloße Name dieses allbekannten Abenteurers reicht hin, um die Weigerung des Königs zu erklären. Trenk war der Sohn eines begüterten Generals und 1726 zu Königsberg geboren. Sein Aeußeres sprach sehr zu seinen Gunsten; er war ein hoher, stattlicher Mann, von ungewöhnlicher Körperkraft und schien zum Krieger geboren. Da er auch Talente und ein einnehmendes Wesen besaß, so erlangte er leicht des Königs Gunst, in dessen Umgebung er während des zweiten schlesischen Krieges Beweise von militärischer Tüchtigkeit ablegte. Bald darauf erfuhr jedoch der König, daß er mit seinem Vetter, dem österreichischen Obersten, Franz Frhrn. v. d. Trenk, dem wilden und grausamen Anführer der Panduren, in einem bedenklichen Briefwechsel stand und diesen selbst dann fortsetzte, nachdem ihm der König dies nachdrücklich verboten hatte. Das mußte Verdacht gegen den Charakter dieses Mannes erregen, und als der

König daher von seinem Liebesverhältniß erfuhr, trat er mit Entschiedenheit dagegen. Dennoch begnügte er sich mit einem strengen Verweise, ja er hatte Trenk sogar im Feldzuge von 1745 wieder bei sich. So wenig derselbe aber seinen Briefwechsel mit dem übel berüchtigten Vetter, dem gegebenen Ehrenwort zum Trotz, unterlassen hatte, so wenig unterließ er, die Prinzessin mit Briefen zu bestürmen. Nun ließ der König den Ungehorsamen verhaften und auf die Festung Glatz abführen; Trenk versichert aber in seiner Lebensbeschreibung selbst, daß er nicht Ursache gehabt habe, die Strenge des Monarchen zu fürchten und nach der empfangenen ernsten Lehre auf Begnadigung hoffen durfte. Der Gefangene wartete aber diesen Sonnenschein nicht ab, verführte den wachthabenden Offizier Alexander von der Schell sammt der Mannschaft, ging mit ihnen durch und tödtete die Nachsetzenden. Von Oesterreich, wohin er seine Flucht nahm, ging er nach Petersburg, kehrte aber, nachdem sein österreichischer Vetter 1749 gestorben war, nach Wien zurück, um dessen Erbschaft anzutreten. Maria Theresia ernannte ihn zum Rittmeister bei einem Kürassierregimente, doch nahm Trenk 1754 Urlaub und begab sich nach Danzig, um die Erbschaft seiner Mutter mit seinen Geschwistern zu theilen. Auf Ansuchen des Königs wurde er hier wegen Verbreitung verläumderischer Schriften von dem Magistrat der Stadt verhaftet und an Preußen ausgeliefert. Ueber neun Jahre brachte er auf der Festung Magdeburg zu und seine anfängliche milde Behandlung steigerte sich bis zur äußersten Strenge, die General v. Borck, der mit seinem Kopfe für ihn haften sollte, anwenden zu müssen glaubte, da Trenk in den Versuchen durchzubrechen und Komplotte zu stiften, nicht ermüdete. So schmiedete er 1761 den Entwurf, die Festung Magdeburg, die letzte Zufluchtsstätte der königlichen Familie, mit Hülfe der dortigen österreichischen Gefangenen dem Feinde zu überliefern. Die harten Maßregeln, die gegen den Gefangenen angewendet wurden, blieben dem Könige unbekannt; was aber die Prinzessin unter allen diesen Vorgängen ge-

litten haben mag, das kann ihr nur eine zarte Frauenseele nachempfinden.

Friedrich suchte durch verdoppelte Liebe den Schmerz der Unglücklichen zu lindern. Gegen keines seiner Geschwister hatte er größere Aufmerksamkeit. Er ernannte Amalien zur Aebtissin von Quedlinburg und bereitete ihr, wenn sie von daher nach Berlin kam, den Empfang einer regierenden Fürstin. Sie allein war es, die er besuchte, so oft er zur Hauptstadt kam, und mit den sanftesten Worten suchte er Balsam in ihre verwundete Seele zu tröpfeln. Allein wer ein Frauenherz kennt, wird wissen, welche Verwüstungen der Gram darin anrichtet. Das Leben hatte Amalien verbittert; ihre Urtheile waren jetzt vielleicht noch geistreicher, aber schneidender und sie glich dadurch nur um so mehr dem Könige, daß sie einen Sarkasmus nicht unterdrücken konnte. Ihr Charakter besaß nicht mehr jungfräuliche Sanftmuth, sondern männliche Kraft und nur, wenn ihre Seele in den Klängen des Claviers dahin schmolz, zauberte sie selbst eine Welt voll elegischer Gefühle in sich hervor; alle Saiten ihres Herzens erbebten, gleich denen des Instruments.

Ueber das menschliche Herz sind liebliche Saiten gezogen,
Leicht von der Freude bewegt oder von zärtlichem Gram;
Mächtig erschüttert sie alle zugleich nur heilige Liebe,
Aber die zartesten sprengt oft auch ihr stürmisches Spiel.

Wie die Liebe den Gefangenen in Magdeburg auf zweifache Weise in Fesseln geschlagen hatte, so sollte er ihrer Hand auch seine Befreiung verdanken. Nach dem Hubertusburger Frieden wendete sich die Prinzessin an Maria Theresia und bat um ihre Verwendung für Trenk. Dieser hohen Fürsprecherin konnte Friedrich damals einen solchen Wunsch nicht verweigern, und so ward Trenk im Dezember 1763 frei. Er ging nach Wien; aber der unruhige Kopf lohnte seiner kaiserlichen Wohlthäterin so schlecht, daß sie sich genöthigt sah, ihn auf die Festung Kufstein in Tyrol zu schicken. Dort saß er inzwischen nicht lange, wurde mit dem

Majorsrang entlassen und führte von da ab ein unstätes Leben. Von der zarten, rührenden Treue, welche ihm die Prinzessin bewahrte, lebte in seiner Brust nichts. Er heirathete, ward Vater von acht Kindern, hielt sich in Aachen auf, wo er einen Weinhandel trieb, kehrte dann auf seine Güter nach Ungarn zurück und erhielt nach Friedrichs Tode die Erlaubniß zur Rückkehr nach Preußen, um die Trümmer seines Vermögens retten zu dürfen. Er kam nach Berlin und hier sahen sich diejenigen, die sich in der Jugend nahe gestanden hatten, noch einmal wieder — aber unter welchen Umständen! Die früher so schöne und liebenswürdige Prinzessin war eine wandelnde Leiche und sank auch im folgenden Jahre — 1787 — wirklich ins Grab; allein sie konnte dem Manne, dem sie einst ihr Herz geschenkt und der jetzt ein Greis mit gebleichten Haaren war, vorwurfsfrei gegenüber treten, während Trenk der böse Genius gewesen war, der ihr Leben und das seinige, seinen Ruf, seine Ehre und sein Vermögen zerrüttet hatte.

Auch an der Neige des Lebens konnte er nicht ruhen. Er ging 1791 nach Paris, um sich in dem Strudel der Revolution zu berauschen, aber auch bei diesen dämonischen Gewalten gerieth er in Mißkredit und am 2. Juli 1794 fiel sein Haupt unter dem Beil der Guillotine.

War dieser wüste Abenteurer, der sich mit keiner Regierungsform und überhaupt mit keinem Menschen vertragen konnte, wohl der Mann, ein edles weibliches Wesen zu beglücken, und durfte Friedrich bei seiner scharfen Menschenkenntniß, selbst wenn er nicht König gewesen wäre oder über Stand und Rang hätte hinwegsehen wollen, einem solchen Manne die theure Schwester vertrauen? Darum rufe ich noch einmal: Jungfrau, wahre dein Herz und prüfe denjenigen erst sorgsam, dem du Glück und Leben zu opfern bereit bist.

Was ich über die Prinzessin Ulrike, Königin von Schweden, zu sagen wüßte, hätte weniger Beziehung auf Friedrich den Großen, dem sie wohl von allen Geschwistern am fernsten stand.

Da sein Bild der Mittelpunkt meiner Schilderung ist, um das sich alle andern Persönlichkeiten nur wie Arabesken reihen, so unterlasse ich die Zeichnung einer Lebensskizze, die mehr der schwedischen Geschichte angehört, und führe meine Leser zu dem Schlußpunkte der Darstellung, zu dem Sterbebette des großen Königs.

Friedrichs Tod.

Lebenslang hatte der König von der Arzneiwissenschaft eine sehr geringe Meinung gehegt. In einer geregelten Lebensweise und einer zweckmäßigen Diät, sagte er, bestehen die Hülfsmittel zur Bewahrung der Gesundheit und treten Störungen ein, so traue ich dem Tiefblick der Kunst wenig; die Natur muß ihre Anstalten zur Heilung treffen, sonst ist der Kranke verloren. Dennoch sah er sich bei seinen Podagraanfällen häufig genöthigt, die verspottete Wissenschaft zu Hülfe zu rufen, und in seiner letzten Krankheit behandelten ihn vier Aerzte: Cothenius, Frese, Theden und Selle. Als er aber aus ihren Mienen las, daß sie keine Hoffnung mehr für seine Erhaltung hatten, berief er durch zwei höfliche Schreiben vom 6. und 16. Juni den hannöverschen Leibarzt Zimmermann, einen gebornen Schweizer, zu sich. Dieser geistreiche und witzige Mann, den der König schon seit fünfzehn Jahren kannte, mußte sich jedoch überzeugen, daß seine Berliner Kollegen den Zustand des Leidenden richtig beurtheilt hatten. Friedrich sprach viel von Diät, aber diejenige, die er selbst beobachtete, war nicht grade die angemessene. Die scharf gewürzten Speisen, die vielen kühlenden Früchte hatten seine Verdauung geschwächt und eine Aenderung der Kost, daneben der Gebrauch des dick eingekochten Saftes von Löwenzahn, war das erste, was der neue Arzt verordnete. Den Saft genoß der König, in den Speisen befolgte er die Vorschrift nicht, und schadeten ihm diese, so schob er die Schuld nicht auf die Speisen, sondern auf die Medizin, „die

auf ihn eine solche infame Wirkung mache.“ Mit Erstaunen mußte Zimmermann am 30. Juni sehen, daß der König viel Suppe zu sich nahm, und diese bestand, wie gewöhnlich, in Bouillon, welcher die allerstärksten und hitzigsten Sachen beigemischt waren. Noch überdies schüttete er einen Eßlöffel voll gestoßener Muskatblüthen und Ingwer hinein. Dann aß er ein Stück Rindfleisch, das in einem halben Quart Cognac gedämpft war. Darauf folgte ein italienisches Gericht aus türkischem Waizen und Parmesankäse, worauf Saft von ausgepreßtem Knoblauch gegossen und diese Mischung so lange mit Butter geröstet worden war, bis eine harte, fingersdicke Rinde entstand: die Speise hieß Polenta. Den Beschluß machte eine Aalpastete von jener scharf gewürzten Art, daß, wie ich schon früher sagte, selbst ein Franzose sie ein Gebäck aus der Hölle genannt hatte. Nachdem der König dies alles mit gutem Appetit verspeist hatte, verblüffte er den Arzt durch die Bemerkung: daß sein Löwenzahn treffliche Wirkung thue und er seit lange nicht so viel habe essen können. Diese Freude währte nicht lange. Noch bei Tafel schlief der König ein, bekam aber bald Konvulsionen. Ein ander Mal sah Dr. Zimmermann, wie der König eine Menge kühlender und blähender Früchte, besonders Melonen und darauf Zuckerwerk genoß. Auf solche Weise wurden alle Bemühungen des Arztes zu nichte gemacht. So hat denn auch der größte Mann schwache Seiten, wo ihn die gesunde Urtheilskraft verläßt.

Zimmermann reiste ab, da er sah, daß er nicht helfen konnte, und Selle mußte am 11. Juli wieder gerufen werden, der dem Könige nach einigen Umschweifen erklärte, daß sich die Bauchwassersucht eingestellt habe und dieses Uebel lebensgefährlich sei. Friedrich vernahm diesen Ausspruch mit Ruhe und ertrug seine Leiden selbst dann noch mit Geduld, als die Natur seines Uebels ihm nicht mehr zu liegen gestattete. Er mußte die Nächte im Lehnstuhl sitzend zubringen und doch blieb ihm noch Seelenstärke genug, über seine eigene traurige Lage zu scherzen. Als der Her-

zog von Kurland ihn besuchte, sagte er zu ihm: er lerne auf seine alten Tage noch etwas Neues und werde es bald dahin gebracht haben, um mit Ehren einen Nachtwächterdienst antreten zu können.

Ciceros Wort: nos optimos esse, dum infirmi sumus — wir sind am besten, wenn wir krank sind — paßt wol nur auf erhabene Geister. Selbst die gutmüthigsten Menschen werden gewöhnlich bei lang anhaltenden schweren Leiden verdrießlich, ungeduldig, hart, eigensinnig. Keinen dieser Fehler zeigte der König; was aber noch mehr zu bewundern ist: er blieb seinen Lebensgewohnheiten treu, wie in den Tagen der Gesundheit. Ich habe bereits gesagt, daß er die Staatsgeschäfte mit immer gleicher Pünktlichkeit besorgte; dazu verlieh ihm ein hohes Pflichtgefühl die Kraft; daß er sich aber auch in seinen Studien nicht unterbrechen ließ, dadurch bewies der König seinen Glauben an Unsterblichkeit, selbst wenn seine Lippe ihn nicht aussprach. Dieses nie rastende Verlangen, den Geist zu bereichern, selbst als das Oel der Lebenslampe ausging, ist ein deutliches Merkmal, daß dieser nimmersatte Geist über die Erde hinaus zu wirken strebte und bis zur letzten Stunde Samen in sich aufnehmen wollte, der diesseits des Grabes nicht mehr aufgehen konnte und dessen Keime jenseits ihre Entfaltung erwarteten.

Daß ich dem Könige damit nicht Gesinnungen andichte, die er nicht hatte, geht aus vielen seiner Aeußerungen in ernsten Gesprächen hervor. So sagte er am 31. December 1777 in einer Unterredung mit Sulzer:

„Wenn es mir gelänge, alle meine Unterthanen glücklich zu machen, so würde ich doch nur auf einen sehr kleinen Theil dieser Erdkugel gewirkt haben, die wieder nur ein unendlich kleiner Theil des Weltalls ist. Wie könnte ich mich da unterstehen, mich dem Wesen zu vergleichen, welches dieses unermeßliche Weltall regiert und in Ordnung erhält?"

Der demüthig fromme Sinn, aus dem diese Worte hervor-

gingen, gewann an Stärke, je mehr das Alter ihm Erfahrungen zuführte und sein Nachdenken auf das Ewige hinlenkte. Die spitzigen Bemerkungen, die ihm über religiöse und kirchliche Dinge in seiner Jugend oft entschlüpften, wichen einer milden Auffassung der Dinge, die an der Neige des Lebens besonders edel hervortrat. Wie herrlich ist die Inschrift auf dem Obelisken, den er dem Andenken seiner gefallenen Krieger widmete:

Ruhet sanft, geliebte Söhne!
Seht, ich weih' euch diese Thräne!
Bin ich Schuld an eurem Tod,
Straf' mich der gerechte Gott!
Ist ein Andrer Schuld daran,
Lebt ein Gott, der's rächen kann!

So lange er in seinen letzten Tagen ein Buch halten konnte, las er selbst und das letzte, womit er sich beschäftigte, war das Leben Heinrichs IV. und eine Uebersetzung des Sueton von La Harpe. Endlich aber ward seine Hand so schwach, daß sogar ein mäßiger Octavband ihm zu schwer ward und nun mußte sein Vorleser Dantal ihm das, was er zu hören wünschte, vortragen. Nie entschlüpfte dabei ein Laut des Schmerzes seinen Lippen und nur, wenn er mit den Aerzten von seiner Krankheit sprach, erklärte er diesen, wo und was er leide. Mit den übrigen Personen seiner Gesellschaft unterhielt er sich nur über Gegenstände der Staatsverwaltung, der Literatur, Geschichte und Philosophie, ohne über seinen Zustand Bemerkungen einfließen zu lassen. Die erhabene Ruhe, womit er selbst noch seine Gärtner rufen ließ und ihnen Aufträge zu neuen Anpflanzungen ertheilte, oder Anordnungen in landwirthschaftlicher Angelegenheit traf, bewunderten alle. So beauftragte er den Kammerpräsidenten Freiherrn v. d. Goltz in Königsberg am 1. August, einen weiten Morast bei Tilsit austrocknen zu lassen und eine Kolonie darauf anzulegen. Er fühlte die Nähe seines Todes, quälte aber Niemanden mit Andeutungen auf denselben; die Unterhaltung blieb immer angenehm, und grade

jetzt machten seine Worte den tiefsten Eindruck. Gern ließ er sich auf die Terrasse in den warmen Sonnenstrahl tragen, um Luft und Licht, die er immer geliebt hatte, einzusaugen.

Jeden Tag im August bis zu seinem Tode bezeichnen wohlthätige Verordnungen und seine Hand wurde nicht müde, Segen auszustreuen, bis sie erstarrte.

Am 4. August stellte sich eine rosenartige Entzündung des rechten Schienbeins ein, welche bald die ganze Wade einnahm. Es bildeten sich Blasen auf der Haut, die Feuchtigkeit in großen Massen absonderten. Da sich auf diese Weise die innern Schmerzen linderten, selbst Schlaf und Eßlust besser wurden, schöpfte der König Hoffnung für seine Genesung, aber der Arzt, Dr. Selle, merkte, daß es das letzte Stadium der Krankheit sei. Dies verrieth die zunehmende Schwäche. Dennoch diktirte der König noch mit vollem Bewußtsein am 15. August eine Depesche an seinen Gesandten in Petersburg, die das geheime Archiv in Berlin sorgfältig aufbewahrt hat. Am folgenden Morgen fing der Kranke an, stark zu röcheln; den Kabinetsräthen, die er zur gewöhnlichen Stunde bestellt hatte, ließ er daher sagen: sie sollten warten, aber dem General Rodich befahl er demungeachtet einzutreten und ertheilte ihm die Weisungen für das in Potsdam abzuhaltende Manöver. Dann aber schien ihn das Bewußtsein zu verlassen, die Sprache stockte und alle Anstrengungen, sich für den Empfang seiner Räthe noch einmal aufzuraffen, waren vergeblich. Durch einen klagenden Blick gab er zu verstehen, daß es unmöglich sei. Nachmittags um drei Uhr traten noch einmal lichtere Augenblicke ein, der König erkannte die Umstehenden, aber zum ersten mal während seiner Regierung erinnerte er sich nicht mehr an die Staatsgeschäfte. Seine Wangen waren fieberhaft geröthet und seine Augen leuchteten mit einem Glanze, wie ehedem in der Schlacht: auch kämpfte er ja mit dem letzten, dem unbesieglichen Feinde — dem Tode. Um 7 Uhr ließ das Fieber nach; er lehnte das Haupt in die Kissen des Armstuhls zurück, ein milder Schweiß

stellte sich ein und er fiel in sanften Schlaf. Er währte nicht lange; beim Erwachen klagte der Kranke über Frost, verlangte nach warmen Decken und der hinter seinem Stuhle stehende Regimentsarzt Engel trat vor, hüllte ihn ein, fand aber die Füße und Beine bis zum Knie bereits abgestorben. „Er ist nicht der Engel des Lebens, sondern des Todes," sagte Friedrich zu ihm.

Gegen neun Uhr begann der König mit starkem Röcheln zu husten, was zwei Stunden anhielt. Als die Uhr eilf schlug und sich der König durch den Gebrauch von Meerzwiebelsaft erleichtert fühlte, sagte er: um vier Uhr Morgens will ich aufstehen! Damit deutete er an, daß er seiner Pflichten und der Stunde, wo die Kabinetsräthe zeither erschienen waren, eingedenk sei, aber es sollte seine letzte Nacht sein. Der Athem wurde beschwerlich, die Lage auf dem Stuhle unbequem. Der Kammerdiener Strützky, der einzige Mensch, der in der Todesnacht bei dem merkwürdigen Fürsten war, faßte ihn in seine Arme und bezwang sich, diese beschwerliche Stellung auszuhalten. Das Bewußtsein verließ den Sterbenden nicht, noch um Mitternacht bemerkte er, daß sein treues Windspiel vom Stuhle neben ihm gesprungen sei, und befahl, es wieder darauf zu legen und zu bedecken. Dr. Selle erschien mit noch zwei Lakaien, allein es ließ sich nichts mehr thun; nach ein Uhr fing der Puls an zu stocken, das Feuer der Augen zu erlöschen; endlich schwand auch der Athem und dieses große Herz stand still!

Die Münzstätte in Berlin hat das Zeichen A, das zwischen den Ziffern der Jahreszahl steht. In dieser denkwürdigen Nacht wurden aber rasch zwei Punkte hinter die Ziffern in den Stempel eingegraben und die in der Todesstunde geprägten Thalerstücke tragen mithin die Schrift 17. A. 86., was man für „siebzehnter August 1786" lesen kann. Man nannte diese Münzen „Sterbethaler" und die Liebe für den großen Todten gab ihnen einen hohen Werth: sie wurden um schweres Geld eingewechselt. Auch mein Vater besaß einen solchen Thaler, den er mir oft als Kind

zeigte und dabei immer aus dem Leben des großen Königs etwas Denkwürdiges erzählte.

Von den Verwandten des Königs war Niemand zum Scheidegruße erschienen, und Friedrich Wilhelm II. fand sich erst in Sanssouci ein, als der Minister von Hertzberg ihm den Tod seines Oheims gemeldet hatte. Es ist Schade, daß nicht mit größerer Pietät die Gegenstände bewahrt wurden, die an des Königs letzte Stunden erinnern. Das Tuch, womit der treue Strützky ihm den Todesschweiß von der Stirne trocknete, wurde, wie alles was zur Garderobe des Verstorbenen gehörte, oder dessen er sich in seiner Krankheit bedient hatte, wie Tassen, Löffel und dergleichen, an die Dienerschaft verschenkt. Besondern Geldwerth hatten diese Sachen freilich nicht, denn es fand sich nicht einmal ein ganzes Hemd vor, aber die Verehrung für den Todten würde noch heut den Anblick dieser Dinge wünschenswerth finden. Auch die Einrichtung der Gemächer in Sanssouci, die Friedrich bewohnte, ist nicht erhalten worden und man begegnet in diesen Hallen wenigem, was die Erinnerung unmittelbar weckt. Wenn aber die Spuren seiner leiblichen Erscheinung verschwunden sind, so hat sein Geist dagegen das reichste Erbe hinterlassen, und so lange die Bildung des Menschengeschlechts fortdauert, wird der betrachtende Blick sich zurück auf die Tage Friedrichs des Großen wenden und gern dabei verweilen. Ueberdies hat sein Urenkelneffe, König Friedrich Wilhelm IV., durch das herrliche, von Rauchs Meisterhänden geschaffene Denkmal in Berlin die Blicke seines Volks neuerdings auf seinen großen Vorfahren hingelenkt und durch den Zauber der Kunst gleichsam eine Auferstehung des Todten bewirkt. In dieser Huldigung, welche dem Andenken des Gründers der Größe Preußens gezollt wurde, liegt zugleich die Aufforderung in seinem Sinne fortzuwirken, da es in der Natur jeder Schöpfung liegt, daß sie nur durch die Kräfte erhalten werden kann, denen sie ihre Entstehung verdankt.

Der König hatte die Oeffnung und Einbalsamirung seiner

Leiche untersagt; sie wurde daher nur gereinigt, mit der Uniform des ersten Bataillons der Garde bekleidet und so auf das schwarz bedeckte Feldbett gelegt. Um acht Uhr Abends senkten zwölf Unteroffiziere dieses Bataillons sie in den Sarg, der auf einem achtspännigen Leichenwagen nach dem Schlosse in der Hauptstadt gefahren wurde. Als der Zug am brandenburger Thore anlangte, schlossen sich viele Bürger der militärischen Umgebung an und noch größer war der Zudrang bei der Ausstellung des Sarges unter dem Thronhimmel des Audienzzimmers. Auf einem Tabouret neben der Leiche lagen der Krückstock, der Degen und die Schärpe des Königs.

Friedrich hatte seine Grablegung auf der Terrasse bei Sanssouci verordnet, da aber in der Nähe dieser Gruft die Grabstätten mehrerer königlichen Windspiele sich befanden, so wich der Thronfolger von dieser Bestimmung ab. Die königliche Leiche wurde daher am 18. August in die Gruft der Garnisonkirche zu Potsdam, in der bereits Friedrich Wilhelm I. ruhte, beigesetzt und am 9. September ein feierliches Leichenbegängniß angeordnet, bei dem der Schmerz um den Verlorenen sich noch einmal ausweinte.

Diese Gruft hat nicht aufgehört, ein Wallfahrtsort für Vornehm und Gering zu bleiben und mancher Fürst hat sinnend an diesem Sarge gestanden, ohne doch Aufgabe und Regel für das eigene Leben von daher mitzunehmen. Napoleon, als er diese geweihte Stätte betrat, äußerte: Wie viel gäbe ich um eine einzige Stunde, die ich mit diesem großen Manne im Gespräch hätte zubringen können. Lebte er, ich würde nicht als Preußens Ueberwinder in Potsdam sein.

Rückblick.

Wer mag sich von dem Bilde eines solchen Fürsten entfernen, ohne sich zu ernstem Nachdenken aufgefordert zu fühlen. Oft ist die Frage aufgeworfen worden: was würde Friedrich ge-

than haben, wenn er in unsern Tagen gelebt hätte? Meinem Dafürhalten nach läßt sich darauf antworten: er würde den veränderten Verhältnissen und Zuständen gemäß handeln, wie jeder große Mann sich der Stoffe, die er vorfindet, bedient, um ihnen Form und Gestalt nach den Bedürfnissen des lebenden Geschlechts zu geben.

Als Friedrich den Thron bestieg, fand er nicht den Grad politischer Bildung bei seinem Volke vor, der es zu einer furchtbringenden Theilnahme an der Gesetzgebung befähigt hätte. Eine öffentliche Meinung bestand so eigentlich gar nicht; der König mußte sie erst hervorrufen, ihr durch Gründung von Zeitungen Organe schaffen und ein edleres Volksleben erziehen. Ueber Staatswirthschaft, Handel und Gewerbe, über alle die allgemeine Wohlfahrt betreffenden Gegenstände herrschten die unklarsten Ansichten. Erst an dem Beispiele der Verwaltung Friedrichs mußten seine Unterthanen die Segnungen einer weisen Regierung und die Anwendung richtiger Grundsätze kennen lernen. Was dem Volke vor allen Dingen Noth that, war nicht politische, sondern geistige Freiheit, die Freiheit des Denkens, die Aufhellung des Geistes durch die Wissenschaften, diese Schule für das öffentliche Leben, und an allen Anstalten für diesen Zweck ließ es der König nicht fehlen. Die altständischen Einrichtungen hatten sich längst überlebt und Friedrich haßte sie als eine Fessel, die ihn gehindert haben würde, allen Klassen seiner Unterthanen gleichmäßig gerecht zu werden. Das war Aufgabe und Ziel seines Wirkens und schon seinem jugendlichen Enkelneffen empfahl er, sich, wenn er zur Regierung gelange, nicht auf Einen Stand, sondern auf das ganze Volk, als die kräftigste Grundlage des Königthums, zu stützen.

Ueberhaupt würde, wenn jederzeit ein Fürst von erhabenen Eigenschaften den Thron einnähme, die Regierung eines Einzigen die vortrefflichste sein, weil in ihr alle Einrichtungen, wie aus einem einzigen Gusse geschaffen, sich darstellen und sie die größte Kraft, die meiste Schnelligkeit des Wirkens besitzt. Die Umge-

bung des Throns mit Schranken ist der unentbehrliche Nothbehelf menschlicher Schwachheit. Rom, das sein Heil unter dem mannigfachsten Wechsel der Verfassungen suchte, hat sich nie glücklicher befunden, als unter der Regierung der Antonine und nur weil auf einen Mark Aurel eine Commodus folgen kann, ist es nöthig, der Willkür Grenzen zu setzen, um ihre schädlichen Folgen zu hindern.

Friedrich war sich bewußt, daß er solcher nicht bedürfe, um gut und weise zu regieren, aber er sah richtig voraus, daß mit seinem Tode die Weltgeschichte einen Abschnitt beendete und die Zeit Anstalten treffe, um andere Formen zu gebären. Die Umwälzung in Amerika betrachtete er als das nothwendige Ergebniß der Forderungen, welche eine mächtig gewordene Kolonie auf Selbständigkeit machen konnte, und aus den Fehlern der französischen Regierungen, die von Ludwig XIV. an auf einander folgten, ahnete er die Ereignisse, welche sie nach sich ziehen würden.

Friedrich hatte der Zeit, in der er lebte, sein Gepräge aufgedrückt: es war das Streben nach Entfaltung wachgerufener geistiger Kräfte. Einsam war sein Sterbelager; er besaß keinen Sohn, dem er verlassen konnte, was er geschaffen hatte; keine liebende Tochter stand im letzten schweren Augenblicke tröstend an seiner Seite, aber er konnte sich sagen, daß er für die Welt gewirkt und ihr ein reiches Vermächtniß hinterlassen habe. Darum durfte auch ein Dichter von ihm so aussagen:

Es rief dem Könige der Brennen
Das Schicksal ernst und tröstend zu:
„Es wird kein Sohn sich nach Dir nennen,
Doch Dein Jahrhundert heißt wie Du!“

Solche Gefühle sprachen sich auch bei seinem Hinscheiden allgemein aus. Johannes von Müller sagt darüber: „Als die so oft fälschlich ausgebreitete Todesbotschaft Gewißheit erlangte, gab es auf Thronen und in Hütten, von den grau gewordenen Gefährten seiner ersten Siege, bis zu dem unmündigen Alter, we-

nige Menschen von einigem Gefühl, die ohne besondere Rührung diese verhängnißvolle Kunde nachsprachen." Selbst österreichische Blätter feierten das Andenken des Geschiedenen, der kaiserliche Hofrath v. Birkenstock in Wien weihte ihm eine begeisterte Elegie, und Göthe, der sich damals in Sizilien aufhielt, schrieb aus Caltanisetta: „Wir müssen von Friedrich dem Zweiten erzählen und die Theilnahme der Einwohner war so lebhaft, daß wir anfänglich seinen Tod verhehlten, um nicht unsern Wirthen durch eine so unselige Nachricht verhaßt zu werden." Die französische Akademie, wie der Republikaner Franklin sprachen sich in den wärmsten Ausdrücken über ihn aus und in England trauerte man, als ob dem Lande selbst ein bedeutender Herrscher verloren gegangen sei. Wie hätte da das eigene Volk ungerührt bleiben können? Aber in dieser weitverbreiteten Stimmung, welche sowohl die, denen er angehört, als die, denen er feindlich gegenüber gestanden hatte, oder die nur theilnehmende Zuschauer der Ereignisse geblieben war, gemeinsam ergriff, liegt das Merkmal wahrer Größe, der die Anerkennung zuletzt nirgend fehlen kann. Im Leben war Friedrich nie gleichgiltig gegen die Meinung achtungswerther Personen geblieben, aber falsche Schmeichelei haßte er eben so sehr, als er ungerechte Schmähungen verachtete. Er drückte sich darüber in folgenden Versen treffend aus:

Sans aimer la louage, insensible à tout blâme,
J'ai toujours conservé le repos de mon âme,
Et que m'abadonnant à la postérité
Elle peut me juger en toute liberté.

Ich liebe nicht die Schmeichelei
Und fürchte nicht den Spott;
Sie sind mir beide einerlei,
So wie dem großen Gott.
Der Nachwelt überlass' ich mich;
Das Urtheil scheu' ich nicht,
Das sie dereinst, besinnt sie sich,
In voller Freiheit spricht.

Oft hat man dem Könige seine Bevorzugung des Adels zum Vorwurfe gemacht, aber er zog ihn nur vor, weil er sich im Kriege wirkliche und große Verdienste erworben hatte und damals Männer von Bildung am meisten unter diesem Stande zu finden waren. Verdienstlose Edelleute waren der beständige Gegenstand seines Spottes. Der Gräfin Paradies antwortete er auf ihr Gesuch um eine Offizierstelle für ihren Sohn, der dem Trunke ergeben war:

„Ich suche gute Offiziere; wer liederlich ist, wird weggejagt, mit solchen Leuten ist mir nicht gedient."

Als General von Wolfersdorf bei Bereisung des Kantons darauf antrug, daß ihm der betreffende Kammerpräsident beigegeben werde, verfügte der König:

„Mag geschehen, allein der Präsident ist ein dummer Teufel, er soll seinen Direktor (einen Bürgerlichen) mitnehmen."

Von der Achtung der Verdienste ohne vornehme Geburt, gab er dagegen dem geheimen Rath Hesse, welchen der Landgraf von Hessen-Darmstadt als Gesandten nach Berlin geschickt hatte, einen schönen Beweis. Hesse glaubte den ihm ertheilten Auftrag entschuldigen zu müssen und bat, über seine bürgerliche Abkunft hinweg zu sehen, da er seinem Fürsten als ein rechtschaffener Mann bekannt sei. Der König erwiederte: „Ein ehrlicher Mann ist in meinen Augen vom besten Adel und vom größten Werthe, denn seine Tugend glänzt in seinen Handlungen. Sie sind mir willkommen, ich sehe Sie gern bei mir und es gereicht mir zum Vergnügen, einen Vertrauten meines alten Freundes kennen zu lernen."

Einen Rittmeister, den Sohn eines märkischen Landmanns, fragte Friedrich, ohne diesen Umstand zu kennen, von welchem Hause er abstamme? „Aus gar keinem, versetzte der Rittmeister, aus der Hütte eines Landmanns und doch möchte ich meine Eltern nicht um die vornehmsten der Welt vertauschen." „Das heißt

edel gedacht!" rief der König und das Auge, dem selten eine Thräne entrann, wurde feucht vor Rührung.

Solcher Beispiele ließen sich unzählige anführen, wie denn überhaupt, je tiefer man in das Wesen des großen Fürsten eindringt, um so mehr der Tadel zerfällt, den man gegen viele seiner Handlungen gerichtet hat.

Er war nicht fehlerfrei und er hielt sich nicht dafür. Er sagte selbst von sich: „Welcher Mensch ist ohne Irrthum und welcher König ohne Schwäche!" allein er suchte seine Fehler kennen zu lernen und war bereit, sie zu verbessern. So habe ich es selbst als ein Unrecht bezeichnet, daß der König nach dem siebenjährigen Kriege alle Freikorps, selbst diejenigen auflöste, denen der Fortbestand verheißen worden war, ohne sich um das Schicksal der brodlos gewordenen Offiziere zu bekümmern. Einer derselben war als Schmiedegeselle in den Dienst getreten, hatte sich jedoch im Felde so ausgezeichnet, daß er den damals seltenen Verdienstorden erhielt und gegen das Ende des Krieges zum Major aufstieg. Der brave Mann war ohne Vermögen und alle Versuche, sich eine angemessene Stellung in der Welt zu gründen, schlugen ihm fehl. Da entschloß er sich kurz, kehrte in sein heimathliches Dorf nach Schlesien zurück und ergriff den vor vielen Jahren niedergelegten Schmiedehammer von neuem; nur das Ehrenkreuz, das seine Brust schmückte, legte er selbst beim Ambos nicht ab. Der Zufall führte den General von Seydlitz zu seiner Werkstatt, aber er erstaunte nicht wenig, als ein Ritter des Ordens pour le mérite heraus trat, um seinem Pferde ein verlorenes Hufeisen aufzuschlagen. „Wie kommen Sie zu diesem Orden?" fragte der General, worauf der Schmied in kurzen Worten seine Schicksale erzählte und damit schloß: „Von Wohlstand und Ansehen konnte ich mich trennen, aber dieses Kreuz, das ich in heißer Feldschlacht gewann, ist mir theuer; es soll meinen Sarg noch zieren." Bewegt drückte ihm Seydlitz die Hand und versprach, dem Könige die Sache zu hinterbringen. Es geschah, und Friedrich erklärte sich

sogleich bereit, dem verdienten Krieger zu helfen, nur wolle er vorher bei dem gewesenen Chef des Unglücklichen, dem Obersten Quintus Icilius, Erkundigung über den Mann einziehen. Bei Tafel, als der Wein die Gäste munter gemacht hatte, sagte der König zum Obersten: „Was Teufel hat Er für Leute als Offiziere bei seinem Korps gehabt; da höre ich eben von einem Major, der ein Dorfschmied ist. Wie ist denn der Cyklope zu dem Orden pour le mérite gekommen?" „Auf würdige Weise, versetzte der Gefragte, Schwert oder Hammer, er führt beides gleich gut; es wäre zu wünschen, daß Ew. Majestät recht viel solche Schmiede in Ihrem Heere hätten. Ueberdies, Sire, waren Sie selbst bei der Gelegenheit zugegen, als der Tapfre sich den Orden verdiente; um geringer Ursache willen ist er ihm wahrhaftig nicht verliehen worden!" „Und warum, fragte ihn der König weiter, hat Er sich des Mannes nicht besser angenommen, als sein Korps aufgelöst wurde?" „Ja, damals mochten Ew. Majestät von den Freikorps nichts hören; ich hatte ihn auf die Liste der Wiederanzustellenden gesetzt, aber Ihre Hand strich seinen Namen selbst aus." Friedrich fühlte sich beschämt und sagte mit Kopfschütteln: „Der Mann muß kein Glück haben, sonst wäre er mir nicht entgangen, doch wir wollen ihn noch jetzt aus seiner Schmiede heraus holen. Ich bewillige ihm eine Pension und diese soll er mit seinem Orden ruhig verzehren, bis ich ihn wieder brauche und rufe."

Mit einem eigenhändigen, in huldvollen Ausdrücken abgefaßten Schreiben zeigte der König dem ritterlichen Schmiede die Bewilligung des Ruhegehaltes an, und dieser legte mit Freuden den Hammer bei Seite, um den Abend seines Lebens voll Dank für die späte, aber um so willkommnere Berücksichtigung seines Monarchen harmlos zu genießen.

Wie selten sind die Menschen bereit, Uebereilungen zu gestehen und sie wieder gut zu machen. Vielen fällt es leichter, sich davor zu bewahren, als einen falschen Schritt zurück zu thun. Sie suchen ihr Herz gegen Vorwürfe zu verhärten und nur die

edelsten Seelen gewinnen es über sich zu sagen: ich habe gefehlt! Dabei muß man noch sorgfältig den Standpunkt berücksichtigen, welchen der Handelnde einnimmt. Wenn der gewöhnliche Mensch seine Pflicht erfüllt, so verdient er dafür des Lobes nicht; aber derjenige, den Stand und Verhältnisse über seine Mitbrüder erheben und seinen Blick, der von der Höhe auf sie herabfällt, trüben und sein Urtheil leicht irre führen, verdient Bewunderung, wenn er dennoch gut und der menschlichen Natur getreu handelt. Daher bin ich immer der Meinung gewesen, daß man an geborenen Fürsten jede Tugend schätzen müsse, aber Grund zu der innigsten Verehrung gegeben sei, wenn sich diese zu einer Sternenkrone vereinigen.

Der Glanz derselben läßt uns über Flecken hinweg sehen. Auch die Sonne hat dunkle Stellen, aber man gewahrt sie erst dann, wenn man sie durch scharfe Gläser beobachtet. Ihr Licht, die Wärme, die sie erzeugt, spenden uns so große Wohlthaten, daß es Niemandem einfällt, diesen Himmelskörper darum zu schmähen, weil seine Strahlen nicht vollständig rein sind. Dieses Gleichniß darf man auf Friedrich den Großen anwenden, dessen vortreffliche Eigenschaften so überwältigende Wirkungen äußerten, daß dasjenige, was an ihm zu rügen wäre, dem wohlwollenden Blicke entschwindet.

Seine Bewunderer rühmen es vornämlich an ihm, daß er mit solcher Seelengröße gestorben ist und dem Augenblicke seiner Auflösung mit einer Gelassenheit entgegen sah, die den rechten Weisen darum besonders kennzeichnete, weil nichts Gemachtes darin lag, sondern alles dabei mit seinem ganzen Wesen naturgemäß harmonirte. Er verlangte bei seinem Abscheiden keine Zeugen; sein treuer Kammerdiener war der einzige Mensch, den er um sich sah, doch zeigten noch die Züge im Gesichte des Todten, daß kein innerer Kampf seinen letzten Augenblicken voran gegangen sei. Um so wie Friedrich zu sterben, muß man aber auch, wie er, ge-

lebt haben und den Blick nach rückwärts und vorwärs ungetrübt richten können.

Ich habe den König so geschildert, wie sein Bild in meiner Seele lebt und wie es mir in früher Jugend eingeprägt wurde. Die Familie, aus der ich stamme, büßte durch Friedrichs Kriege und seine Finanzmaßregeln den größten Theil ihres ansehnlichen Vermögens ein, ohne daß dieser materielle Verlust die Verehrung minderte, welche sie für den großen Fürsten empfand. Der König schätzte meinen Großvater seiner biedern Gesinnungen und seiner Einsichten wegen und ernannte ihn zum Kommerzienrath; auch forderte er ihn auf, sich schriftlich an ihn zu wenden, so oft er es für nöthig erachten würde. Mein Großvater machte davon einen sehr seltenen Gebrauch, aber so oft er etwas Unrechtes bemerkte, drang er auf Abstellung, „sonst bin ich genöthigt, es dem Könige zu berichten", setzte er hinzu. Das war selten nöthig; dieses Wort erschien solchen als eine schwere Drohung, welche eine Prüfung ihrer Handlungen zu fürchten hatten. Dieser ungehinderte Zutritt zu dem Ohre des Königs, den eigentlich jeder Unterthan hatte, der aber von besonderer Wichtigkeit bei Personen war, welchen der König Vertrauen schenken durfte, ersetzte in jenen Tagen Verfassung, Kammern und Petitionsrecht. Gerechte Beschwerden blieben nie unbeachtet, vielmehr erfolgte die Abhülfe sicher, rasch und vollständig. Das war der Grund der vertrauenden Liebe, der auch meine Angehörigen beseelte. Unter solchen Ueberlieferungen bin ich erwachsen; die Eindrücke, die ich von Jugend auf empfing, waren halb unmittelbare; sie wurden aus den Herzen, die sie selbst in sich aufgenommen hatten und an denen ich mit Ehrfurcht hing, mir wie der Funken durch eine magnetische Kette zugeführt und ich habe mithin weniger ein Bild gezeichnet, welches durch das Studium der Geschichte in mir entstand, als die Einwirkungen wiedergegeben, welche die Regierung Friedrichs des Großen auf seine Zeitgenossen machte und die auf mich übertragen wurden.

Daher glaube ich, daß es meiner Darstellung nicht an innerer Wahrheit fehlt und daß sie um deshalb geeignet ist, auf jugendliche Seelen dieselben Einflüsse auszuüben, die sie auf mich gehabt hat.

Es ist freilich nur demjenigen möglich, welcher die weitreichende Kraft eines mächtigen Monarchen besitzt, unter allen Umständen, so wie Friedrich, zu handeln; dennoch glaube ich, daß sein Leben für jeden Jüngling nachahmungswerthe Beispiele genug enthält. Selbständigkeit des Urtheils, Festigkeit der Entschlüsse, Maßhalten nach erreichten Zielen, Unverzagtheit im Unglück, Furchtlosigkeit beim scheinbaren Schwinden aller Hoffnungen, sind Eigenschaften, die den großen König zierten und die jeder Mann zu gewinnen im Stande ist. Das Glück hatte ihn hoch erhoben, dann aber that es wenig für ihn. Wer die Geschichte seiner Kriege, die Schilderungen seiner Schlachten, mit Aufmerksamkeit studirt, wird finden, daß es niemals Zufälle waren, die seine Erfolge begünstigten; er mußte sie vielmehr mit hartem Kampfe, mit der Blosstellung seines Lebens und mit schweren Opfern erkaufen. Das bildet aber den Mann, dessen Sache es ist, immer in sich selbst die Hülfsquellen seines Daseins zu suchen und so oft das Schicksal, mit dem er ringt, ihn niederwirft, sich von dem Falle muthig zu erheben.

Si parva licet componere magnis — wenn es erlaubt ist, das Kleine dem Großen gegenüber zu stellen —, so führe ich an, daß das hohe Vorbild des Königs mich beständig umschwebte, so oft gegen mein niederes Haupt oft plötzliche und niederschmetternde Schläge gerichtet wurden. Wenn meine Freunde und Angehörigen an meiner Zukunft verzweifelten, warf dieser Stern aus ewigen Fernen seine Strahlen in die Nacht meines Lebens und meine Pulse schlugen feuriger. Ich bin alt geworden, aber unverzagt geblieben und habe mich jederzeit wieder aufgerafft, wenn die Welt mich verloren hielt.

Darum glaube ich den Helden, der mir zum Schutzgeist in



C. Preisel & C. Geyer sc.

Statue Friedrich's des Grossen in Berlin
nach Rauch's Modell.

den Wirren meines kleinen Lebens diente, auch allen Jünglingen, welchen Standes sie sein mögen, als den Angelpunkt empfehlen zu müssen, auf den sie ihre Blicke zu richten haben, wenn ihr Lebensschiff unter schweren Stürmen schwankt. Sie werden lernen, was sie zu thun und was sie zu meiden haben, und dazu dienen ihnen eben so die erhabenen Eigenschaften, wie die Fehler des großen Königs, deren Folgen ihm das Schicksal nie ersparte.

Wenn mein Buch zur Anregung dient, Muth und Mannhaftigkeit zu gewinnen, Vorsicht und Mäßigung nicht zu versäumen, schwere Ereignisse kraftvoll zu überdauern und sich durch Erreichung der Lebenszwecke nur großer und edler Mittel zu bedienen, so werde ich dies nicht als mein Verdienst ansehen, sondern als den Segen, den Friedrich noch fort und fort ausstreut und der nicht fehlen kann, wenn das Bild des Nachahmungswürdigen auch nur in unvollkommenen Zügen, aber mit aufrichtig empfundener Wärme gezeichnet wird.

Inhaltsverzeichniß.

Inhaltsverzeichnis

riedrich

Weidinger, Carl

Das Leben u. Wirken Friedrichs des Großen, königs von Preußen Mit 12 Stahlstichen

Lpzg 1854